

Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten



Erzählungen

Menschen sagen fünfundzwanzig Mal am Tag
nicht die Wahrheit. Manche lügen weit öfter.

Täuscht, wer die Wahrheit verschweigt?

Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

CHRISTOPH
VON
NOSTITZ

Copyright © 2026
Christoph von Nostitz
www.nostitz-schreibt.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne schriftliche Genehmigung des Autors bzw. nur in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des Copyright, Designs & Patents Act (1988) oder im Rahmen der Bestimmungen einer von der Copyright Licensing Agency erteilten Lizenz, die ein beschränktes Vervielfältigen erlaubt, in irgendeiner Form oder auf irgend eine Weise, sei es elektronisch oder mechanisch, durch Fotokopie, Aufzeichnung oder anderweitig, egal für welchen Zweck, reproduziert, auf einem Datensystem gespeichert oder übertragen werden.

Umschlagsgestaltung Copyright © CCONOS media
Eduard-Schenk-Straße 38, 80807 München
cconos@gmx.de
Titelbild Eva Ohler, Ohne Titel
Ausschnitt, Acryl auf Leinwand

„Du aber bist nicht Herr des morgigen Tages
und verschiebst zu häufig das Erfreuende.

Das Leben geht mit Aufschieben dahin,
und mancher von uns stirbt,
ohne Muße gefunden zu haben.“

Nach Epikur
Griechischer Philosoph

Für
Felix-Christopher
Pauline
Caspar

Vorwort

Das Erzählen von Geschichten ist mir unverändert ein innerer Drang. Es ist ein Drängeln von Worten, die aufs Papier möchten, von Geschichten, die erzählt werden wollen. Das Leben und die Welt sind voll von tragischen, komischen, erschreckenden, anrührenden, skurrilen, sprühenden, lauten und leisen und manchmal wunderschön-unwichtigen Ereignissen. Davon ein wenig einzusammeln und zu Geschichten zu verweben, Figuren lebendig werden und mich selbst vom Ende überraschen zu lassen, ist mir pures Vergnügen.

Was von den Geschichten wahr ist und was Fiktion, ist wahrlich unerheblich. Der Geist der Zeit, in denen sie spielen, war und ist so, dass sie genauso stattfinden könnten. Es heißt, Schreiben sei ein einsames Geschäft. Das finde ich nicht. Ich amüsiere mich prächtig mit meinen Figuren, leide mit ihnen und lasse mich von ihrem Glück mitreißen.

Nach den Romanen *Kaleidoskop* und *Frauenbadi ist Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten* mein erster Band mit Erzählungen – ein Genre, für das ich dank *Abschiedsfarben* von Bernhard Schlink Begeisterung entwickelt habe.

Bitte um Nachsicht

Als Hobby-Autor komme ich nicht in den Genuss eines Korrektorats und Lektorats. Es finden sich immer wieder Rechtschreib- und Interpunktionsfehler, und vermutlich auch Perspektiv- und Zeitfehler in den Geschichten. Auch am Ausdruck ließe sich weiter und ewig feilen. Ich bitte um Nachsicht.

Vita

Im Sommer 1957 kam ich in München zur Welt. Die Schulzeit und eine kaufmännische Berufsausbildung absolvierte ich in meiner Geburtsstadt. Es folgte der Diplom-Abschluss in Betriebswirtschaftslehre. Das Studium und die anschließende berufliche Laufbahn führten mich an verschiedene Stationen im In- und Ausland. Heute lebe ich wieder im Raum München.

Mit vierzehn schrieb ich meinen ersten Roman, eher eine Kurzgeschichte. Anlässlich von langen Auslandsaufenthalten verfasste ich statt knapper Briefe ausführliche Reiseberichte. Das entsprach meiner Freude am Erzählen und dem Wunsch, Ereignisse zu lebendigen Erlebnissen werden zu lassen.

Die folgenden Dekaden ließen mir keinen Raum, um Prosa zu schreiben. Schließlich nahm ich mir die Zeit und verfasste die Romane *Kaleidoskop*, *Frauenbadi* und den Erzählband *Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten*.

Mein Debütroman war allerdings die Geschichte *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte*. Durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben und beim Verfassen der oben genannten Titel wuchs jedoch mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. Infolge habe ich das Buch zurückgenommen. Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich gemocht hatte, eines Tages eine zweite Chance.

Inhalt

Wer drei Mal lügt, dem glaubt man nicht. Und lügt, wer die Wahrheit für sich behält? Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag. Manche weit öfter. Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, aus Scham, aus Sehnsucht, aus Gier, aus Lust. Sie belügen sich selbst und andere. Menschen täuschen, täuschen vor, täuschen sich selbst, führen hinters Licht, hintergehen, führen in Versuchung und in die Irre, manipulieren und verschweigen. Manche gestehen irgendwann Lügen.

Aus unterschiedlichen Perspektiven erzählen die folgenden Geschichten von diesem offenbar zutiefst menschlichen Wesenszug.

I

Post Scriptum

Lara ... 11

... alias Rita 53

II

Landzunge 95

III

Viktoria und ...

... die Enge 151

... das Leopardenmuster 175

... der Schleier 183

... Geständnis und Abbitte 189

IV

Lauffeuer 207

V

Fremdkörper 215

VI

Fischessen 243

VII

Dreifaltigkeit 265

VIII

Entscheidungen 357

IX

Stadtlust 427

Post Scriptum – Lara ...

1

Als der Richter im Namen des Volkes die Scheidung verkündete, war es sieben Minuten nach zwölf. Den Zeigerstand der Wanduhr hinter ihm würde sie nie vergessen. Der Richter machte noch einige weitere Anmerkungen, aber Lara hörte nicht mehr zu. Dann war der Termin vorbei. Endlich. Lara trieb nur ein Gedanke: Raus hier. Sie konnte die Fratze ihres nun offiziellen Ex-Ehemanns nicht mehr ertragen. Spontan entschied sie, ihren Mädchen-namen wieder anzunehmen.

Sie wandte sich ihrer Anwältin zu.

„Ich muss hier weg.“

Sie lief durch den mit lindgrünem Linoleum ausgelegten Flur und sog den Geruch von Bohnerwachs ein. In riesigen Balken von Sonnenlicht, die schräg durch die Fenster ins Treppenhaus hereinragten, sah sie Partikel tanzen. Nur weiter, stachelte sie sich an. Sie eilte die Treppe hinunter, vernahm den harten Widerhall der Schritte auf den Steinstufen, und verließ den nüchternen Zweckbau des Familiengerichts.

Auf dem Vorplatz hörte sie das Rauschen des Brunnens auf der Grünanlage gegenüber.

Und sie spürte die Hitze, die seit Tagen wie eine Glocke über der Stadt stand. Sie entfernte sich vom Ausgang, aus dem auch gleich ihr Ex herauskommen würde. Er hatte sie betrogen, wieder und wieder, und zum Schluss versucht, sich über den Zugewinn an ihrem Erbe zu bedienen.

Auf dem Weg zu ihrem Fahrrad blieb sie plötzlich stehen. Sie hatte geglaubt, gehofft, wenn alles vorbei sein würde, sich wieder geerdet zu fühlen. Aber sie spürte nichts. Darauf klammerte sie sich an den Schwur, den sie heute Früh spontan geleistet hatte: Keine Beziehungen mehr. Nie mehr. Wozu?

Zu Beginn der Trennungsphase hatte sie ein neues Zuhause bezogen und fühlte sich dort inzwischen auch so – zuhause. Seither gehörten Yoga und Laufen ebenso selbstverständlich zu ihrem Alltag wie die Stammtischrunde am Freitag. Auch besuchte sie wieder Ausstellungen und Theateraufführungen. Einkaufen ging sie nur noch einmal in der Woche – freitags, kurz vor Ladenschluss. Erst betrat sie die Buchhandlung, um einen Roman für das Wochenende auszuwählen. Anschließend erledigte sie im Supermarkt nebenan die Einkäufe für das Wochenende und die kommende Woche.

Sie fuhr sich durchs Haar. Das erinnerte sie daran, dass sie auch ihr Äußeres dem Pragmatismus ihres neuen Lebens angepasst hatte.

Die einst langen Haare waren einer Kurzhaarfrisur gewichen. Auch die ständige Färberei hatte sie sattgehabt. Statt Kastanienbraun war ihr Haar jetzt graumeliert – „Pfeffer und Salz“ nannte sie den Look.

Nur die Arbeit am Gymnasium, die Fächer Deutsch und Latein, war unverändert geblieben.

Sie tat die letzten Schritte zu ihrem Rad, steckte den Schlüssel ins Schloss und dachte an den Schwur. Wozu das alles aufs Spiel setzen? Für eine neue Beziehung. Wegen eines anderen Mannes? Niemals.

Sie drehte den Schlüssel. Mit einem leisen Klack öffnete sich das Schloss. Dann stieg sie auf und fuhr davon.

2

Das erste Jahr nach der Scheidung verflog im Nu, und Lara lebte in ihren Routinen – bis zu jenem Freitagabend, an dem sich alles änderte. Gut gelaunt war sie vom Stammtisch nach Hause gekommen. Während sie die Treppe hinauf in Richtung Schlafzimmer ging, beschlich sie das fremdartige Gefühl zum ersten Mal. Am nächsten Tag war es verschwunden – als hätte es nie existiert.

Am folgenden Freitag, auf dem Weg nach oben, erfasste sie das Gefühl erneut. Was war das?

Als sie am darauffolgenden Freitag die Treppe hinaufstieg, erwartete sie das Gefühl schon – und gestand es sich ein: Sie hatte Angst. Wovor? Fortan verspürte sie die Angst jeden Freitag, wenn sie vom Stammtisch kam. Sie gewöhnte sich an, sich dann mit dem Gedanken an den neuen Roman, den sie wie immer im Wohnzimmer am Panoramafenster abgelegt hatte, zu beruhigen. Morgen und am Sonntag würde sie in die Geschichte eintauchen. Ansonsten hatte sie, wie fast jedes Wochenende nichts weiter vor.

Bis Samstagnachmittag hatte sie kaum ein Drittel des Romans geschafft. Sie war unkonzentriert. Auch ein Spaziergang und frische Luft halfen nicht. Zum Abendessen bereitete sie sich Matjes in Dillrahm, dazu Salzkartoffeln. Als Dessert aß sie eine Birne. Wenig später ging sie zu Bett und hoffte, zu Ruhe zu kommen. Doch schon bald wachte sie wieder auf und fand nicht zurück in den Schlaf. Sie stand auf, zog den Morgenmantel über, ging hinunter ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Seit der Scheidung sah sie kaum noch fern, nur Nachrichten – und wenn sie nicht schlafen konnte. Dann schaute sie Dokumentarsendungen. Das wollte sie auch jetzt tun. Aber noch bevor sie sich bis zu ARTE durchgezappt hatte, blieb sie bei einem Spielfilm hängen.

Sie erkannte Diane Keaton und Jack Nicholson und ließ den Film laufen. Sie spielten eine Frau und einen Mann fortgeschrittenen Alters, die um ein spätes Glück zu ringen schienen. Noch im Stehen drückte sie die Taste für Neustart und las den Titel: *Was das Herz begehrt*. Sie trat zurück, ließ sich langsam auf dem Sofa nieder, zog die Beine auf die Sitzfläche und ließ den Streifen laufen. Am Ende liefen ihr Tränen, die kein Ende zu nehmen schienen, über die Wangen. Sie schmeckte Salz und spürte, wie der Panzer ihres Schutzschilds aus Disziplin, Ordnung und dem Schwur, sich aufzuweichen begann. Sie fühlte sich verletzt und wehrlos, schlang die Arme um sich und hielt sich am Morgenmantel fest. Die endlosen Zeilen des Abspanns konnte sie mir den verheulten Augen nicht lesen.

Am darauffolgenden Tag ließ sie ihrem Verlangen und der wabernden Hoffnung auf doch noch eine Beziehung mit einem Mann Raum – und dachte an den Film mit Diane Keaton und Jack Nicholson. Aber schon am nächsten Tag verdrängte sie die Aufwallung und verleugnete den Reiz. Darüber wurde sie reizbar und ertappte sich dabei, unbeherrscht und patzig zu reagieren. Nach einer Woche konnte sie ihre Unzufriedenheit nicht länger leugnen und gestand sich ein, dass sie zickig geworden war.

Das machte sie augenblicklich noch übellauniger. Sie konnte Zicken nicht ausstehen.

3

Während sie am darauffolgenden Freitag nach dem obligatorischen Besuch in der Buchhandlung die Einkäufe im Supermarkt erledigte, fiel ihr wieder der Mann auf, den sie schon einmal aus dem Augenwinkel erspäht und dann vorsichtig beobachtet hatte. Er fiel auf – sicher nicht nur ihr – und er gefiel ihr. Auch heute. Leichtfüßig bewegte er sich zwischen den Regalen und schien genau zu wissen, was er wollte. Nur gelegentlich blieb er stehen, wenn er mit wohlgeformten Händen gezielt nach etwas griff. Sie schätzte ihn auf gut Mitte fünfzig, ein paar Jahre älter als sie selbst. Tändelnd folgte sie ihm, bis sie sich eingestand, dass sie ihn verfolgte. Das war ihr egal.

Sie sah ihn genauer an, das volle Haar, mit den silbergrauen Strähnen in den Locken, die glatte Haut, den gutsitzenden Anzug. Dazu das hellblaue Hemd, ohne Krawatte, der oberste Knopf offen. Schuhe und Gürtel waren perfekt abgestimmt. Nicht nur ein attraktiver, sondern ein gepflegter Mann.

Sie erinnerte sich an das Verlangen – dachte dann aber an den Schwur: Keine Beziehung mehr. Nie mehr. Wozu?

An der Kasse stand sie direkt hinter ihm, dem attraktiven, dem gepflegten Mann, und nahm einen dezenten Duft wahr. Sie beobachtete die Kassiererin, wie sie seine Waren einscannte, bis sie die Arbeit plötzlich unterbrechen musste. Die Kundin vor dem Mann verstaute ihre Einkäufe nur langsam in ihre Einkaufstaschen. Als die bemerkte, dass sie den Betrieb aufhielt, entschuldigte sie sich – erst bei der Kassiererin und dann bei ihm. Der Mann blieb gelassen und lachte die Kundin an.

„Lassen Sie sich Zeit. Ich habe es nicht eilig.“

Das Lächeln blieb auf seinen Zügen haften und machte ihn noch attraktiver. Was würde sie für dieses Lächeln geben. Sie merkte, wie seine Stimme in diesen beiden so unbedeutenden Sätzen etwas in ihr in Bewegung setzte. Sie hätte aus den beiden Sätzen ein Gespräch mit ihm entsponnen.

Dann war die Frau gegangen – und der Mann wenig später auch fort. Mit dem Roman unten im Korb und den Einkäufen darüber, einem weiteren ereignislosen Wochenende vor sich und ihrem Verlangen blieb sie zurück.

Eine Stunde später saß sie am Stammtisch. Teilnahmslos blickte sie sich in der Runde um, hörte kaum zu und verabschiedete sich früh. Am Samstag und Sonntag verdoppelte sie die Jogging-Runden. Sie wollte der Leere und ihren Ahnungen davonlaufen. Und natürlich las sie den Wochenendroman. Es half nichts – die Sehnsucht ließ sie nicht los. Das Verlangen wurde drängend. Widerwillig gestand sie sich, dass ihre Psyche und Hormone gegen den Schwur rebellierten. Vielleicht hatte ja auch sie Fehler in der Ehe gemacht, hatte seither dazugelernt und war jetzt reif für eine neue, eine aufrichtige Beziehung? Kollegin Sabrina – Sport und Mathematik, ähnlich alt wie sie selbst – erschien ihr auf einmal wie ein Vorbild. Die hatte seit zwei Jahren einen Freund. Die beiden wirkten noch immer verliebt wie am ersten Tag.

Eine Woche später betrat sie wie gewohnt die Buchhandlung. Auch diesmal staunte sie über die Stapel an Neuerscheinungen. Trotz der Flut fiel es ihr jedes Mal schwer, einen Titel mit literarischem Anspruch ausfindig zu machen. Zugleich schwante es ihr, dass sie von den Geschichten abhängig war.

Sie griff nach einem verheißungsvollen Titel auf einem vielversprechenden Cover – nach einem sogenannten Frauenroman. Sie mochte diese Genrebezeichnung nicht, sah aber auch heute nur Frauen im Laden – als Kundschaft und zur Beratung.

Wenig später lief sie mit dem Roman fürs Wochenende im Korb durch den Supermarkt und entdeckte abermals den attraktiven Mann. War er neu in die Gegend gezogen? Kaufte auch er immer freitags kurz vor Ladenschluss hier ein? Sofort erfasste sie eine Idee: Sie blieb in seiner Nähe, lud, um sich geschäftig zu geben, Dinge in ihren Einkaufswagen, die nicht auf ihrem Einkaufszettel standen und würde es so einrichten, dass sie genau vor ihm an der Kasse stand. Wenn die Kassiererin ihre Einkäufe dann scannte, würde sie es so machen, wie die Frau vor einer Woche. Sie würde die Artikel schleppend einpacken – und über die Verzögerung mit dem Mann ins Gespräch kommen. Ihr würde schon etwas einfallen.

Sie folgte ihm weiter. Plötzlich kam aus dem Gang rechts eine Frau herausgeschossen, warf etwas in seinen Wagen, hakte sich bei ihm ein und küsste ihn auf die Wange. Der so attraktive und gepflegte Mann lächelte die Frau an. Die Frau strahlte zurück. Lara stockte. Das ist doch Kollegin Sabrina – Sport und Mathematik.

Die ist doch mit diesem, wie hieß er noch, liiert. Sabrina blickte zur Seite, sah sie und winkte. Lara winkte zurück und schaute Sabrina nach wie sie eingehakt bei dem Mann weiterging. Gott sei Dank war Sabrina nicht zu ihr gekommen und hatte ihr den Mann vorgestellt. Der Boden unter ihren Füßen schwankte. Sie hielt sich am Einkaufswagen fest, der mit Waren beladen war, die nicht auf ihrer Liste standen. Sie spürte nur noch ein Verlangen: Luft. Sie brauchte Luft. Sie nahm die Hände von der Schiebestange und ließ den Wagen stehen. Mit einem neuen Roman im Korb, aber ansonsten leeren Händen, verließ sie den Supermarkt.

5

Fortan spürte sie jedes Mal, wenn sie aus der Schule nach Hause kam – wo niemand auf sie wartete, wenn sie abends nichts vorhatte, keinen Theaterbesuch, keinen Stammtisch: ihre Unzufriedenheit. Die Wochenenden wurden ihr geradezu unerträglich. Sie hielt das Alleinsein nicht mehr aus. In Gedanken ging sie ihren Bekanntenkreis durch: überwiegend Paare. Die blieben samstags und sonntags unter sich. Von den wenigen Singles schlug selten jemand vor, etwas gemeinsam zu unternehmen. Sie selbst auch nicht.

Sie sah es unumstößlich vor sich: ihre Sehnsucht nach einer Beziehung, nach Nähe zu einem Mann. Es musste etwas passieren – sonst würde sie depressiv, war sie sich sicher. Abends, nachdem sie sich ausgezogen hatte, stellte sie sich im Schlafzimmer vor den großen Spiegel und betrachtete sich. Sie fand, dass sie noch immer attraktiv aussah – nicht nur im Gesicht, an den Armen, Händen und Beinen. Sie sah ein Lächeln über ihr Gesicht huschen und spürte Zuversicht. Doch diese Erkenntnis reichte nicht. Sie dachte an den Satz des Philosophen Paul Watzlawick: „Wenn du immer wieder das tust, was du immer schon getan hast, dann wirst du immer wieder das bekommen, was du immer schon bekommen hast.“ Wenn sie nicht selbst etwas unternahm, würde alles weitergehen wie bisher.

Ihre Haare gerieten in ihr Visier. Es war ein praktischer Kurzhaarschnitt, aber beim besten Willen keine Frisur. Sie beschloss, bei ihrem Äußeren anzufangen und die Haare wieder wachsen zu lassen. Für die nächste Woche würde sie außerdem einen Färbetermin vereinbaren – wieder kastanienbraun, wie einst. All das wäre aber nur ein äußerlicher Neuanfang, ermahnte sie sich. Was musste, was sollte darüber hinaus passieren? Sie wusste es nicht, wusste nur, dass sie selbst handeln musste.

Sollte sie Sabrina fragen, wie sie den attraktiven Mann kennengelernt hatte? Dann überlegte sie weiter: Für Clubs war sie nicht mehr im richtigen Alter. Der Krach wäre ihr zudem unerträglich. Außerdem würde sie dort nur auf Männer im Alter ehemaliger Schüler treffen, die jetzt studierten – und nach der Rolle als MILF war ihr nicht. Sie erwog Besuche in Cafés – in der Hoffnung, angesprochen zu werden. Doch damit wäre sie in einer passiven Position und würde ihr Schicksal dem Zufall überlassen. Das wollte sie in keinem Fall. Sie wollte selbst entscheiden und handeln. Sie entschied, bei einem Veranstalter für Single-Urlaube eine Reise zu buchen. Die Beschreibungen der Aktivitäten im Clubdorf im Internet klangen verheißungsvoll und die Bilder der Anlage waren umwerfend. Bis zu den nächsten Schulferien würde aber noch einige Zeit vergehen. Sie tröstete sich damit, dass ihr Haar bis dahin ein Stück länger gewachsen wäre.

Vier Wochen vor der Abreise stand sie vor ihrer Wäschekommode und stellte fest, dass dort nur unansehnliche Badeanzüge lagen. Unmöglich konnte sie auch nur mit einem dieser Teile ins Paradies fliegen. In der Yoga-Gruppe fragte sie in die Runde hinein, wer Tipps zum Kauf von Bikinis hätte.

Evelin, eine großgewachsene Blonde und taffe Karrierefrau, etwas älter als sie selbst, empfahl die Marke Coconut Beach. „Gibt’s im Internet zu bestellen“, ächzte Evelin, während sie die Position des Morgengrußes einnahm. Am folgenden Abend sah sie sich auf dem Laptop Bikinis an. Die waren wirklich schick – und passten auch zu Evelin. Aber wären das auch Outfits für sie? Waren die knappen Dreiecke, aus denen die Höschen und Neckholder-Oberteile genäht waren, zusammengehalten von schmalen Bändchen und fragilen Schleifen, wirklich passend für sie – und für ihr Alter? Sie dachte daran, wie sie vor dem Spiegel gestanden hatte. Wenn Evelin die Teile tragen konnte, dann konnte sie das auch. Sie bestellte drei Bikinis zur Ansicht. Ein Freudenschub durchströmte sie, und in Gedanken entschwebte sie an den palmengesäumten Strand des Atolls.

Drei Tage später lag das Päckchen von Coconut Beach vor der Haustüre. Sie nahm es mit hinein, riss es noch im Eingang auf und sich die Kleider vom Leib – und probierte die Teile an. Zu ihrer Überraschung waren die Farben so leuchtend wie im Internet abgebildet, und die Stoffe fühlten sich angenehm an. Vor dem Garderobenspiegel neben der Haustür, die nackten Füße auf dem kalten Steinboden, entschied sie, alle drei Bikinis zu behalten – und spürte erneut Vorfreude. In drei Wochen würde es losgehen.

Anderntags lag der erwartete Umschlag des Reisebüros im Briefkasten. Neugierig öffnete sie das Kuvert und las. In nüchternen Worten teilte der Veranstalter mit, dass die Reise wegen der sich ausweitenden Corona-Krise abgesagt werden muss. Sie traute ihren Augen nicht, las die Nachricht noch einmal und begann zu zittern. Nur nebenbei fiel ihr auf, dass in dem Brief nichts darüber stand, ob und wann sie ihr Geld zurückbekommen würde. Der ersehnte Flirt, die Nähe zu einem Mann, flimmerten nur noch wie eine Fata Morgana in der Ferne und waren in unerreichbare Ferne gerückt.

Tagen später wurden Kontaktsperren erlassen. Ihr Stammlokal musste schließen. Schlagartig hatte sie das Gefühl, sich in Isolationshaft zu befinden. Die Stammtischrunde stimmte sich auf heimliche Treffen ab – reihum, im Privaten. Dunkel gekleidet, schlich sie zu den verbotenen freitäglichen Verabredungen. Das hatte wenigstens etwas Komisches, fand sie. Yoga alleine zuhause, mit der Trainerin über den Laptop zugeschaltet, gab sie nach dem dritten Abend auf. Der Schulunterricht wurde auf Homeschooling umgestellt. Schnell erkannte sie, dass dies für ihre Schülerinnen und Schüler genauso deprimierend war wie für sie selbst. Sie begann, so viel wie nie zuvor fernzusehen, abonnierte zwei Streamingdienste, und glotzte bis spät in die Nacht.

Im Keller suchte sie nach den Filmen mit Sylvia Kristel. Die Blue Movies spielten in tropischen Ländern. Es waren aber keine DVDs, sondern VHS-Kassetten, und das Abspielgerät dafür, hatte sie längst entsorgt. Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, und warf die Kassetten zurück in die Kiste. Keines der Bücher, die die Buchhändlerin ihr empfohlen und aus dem Laden herausgereicht hatte, sagte ihr zu. War sie als Germanistin zu anspruchsvoll – oder ungerecht? Wie würde es weitergehen? Wie gingen andere Menschen, andere Frauen mit der Lage um? Sie hatte keine Ideen mehr.

6

Wieder einmal war es Freitag – und diesmal war sie an der Reihe, die konspirative Stammtischrunde bei sich zu Hause aufzunehmen. Mit Einbruch der Dunkelheit ließ sie die Rollläden herunter. Schon am Nachmittag hatte sie im Erdgeschoss Kerzen verteilt, die sie kurz vor zwanzig Uhr anzündete. Die gedämpfte Atmosphäre gefiel ihr. Die Haustür lehnte sie an, und alle schlichen ohne zu klingeln in den dämmrigen Flur. Die Gemeinschaft verteilte sich im Wohn- und Esszimmer – und bald sah sie, dass auch die Küche belegt war.

Zu fortgeschrittener Stunde stand sie mit einem Glas Rotwein in der Hand im Türrahmen zwischen Küche und Esszimmer und spürte, dass sie zu viel getrunken hatte. In der Küche saß Gerhard, und sie beobachtete ihn. Auch er hatte im Verlauf des Abends schon einige Male nach ihr geschaut. Jedes Mal hatte sie es gespürt – und wusste seine Blicke zu deuten. Jetzt ruhten ihre Augen auf ihm.

Einen Moment später wandte er ihr den Kopf zu, und schon verschmolzen ihre Gedanken. Sie spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog. Noch immer mochte sie ihn. Als sie begonnen hatte, mit ihrem Schwur zu hadern, hatte sie sich auf einen Flirt mit ihm eingelassen. Sie hatten heimliche Spaziergänge in abgelegenen Gelände unternommen. Sie dachte an die Küsse, stürmisch und leidenschaftlich. Weiter wollte sie nicht denken, sich nicht daran erinnern – und wich seinem Blick aus. Sie drehte den Kopf ins Wohnzimmer zu Gerhards Frau Sieglinde, die lautstark argumentierte und mit den Armen ruderte. Von ihrem Platz aus konnte Sieglinde nicht in die Küche sehen. Sie mochte Sieglinde nicht. Sie war eine blöde Kuh – und dazu noch rassistisch, weshalb sie Gerhard nie zu seinen alljährlichen Musikfestspielen ins Ausland begleitete.

„Komm mit mir nach Macerata“, hatte Gerhard sie beschworen, als sie in seinen Armen lag.

„Heimlich, als meine Geliebte“ – und nannte die Stücke, die aufgeführt werden würden.

„Ist das Spiel der Geliebten nicht immer eine geheime Rolle? Ein heimliches Geschäft?“, hatte sie geantwortet. Sie war bereit gewesen, sich auf Gerhard und das Risiko einer Affäre einzulassen – und wenn es nur dazu gedient hätte, ihren segenslosen Schwur zu brechen. Doch Corona hatte auch die Verheißungen eines Liebesabenteuers in Italien zunichtegemacht. Seither begegnete sie Gerhard wieder nur noch am Stammtisch – und jedes Mal war seine unerträgliche Sieglinde dabei.

7

Die Wochen verstrichen, und Lara zappte Abend für Abend durch die Fernsehkanäle. Das Programm war deprimierend. Sie ertrug die sogenannten Experten kaum noch, die sich mit wilden Spekulationen zu Ursachen und Folgen von Corona sowie vagen Theorien und persönlichen Empfehlungen überboten. Die meisten Beiträge waren eine Zumutung. Wie lange würden die Einschränkungen sie noch zu Hause festhalten?

Es war Ende April, als sie pünktlich zum Heute-Journal umschaltete. Christian Sievers moderierte. Immerhin – ein Lichtblick.

Sie mochte Christian, wie sie ihn im Stillen nannte, seine lockere, gelegentlich ironische Art und wie er spitzbübisch Politiker in Interviews durch den Ring führte. Zunächst wurde wiederholt, was schon seit Wochen Abend für Abend in ähnlicher Form zu Covid-19 berichtet wurde. Es gab einfach nichts Neues. Dafür konnte Christian wirklich nichts, verteidigte sie ihn. Doch ein Bericht ließ sie dann doch aufhorchen. Am Beispiel Berlins berichtete er von radikalen Konsumveränderungen seit Ausbruch von Corona: Der Autoverkehr war um über die Hälfte zurückgegangen, während der Umsatz von Bier und Wein um ein Fünftel gestiegen war. Die Aufzählung schloss Christian mit der Meldung ab, dass der Absatz ferngesteuerter Vibratoren um fünfzig Prozent zugenommen habe. Diese Nachricht amüsierte sie zuerst, stimmte sie dann aber nachdenklich. Dass der Verkaufsanstieg von Vibratoren es in das Heute-Journal geschafft hatte, verdeutlichte die Brisanz der Lage. Sie war nicht allein mit ihrer Einsamkeit und ihren Sehnsüchten – auch andere Frauen verspürten Druck und suchten Ventile. Mit dieser Erkenntnis flatterte all ihr Begehren wieder auf, auch wenn Dildos – gleichgültig ob mit oder ohne Fernsteuerung – mit ihren Bedürfnissen nur nebenbei etwas zu tun hatten.

Irgendwann war es Herbst geworden, und Corona hielt die Welt weiterhin fest im Griff. Jetzt zeigten die Nachrichten Abend für Abend Menschenschlangen vor Test- und Impfzentren, und Spritzennadeln, die in Oberarme eintauchten. Lara ertrug es nicht mehr und beschloss, keinen weiteren lieblosen Winter verbringen zu wollen. Fest entschlossen zu handeln, kostete es sie keinen Mut, sich zum ersten Mal in ihrem Leben auf einem Partnerportal anzumelden. „Alles ist immer irgendwann das erste Mal“, ermunterte sie sich. Sie entschied sich für eine Singlebörse, die sie aus der Werbung kannte. Mittels endloser Klicks beantwortete sie eine Vielzahl von Fragen zu sich und ihren Erwartungen. Als es darum ging, Fotos von sich hochzuladen, zögerte sie nicht. „Das gehört dazu“, bestärkte sie sich. Sie wählte ein Bild aus, das bei einem Empfang aufgenommen worden war. Es zeigte sie in einem taillierten Kostüm, aber nicht eng, die Knie frei. Mit dem Körper im Halbprofil, wandte sie ihr Gesicht dem Betrachter zu. Sie fand, das betonte ihre Erscheinung diskret und dennoch wirkungsvoll. Als das Bild gemacht worden war, hatte sie noch langes Haar – so wie bald wieder. Sie schloss einen Vertrag für einen Monat ab.

Drei Wochen lang klickte sie Profile von Männern an, die angeblich einen hohen Matching-Score mit ihrem Profil aufweisen sollten. Die Herren konnten erkennen, dass sie auf ihren Profilen war, und schalteten daraufhin unaufgefordert die eigenen Fotos frei. „Ihr halten euch wohl für unwiderstehlich“, frotzelte sie. Keinem der Aspiranten schrieb sie, sondern blockierte die Profile.

Sie erhielt mehrere Anfragen. Manche der Angerebten amüsierten sie – animierten sie aber nicht. Oft schreckten sie schon die Rechtschreibfehler ab, die keine Tippfehler waren – das konnte sie als Deutschlehrerin unterscheiden. Manche Herren machten ihr Geständnisse, die sie wahrlich nicht wissen wollte. Sie beantwortete einige der Anfragen, fand aber, dass bei den meisten Herren das Pulver nach der ersten Nachricht verschossen war. Spätestens nach der zweiten Mail sagte sie ab und blockierte das Profil. Keinem der Bewerber gab sie ihr Bild frei. Kein Kontakt veranlasste sie, ein Telefongespräch in Erwägung oder gar ein Treffen in Betracht zu ziehen. Ihre Enttäuschung war groß.

Wenige Tage vor Vertragsablauf blieb dann doch einer hängen. Sein Profil war sympathisch. Er wirkte bodenständig und weckte ihr Vertrauen. Er war Beamter, und Justitiar am örtlichen Landratsamt.

Nach dem dritten Mailwechsel stiegen sie auf die eigenen Mailadressen um. Es hatte sich also gelohnt eine Fake-Mailadresse einzurichten. Wie schon in der Partnerbörse nutzte sie auch für die Mailadresse weiterhin ihren Decknamen ‚Rita‘. Den Namen fand sie unverfänglich und auch etwas frech und burschikos. Er nannte sich Joachim. War das auch ein Deckname?

Seine Nachrichten waren fehlerfrei und strukturiert. Beides sollte man von einem Juristen auch erwarten können, feixte sie. Nach wechselseitiger Abstimmung gaben sie sich ihre Fotos frei. Er hatte vier eingestellt. Sie kopierte die Bilder, vergrößerte sie und betrachtete sie genau an. Joachim sah freundlich aus. Auf einer der Fotografien trug er einen Anzug und Krawatte, auf den anderen Freizeitkleidung. Alle Ablichtungen waren in Innenräumen entstanden. Sie versuchte zu erkennen, ob das vielleicht in seiner Wohnung war. Sie achtete auf Details im Hintergrund. Gab die Einrichtung Hinweise zu ihm, seinen Interessen, seinem Lebensstil? Herrschte Ordnung, waren die Räume gepflegt? Ihr fiel nichts auf, was auffällig gewesen wäre. „Eigentlich schade“, dachte sie. Aber auf was hatte sie gehofft? Bei Joachim war alles stimmig, die Mails, seine Erscheinung, die Umgebung.

Seinem Vorschlag, zu telefonieren, stimmte sie zu.

Sie hatte gelesen, dass ein Telefongespräch der nächste Schritt zur Annäherung wäre. Auch den Rat, sich eine gesonderte Handynummer, am besten einen Prepaid-Anschluss zuzulegen, hatte sie befolgt. Wie schon bei den Fotos achtete sie auch während des Gesprächs auf jedes Detail. Das Gespräch dauerte eine Viertelstunde. Nachdem sie aufgelegt hatten, fiel ihr auf, nichts darüber hinaus erfahren hatte, was sie nicht schon vorher wusste. Bei Joachim gab es keine Widersprüche. Tags darauf verabredeten sie sich per Mail zu einem Treffen. Einen Spaziergang wollten sie unternehmen. Sie schlug den Kurpark vor. Dort hielten sich kaum Einheimische auf, nur Kurgäste flanierten umher. Niemand würde sie kennen. Außerdem fand man dort immer einen freien Parkplatz. Joachim stimmte zu. Sie erkannte ihn sofort. Während sie einparkte kam er auf ihren Wagen zu. Gottlob war er ohne Blumen oder eine Pralinenschachtel in Händen gekommen. Sie wäre sich wie eine alte Jungfer vorgekommen.

Joachim war freundlich, unaufdringlich und geduldig. Sie gewann den Eindruck, dass er die Dinge sich entwickeln ließ. Am Ende des Spaziergangs begleitete er sie zu ihrem Auto, wo sie vereinbarten, ein weiteres Treffen per Mail abzustimmen.

Auf der Heimfahrt stellte sie fest, dass ihr das Treffen gefallen hatte.

Joachim strahlte Gelassenheit und Kompetenz aus. Er hatte von dem Windpark erzählt, der im Landkreis errichtet werden soll. Er schien sich tief in die Materie eingearbeitet zu haben.

„Und in meiner Freizeit gehe ich gerne wandern, und spiele viel Tennis,“ hatte er während der Runde durch den Park irgendwann das Thema gewechselt.

„Tennis habe ich früher auch viel gespielt“, hatte sie erwidert, ihm aber nicht gestanden, dass sie darauf auch mal wieder Lust hätte – federnd an der Grundlinie stehen, Luft an den Beinen und Armen spüren, mit den Sohlen über den roten Sand schlittern, um einem Ball nachzuhechten, beim Schlag die Schwingung des Schlägers in der Handfläche fühlen. Ihm das anzuvertrauen, wäre ihr wie eine Aufforderung zum Match, oder gar zu mehr, vorgekommen.

Für das zweite Treffen entschieden sie sich für ein Café. Als sie eintrat sah sie Joachim sofort. Sie begrüßten sich mit einem, wie es ihr vorkam, etwas steifen „Hallo“. Kaum saßen sie, hielt Joachim ihr ein Buch hin. Sie nahm es entgegen. Der Titel sagte ihr nichts – Roman, stand darunter.

„Die Geschichte hat mir gefallen. Ich dachte mir, dir als Deutschlehrerin könnte das Werk auch zusagen.“

Hatte er genau dieses Exemplar gelesen? Oder war das ein neues Buch? Und war es ein Geschenk oder eine Leihgabe? Das Buch war nicht eingepackt. Sie bedankte sich, ohne zu wissen wofür.

Joachims Stichwort Lehrerin veranlasste sie, von ihrer Schule zu erzählen.

„Früher war die Schule Jungen vorbehalten. Irgendwann wurden auch Mädchen aufgenommen. Heute sind die Klassen bis in die Oberstufe gemischt.“

„Vermutlich hast du den einen oder anderen Verehrer unter den Oberstufenschülern“, kommentierte Joachim ihre Erläuterung.

Tatsächlich gab es immer wieder Schüler, die ihr – meist etwas unbeholfen, aber anrührend – Komplimente machten. Und tatsächlich hatte es in einer Abiturklasse einmal einen Schüler gegeben, bei dessen Avancen sie unsicher geworden wäre. Von alledem erzählte sie Joachim nichts.

„Wo wohnst du eigentlich genau?“, fragte Joachim irgendwann. In einer Mail hatte sie angedeutet, im Süden der Stadt zuhause zu sein. Sollte sie ihm den Straßennamen nennen? Gar die Hausnummer? Nein. Das schien ihr zu persönlich, ja fast schon intim. Sie hatte Joachim noch nicht einmal die Nummer ihres Smartphones überlassen.

Und das Geheimnis, dass sie einen Decknamen benutzte, hatte sie ihm auch noch nicht gestanden. So beiläufig, wie er die Frage gestellt hatte, wiederholte sie, was sie ihm dazu schon geschrieben hatte. Joachim hakte nicht nach.

Sie verabredeten, über ein weiteres Treffen zu telefonieren und trennten sich vor dem Café.

9

Samstag stand Joachim am frühen Nachmittag plötzlich vor ihrer Gartentür. Nur zufällig hatte sie ihn gesehen, bevor er klingelte. Woher hatte er die Adresse? Es war ihr unerklärlich. Oder wollte er gar nicht zu ihr, sondern zu jemand anderem und hatte sich in der Adresse geirrt? Unsinn. Ihr fiel ein, dass er im Landratsamt arbeitete. Da genügte ihm vermutlich ihr Autokennzeichen, um ihren richtigen Namen und die Adresse zu ermitteln. Joachims kreative Nutzung seiner Möglichkeiten im Landratsamt schmeichelten ihr kurz. Dann wurde ihr unheimlich.

Sie wartete, bis er geläutet hatte, öffnete ihm und bat ihn herein. Im Wohnzimmer setzten sie sich am Panoramafenster einander gegenüber. Ihr Angebot eines Kaffees nahm Joachim dankend an.

In der Küche fiel ihr Blick auf das Lokalblatt und auf die seit Tagen alles beherrschende Schlagzeile: „Furchtbarer Frauenmord“. Waren Morde nicht immer furchtbare? Gab es auch nicht furchtbare Morde? Und wie reißerisch die Schlagzeilen nur immer waren. Schlagartig wurde ihr schlecht. Sie wollte, dass Joachim ging. Warum hatte sie ihm überhaupt geöffnet und ihn hereingelassen?

„Leider habe ich wenig Zeit. Ich erwarte eine Freundin und muss noch einiges vorzubereiten“, versuchte sie den Rauswurf zu cachieren.

Joachim nickte, trank den letzten Schluck, bedankte sich und ging. Kaum war er aus dem Haus, rannte sie die Treppe hoch, trat im Gang ans Fenster und vergewisserte sich, dass Joachim gegangen war und nicht erkennen würde, dass keine Freundin zu Besuch kam. Sie dachte über seinen Auftritt nach. Das war kein Besuch. Das war ein Überfall. Sie beschloss, den Kontakt abubrechen, Joachim keine Mail mehr zu schreiben und auf keine seiner Nachrichten zu reagieren. Seine beiden Anrufe am Sonntag nahm sie nicht an.

Sie im Arbeitszimmer und korrigierte mal wieder Schulaufgaben, als es am Dienstagnachmittag klingelte. Sie erwartete niemanden. Sie blickte auf, und erspähte Joachim am Gartenzaun. Er hielt einen üppigen Strauß Rosen im Arm. Rote.

Sie blieb sitzen und beobachtete ihn, bis er, nachdem er noch zweimal geläutet hatte, gegangen war. Wie nachlässig war es nur von ihr gewesen, den Wagen nicht in die Garage gefahren, sondern davor abgestellt zu haben. Sie ärgerte sich. Joachim konnte davon ausgehen, dass sie zu Hause war und ihm nicht öffnete. Morgen würde sie das Auto in die Garage stellen. Sie sah die Blumen vor der Gartentür auf dem Gehweg liegen. Der Anblick ließ sie an Trauerschmuck an einer Landstraße denken. Ihr gruselte es. Sie vergewisserte sich, dass Joachim weg war, lief hinaus und warf die Rosen in die Tonne. Eigentlich schade. Aber sie hätte den Anblick nicht ertragen.

Als sie tags darauf nach Schulschluss durch die menschenleere Straße auf ihr Haus zufuhr, sah sie Joachim schon von weitem. Er stand an einen Wagen gelehnt da und sah sie an, als sie an ihm vorbeifuhr. Dabei griff er hinter sich und eilte ihr mit einem Strauß nach. Panik erfasste sie. Sollte sie weiterfahren, wegfahren? Oder in die Garage und das Tor mit dem Sender hinter sich schließen? Dazu war keine Zeit mehr. Außerdem säße sie in der Garage in der Falle. Von dort kam sie nicht ins Haus. Aus Sicherheitsgründen hatten die Vorbesitzer auf eine Durchgangstür ins Haus verzichtet. Und in der Garage gab es keinen Handyempfang.

Sie sah Joachim im Rückspiegel. Gleich würde er an ihrer Autotür stehen. Es blieb ihr nichts übrig, als den Stier bei den Hörnern zu packen. Kaum war sie ausgestiegen, die Autotüre noch offen, stellte sie ihn zur Rede.

„Was machst du hier? So geht das nicht. Ich fühle mich von dir verfolgt. Lass mich in Ruhe und gehe. Augenblicklich.“

Joachim ging wortlos. Er kam nicht nochmals zu ihr ans Haus, schickte keine weitere Nachricht und versuchte auch nicht, sie anzurufen.

10

Am Montag betrat sie gegen halb zehn Uhr das Schulgebäude zu ihrer ersten Unterrichtsstunde. Ein Kollege kam ihr mit feinen Grinsen entgegen und rief ihr im Vorbeigehen „Respekt“ zu.

„Wozu?“

„Wer außer dir, könnte das wissen“, stichelte er.

Sie zog Schultern und Augenbraue hoch und machte ein fragendes Gesicht.

„Sieh im Lehrerzimmer auf deinem Platz nach“, rief der Kollege und verschwand in einem Gang.

Kaum betrat sie das Lehrerzimmer sah sie ihn an ihrem Platz. Einen Strauß roter Rosen. Eine Karte steckte obenauf.

Auch ohne sie zu lesen, wusste sie, von wem die Blumen waren. Manche aus dem Kollegium klatschten. Andere gratulierten ihr. Wozu, ließen sie offen. Sie warf die Rosen, dreiunddreißig Stück, in einen Mülleimer. Später erzählte ihr eine Kollegin, dass die Sekretärin der Direktorin den Strauß herausgeholt und mitgenommen hätte.

Am folgenden Montag und an den beiden nächsten wiederholte sich das Spiel. Jedes Mal ging sie mit den Blumen zum Bioabfall der Schulküche und warf sie dort weg. Die Inbesitznahme des ersten Straußes durch die Sekretärin hatte sie als fast genauso übergriffig empfunden wie Joachims Aktionen anmaßend. Das Kollegium zollte ihr inzwischen Mitgefühl. Ihr blieb aber nicht verborgen, dass anrühige Witze über sie gemacht wurden.

Sie stellte Recherchen an und erfuhr, dass Joachim montags dem Hausmeister auflauerte und ihn beauftragte, die Blumen im Lehrerzimmer an ihren Platz zu stellen. Das war Joachim jedes Mal ein großzügiges Trinkgeld wert.

Am folgenden Montag, vor sieben Uhr, parkte sie ihren Wagen zwei Straßen von der Schule entfernt und wartete im Dämmerlicht einer Durchfahrt gegenüber dem Haupttor zur Schule. Wenig später sah sie Joachim mit einem neuen Strauß roter Rosen.

Er fing den Hausmeister ab, der auf dem Weg war, das Portal aufzusperren. Wartete der Hausmeister etwa schon auf Joachim und das Zubrot? Sie verließ ihr Versteck, überquerte mit schnellen Schritten die Straße und stellte sich vor die beiden.

„Ich habe dich schon einmal gewarnt.“ Sie merkte, wie eisig und scharf ihre Stimme klang. „Wenn du nicht unverzüglich aufhörst, mir nachzustellen – mich zu stalken –, schalte ich die Polizei ein und informiere das Landratsamt.“

Ohne zu zögern, entriss sie Joachim die Blumen und warf sie in den großen Abfalleimer aus stabilem Metallgeflecht, in dem bald leere Tetra Paks und Pausenbrot-Papiere landen würden. Keiner sagte etwas. Sie starrte Joachim an. Der Hausmeister verfolgte das Geschehen. Das war ihr recht. Vielleicht würde sie noch einen Zeugen brauchen. Joachim sah zu den Blumen im Abfallkorb. Dann ging er. Wortlos.

Es dauerte ein Jahr, bis sie es wagte, daran zu glauben, dass Joachim sie nicht mehr stalkte. Sie begann, dem Frieden zu trauen.

Einen Partner gab es in ihrem Leben aber weiterhin nicht. Dabei war doch genau dies das Ziel ihrer Bemühungen gewesen. Über allen Aufregungen hatte sie das fast vergessen. Dafür waren ihre Haare zwischenzeitlich langgewachsen, stellte sie voll Selbstironie fest.

Eines Nachmittags, sie saß am Panoramafenster und las in dem neuen Roman, schaute sie plötzlich auf und in den Garten. Sie betrachtete das leuchtende Laub.

Bald würden die Blätter farblos und welk sein – würde sie das auch bald sein? Nein. Sie wollte leben – und dachte an die beiden Zeilen ihres Lieblingsgedichts:

*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

Sie legte das Buch zur Seite und griff nach dem Laptop. Sie würde einen zweiten Versuch wagen, um einen Partner zu finden. In der Metropolregion, mit der Millionenstadt nur fünfunddreißig Kilometer entfernt, lebten rund vier Millionen Menschen. Da musste es doch einen Mann geben, der zu ihr passte – und sie zu ihm.

Sie entschied sich für eine Partnerbörse für Singles ab fünfzig. Das war sie schließlich. Wieder arbeitete sie sich Klick für Klick durch eine Vielzahl von Fragen. Auch auf dieser Plattform drehte sich alles um den optimalen Matching Score. Dann wurde sie aufgefordert, einen Begrüßungstext zu verfassen. Sie sollte sich vorstellen und mit eigenen Worten ihre Erwartungen und Wünsche beschreiben.

Sich auf der Plattform offenzulegen, kam für sie nicht in Frage. Und die Mühe, einen Begrüßungstext auszuarbeiten, wollte sie sich auch nicht machen. Die zwei Zeilen ihres Lieblingsgedichtes mussten reichen. Dafür würde sie diesmal mehrere Fotos von sich einstellen. Bevor sie eine Auswahl traf, zögerte sie: Warben ihre Konkurrentinnen mit verführerischen Posen? Solche Bilder besaß sie nicht. Sie wählte fünf aus und stellte sie ein. Anders als auf der Partnerbörse vor einem Jahr waren auf dieser Plattform die Bilder nicht verschleiert, sondern jedermann sofort offen sichtbar.

Die ersten Reaktionen trafen binnen weniger als vierundzwanzig Stunden ein. Nichts hatte sich geändert. Auch auf dieser Plattform priesen sich die Herren der Schöpfung mit Binsenweisheiten und allerlei Angebereien an. Beiträge mit Rechtschreib- und Grammatikfehlern oder schlüpfrigen Stilblüten ließ sie gleich links liegen. In kaum einem Fall verstand sie die Auswahl der vorgeschlagenen Profile. Die einzige nennenswerte Übereinstimmung war, dass sie alle über fünfzig waren. Auch diesmal würde sie nicht fündig, war sie sich bald sicher – und war froh, dass das Widerrufsrecht noch nicht abgelaufen war. Sie beschloss, davon Gebrauch zu machen.

Zwei Tage vor Ablauf, an einem Samstagabend, wurde sie auf ein neues Profil aufmerksam, das fast zu gut war, um wahr zu sein. War das ein Köder, ein gefaktes Profil? Um sie bei der Stange zu halten. Wie argwöhnisch sie geworden war. Da drückte sich einer im Begrüßungstext mit klaren Worten aus, beschrieb nachvollziehbar, wer er war und was nicht, und was er suchte und was nicht. Seine Worte, sein Stil hatten Glanz und Eleganz. Von jedem seiner Sätze ging ein aufregendes Vibrieren aus. Und er hatte seinen Namen an den Schluss des Textes gesetzt. Cornelius. Das musste sein richtiger Name sein. Niemand dachte sich Cornelius als Decknamen aus. Sie las den Begrüßungstext abermals und war beeindruckt. Cornelius hatte sich wirklich reingekniet.

Und Orthographie und Grammatik sehr gut. Sie merkte, dass sie schmunzelte.

Zwei Bilder hatte Cornelius eingestellt. Die Fotos zeigten einen Mann, kaum älter als sie selbst, der durch eine pittoreske Gasse irgendwo im Süden, vielleicht Italien oder Südfrankreich, schlenderte. Von den Bildern – und von dem Mann – spürte sie eine starke Ausstrahlung ausgehen und sah Leuchten in seinen Augen. Wer hatte die Fotos gemacht? Seine Ex? Sie spürte einen Stich. Eifersüchtig? Oder war er gar nicht solo und nur auf ein Abenteuer aus?

Beim dritten Lesen des Begrüßungstextes glaubte sie, seine tiefe Stimme zu hören – und ein Lachen. Was Cornelius schrieb, reichte ihr, um ihm begegnen, ihn kennenlernen zu wollen. Und obwohl Cornelius keinerlei Andeutungen gemacht hatte, spürte sie in jeder seiner Zeilen Sinnlichkeit. Ihre Fantasie begann abzuheben – bis sie ein Beben erschütterte. Sicher war Mr. Right ein Lockprofil. Frustriert verließ sie sein Profil und loggte sich aus.

Am Sonntagnachmittag – wie immer um die Zeit saß sie mit einem Roman am Panoramafenster – hörte sie den Signalton für eingehende E-Mails. Sie griff nach dem Laptop und las. Es war eine Nachricht von Mr. Right. Der Lockvogel bedankte sich für ihren Besuch auf seinem Profil und regte an, ihm im Sinne seines Begrüßungstextes zu antworten. Sie sollte ihm von sich erzählen. Mehr hatte er nicht geschrieben. Aber immerhin. Etwas an ihrem Profil schien Cornelius, wenn er denn tatsächlich so hieß, anzusprechen. Nur: War es ein Lockvogel – oder war er tatsächlich Mr. Right? Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Das musste sie allerdings schnell tun, bevor das Profil zur Entdeckung des Monats würde.

Sie legte los und schrieb, wie sehr es sie freute, endlich auf einen Mann gestoßen zu sein, der kommunizieren könne und wisse, was er wolle.

Dann blickte sie hinaus in das blasse Hellblau des Herbsttages und nahm all ihren Mut zusammen. Sie fügte ein Post Scriptum an. Sie schrieb ihm, wie sehr sein Begrüßungstext ihr unter die Haut ging. Sie wollte, dass er wusste – ja nachvollziehen konnte – was sie jedes Mal empfand, wenn sie seinen Text las.

Auf ihr P. S. ging Mr. Right, ging Cornelius nicht ein. Dafür entfalteten sie in den Folgetagen ein reger Mailverkehr. Rasch wechselten sie von der Chat-Funktion der Plattform auf ihre eigenen Mailadressen. Die Mailadresse, die sie mit Joachim genutzt hatte, hatte sie noch zehn Monate bestehen lassen, um sich zu vergewissern, dass er ihr nicht mehr nachstellte – und hatte sie dann gelöscht. Jetzt nutzte sie eine neue Fake-Emailadresse. Den Namen Rita hatte sie beibehalten.

Einige Tage später schrieb sie Cornelius, wie wichtig es ihr wäre, seine Stimme zu hören – und schlug ihm ein Telefongespräch vor. Die Nummer des Prepaid-Handys aus dem Second Hand-Laden fügte sie hinzu. Schließlich hatte sie vor einem Jahr das Teil genau dafür gekauft – und Guthaben hatte sie auch noch darauf. Aber etwas ließ sie plötzlich zögern. Die Nummer hatte ihr kein Glück gebracht. Gegen alle Regeln des Internet-Datings entschied sie, Cornelius die Nummer ihres Smartphones zu mailen.

Cornelius Rückmeldung kam prompt.

Er merkte an, dass auch ihm die Stimme wichtig wäre, genauso wie Sprache und Ausdruck. Bei dieser Aufzählung spürte sie einen Kloß im Hals und bekam Hemmungen. Goethes Zauberlehrling meldete sich zu Wort: Ob sie die Geister, die sie gerufen hatte, diesmal womöglich auch nicht mehr loswürde? Und würde ihre Sprache und ihr Ausdruck Cornelius überzeugen?

Achtzehn Uhr – lautete Cornelius Vorschlag. Sie tippte einen Satz zur Bestätigung. Dann haderte sie. War es an der Zeit, Cornelius ihren richtigen Namen preiszugeben? Sie fügte ein P. S. an und schrieb, ihr richtiger Name sei im Übrigen nicht Rita, sondern Lara. In Klammern fügte sie hinzu: (exklusiv für dich).

12

Pünktlich um achtzehn Uhr klingelte ihr Smartphone. Die angezeigte Telefonnummer war eine Festnetznummer von vor Ort. Cornelius traute sich was. Sie drückte auf Grün. Eine Männerstimme erkundigte sich, ob er mit Frau Spranger spreche? Woher hatte Cornelius ihren Nachnamen? Wieder war ihre Anonymität aufgefliegen. Gab es Tricks, wie man von Betreibern von Partnerbörsen Kontaktdaten zugespielt bekam? Sie war bis ins Mark erschüttert.

Statt ihren Namen zu nennen sagte sie „Mit wem spreche ich?“

„Carsten Enk – von der Sparkasse. Ich bin Ihr neuer Berater. Ihre bisherige Betreuerin ist in den, wie ich betonen möchte, wohlverdienten Ruhestand gegangen und ich habe einen Teil ihres Kundenstamms übernommen. Ich möchte Sie kennenlernen und zu einem Gespräch in die Bank einladen.“

Sie lachte laut auf, gequält. Ihre Hände zitterten. Sie wollte den Mann loswerden, ihn so schnell als möglich aus der Leitung haben.

„Vielen Dank. Ich verspreche Ihnen, bei nächster Gelegenheit bei Ihnen vorbeizuschauen.“

„So einfach, mir nichts dir nichts, können Sie nicht bei mir vorbeikommen“, hörte sie den Mann loslegen.

„Für ein Gespräch müssen wir schon vorab einen Termin vereinbaren. Wie Sie sich vielleicht denken können, bin ich nach der Übernahme der Kunden meiner ehemaligen Kollegin sehr ausgebucht. Wann würde es Ihnen denn passen?“

Lara wurde ärgerlich. Der Mann stahl ihr die Zeit und blockierte ihre Leitung. Auch er musste sich an Termine halten, und zwar an ihre, und jetzt hatte sie überhaupt keine Zeit für ein Gespräch mit einem Mann von der Sparkasse.

„Wie war Ihr Name bitte?“

„Enk. Carsten Enk.“

„Herr Enk. Ich habe derzeit überhaupt keine Zeit für irgendwelche Gespräche oder Terminvereinbarungen. Ich melde mich und wünsche Ihnen jetzt einen schönen Abend.“ Damit drückte sie auf Rot, ohne seine Erwiderung abzuwarten.

Im nächsten Moment leuchtete ein anonymes Anrufer auf dem Display auf. Sie drückte auf Grün.

„Hallo. Hier Rita. Ich meine natürlich Lara.“

„Guten Abend. Hier ist Cornelius. Schön, mit dir zu sprechen, Lara.“

Da war sie: die Stimme – seine Stimme –, mit einer Klangfarbe, für die sie den Begriff Timbre passend fand. Sie hatte das Gefühl, die Stimme anfassen zu können. Es dauerte einige Sätze, bis sie in einen Gesprächsfluss fanden. Dabei blieb sie verhalten, sprach in knappen Sätzen und erzählte nur zögerlich von sich. Cornelius stellte Fragen. Sie ließ sich aber nicht herauslocken und antwortete vorsichtshalber wiederkehrend ausweichend – oder übergang Details seiner Fragen. Sie merkte, wie Cornelius das Gespräch lenkte, hörte ihm zu und spürte die Schwingung seiner Stimme. Am Ende verabredeten sie sich zu einem Spaziergang. Sie verständigten sich auf die Stadtauen und verabredeten sich für Samstag, fünfzehn Uhr vor dem Kiosk beim Brückenwirt.

Bis zu dem Treffen schrieb sie in den wenigen Minuten, die ihr zwischen den Unterrichtsstunden blieben, Cornelius kurze Nachrichten:

„Ich denke an dich.“

„Was machst du gerade?“

„Wo bist du?“

Und zwei Mal *„Ich möchte deine Stimme wieder hören.“*

Cornelius antwortete mit Emojis.

Am Vorabend des Treffens, es war schon kurz vor dreiundzwanzig Uhr, verspürte sie das Verlangen, Cornelius zu schreiben. Wie üblich, setzte sie sich mit dem Laptop an das Panoramafenster – und schon flogen ihre Finger über die Tastatur. Sie schrieb ihm, wie gut ihr der bisherige Austausch mit ihm gefiel. Später wusste sie nicht mehr, was sie ihm noch alles in dieser Nacht geschrieben hatte. Aber an ihren letzten Satz, an das Post Scriptum, würde sie sich immer erinnern. Das wusste sie bereits, während sie noch am Schreiben war: *„Fast traue ich mir nicht, es dir, und auch nicht mir selbst einzugestehen, aber ich muss es tun und loswerden. Deine Stimme – ich finde sie aufregend, ja geradezu erotisch. Ich möchte, dass du das weißt.“*

Sie las das Post Scriptum nochmals, fand, dass alles seine Richtigkeit hatte, und schickte die Mail ab.

Den ganzen Samstagvormittag über überlegte sie, wie sie sich während des Spaziergangs Cornelius gegenüber geben sollte, um nicht zu früh zu viel von sich preiszugeben – um nicht neuerlich in eine Falle zu geraten. Die Erfahrungen mit Joachim wirkten nach. Das durfte sich nicht wiederholen.

Sie erkannte Cornelius sofort, als sie Punkt fünfzehn Uhr auf ihn zuing.

13

Vor dem Zubettgehen ging sie noch auf eine Runde nach draußen. Die Nacht war sternenklar und kalt. Sie sah ihren Atem. Ihr wurde bewusst, dass es übermorgen, am Sonntag, vier Wochen her sein würde, dass sie zum ersten Mal Kontakt mit Cornelius hatte. Per E-Mail. Nach dem Spaziergang mit Cornelius in den Stadtauen hatte sie ihn mehrfach bei ihm zuhause gesucht. Seit Mittwochmorgen war er verreist. Abends hatten sie zuletzt telefoniert und ein Wiedersehen für den morgigen Samstag um fünfzehn Uhr bei ihm verabredet. Seither hatte sie nichts mehr von Cornelius gehört. Während sie den Blick in den Nachthimmel richtete, kreisten ihre Gedanken unaufhörlich um Cornelius, und sie vermutete, dass er auf der Rückreise war.

Plötzlich spürte sie das Vibrieren ihres Smartphones und zog es aus der Manteltasche. Sie sah auf das Display: Eine Mail von Cornelius wurde angezeigt. Sie öffnete die Nachricht und las.

Nach dem sie die Worte gelesen hatte, ließ sie den Arm sinken und begann vor innerer Kälte zu zittern.

Post Scriptum – ... alias Rita

1

Auch wenn sie schon einige Monate getrennter Wege gegangen waren, war er vollkommen unvorbereitet, als Luci ihm sagte, bereits vor langem beschlossen zu haben, sich zu trennen. Vor langem groß oder klein? Sie habe nur darauf gewartet, dass ihre Eigentumswohnung frei würde, und das sei in zwei Wochen der Fall. Eigentlich hieß seine Frau Lucia, doch sie fand, dass Luzi – in Anlehnung an Luzifer – ihrem Wesen als Freigeist näherkam. Cornelius hatte das Ende kommen sehen, doch dass Luci die Trennung schon länger geplant hatte, erschütterte ihn. Er gestand sich zwar ein, dass es eine Erlösung sein würde. Dennoch schmerzte es ihn. Aber nicht die anstehende Scheidung selbst traf ihn, sondern die Tatsache, dass auch seine zweite Ehe in die Brüche gegangen war. Schon die erste Scheidung empfand er noch immer als trostlos. Aber zwei Scheidungen. Das war echtes Versagen.

Einige Wochen nach der Scheidung führten sie ein letztes Gespräch. Er in der Hoffnung, noch eine Gemeinsamkeit zu erkennen. Das Gespräch plätscherte dahin.

Luci merkte plötzlich an, dass sie weiterhin eine Beziehung hätten führen können – mit getrennten Wohnungen: „Sozusagen für die aufregenden Momente des Lebens.“

Er wusste nicht, was er antworten sollte. Nachdem Luci gegangen war, fragte er sich, ob ihre Andeutung ein Angebot war – und wie lange es Gültigkeit hat. Danach begegnete er Luci nie mehr. Auch nicht zufällig – auf der Straße, beim Einkaufen oder in Restaurants –, obwohl sie unweit voneinander wohnten. Dennoch flackerten noch kurz zweimal vermeintliche Berührungsmomente mit Luci auf – als zunächst ihre Schwester und wenig später eine Freundin von Luci ihn einluden. Er folgte beiden Einladungen, neugierig, ob weitere Vorschläge seitens Luci auf den Tisch kämen. Doch sowohl die Schwester als auch die Freundin erwähnten nur eigene Interessen – an denen er nicht interessiert war.

Nach Lucis Auszug ertappte er sich häufig dabei, mit dem linken Daumen über die Handinnenfläche hinweg, dem abgelegten Ehering nachzuspüren. Rund zwei Jahre später stellte er eines Tages überrascht fest, dass der Tick vorüber war. Er merkte, dass die Wunden verheilt waren und die Verbitterung hinter ihm lag.

Daraufhin überlegte er, dem Glück nochmals eine Chance einzuräumen. Nur wie sollte das gehen?

Wie sollte er eine Frau kennenlernen, die zu ihm in seinem Alter passte?

2

Es war ein trüber Samstagnachmittag. Er saß am Schreibtisch und schaute auf die stille Straße vor seinem Haus. Er sah zu, wie Böen die letzten leuchtenden Blätter von den Ästen rupften und das Laub in Schwärmen durch die Luft tanzen ließen – bis der Wind es über den Asphalt und unter parkende Autos fegte. Irgendwann schüttelte er den Kopf, erinnerte sich an sein Vorhaben, und klappte den Laptop auf.

Er gab das Stichwort „Partnersuche“ ein.

Nach einigen Treffern ergänzte er „über fünfzig“ – und stieß auf eine Partnerbörse für Singles ab fünfzig. In der Einführung las er, dass die Plattform einen wissenschaftlich erarbeiteten psychologischen Persönlichkeitstest nutze, um die Übereinstimmung potenzieller Kandidatinnen mit seinem Profil zu optimieren – für einen optimalen Matching-Score. Alles musste immer optimiert werden – wohl ein Trend der Zeit, dachte er, und er blieb skeptisch. Aber egal. Viel konnte nicht passieren. Vielleicht würde es ganz amüsant werden. Er arbeitete die Anmeldeschritte ab.

Eine Vielzahl von Fragen zu seiner Person, seinen Gewohnheiten, Einstellungen und seinen Erwartungen musste er durch Klicks beantworten.

An einigen Stellen musste er eigene Formulierungen einfügen. Zum Schluss las er die Aufforderung, sich in einem Textfeld mit eigenen Worten vorzustellen. Er sollte einen „Begrüßungstext“, so nannte sich das, verfassen. Er stockte. Hatte er mit den Haken und selbst formulierten Antworten nicht schon alles zu seiner Person gesagt? Na gut, weiter. Er öffnete ein Word-Dokument und begann, den geforderten Begrüßungstext zu verfassen. Er überlegte, feilte, brütete, rang mit Worten und Formulierungen.

Das Ergebnis war etwas über eine DIN A4-Seite. Immerhin – wie er fand. Er druckte sein ICH aus, las und korrigierte. Zum Schluss stellte er noch einen Absatz um. Dann war er zufrieden – sogar ein bisschen stolz. Vor allem aber hoffnungsfroh. Er kopierte den Begrüßungstext in das Feld auf der Partnerplattform, ergänzte sein Profil um zwei Fotos und schickte die Registrierung ab.

Als er vom Bildschirm aufsah, stellte er fest, dass es draußen inzwischen dunkel geworden war und der Wind eingeschlafen.

Wenig später erhielt er eine Bestätigung und öffnete den Zugang zu den Profilen.

Schon blickten ihm kontaktinteressierte Damen entgegen. Er scrollte ein bisschen herunter, und dann weiter – und war überrascht. Das schien kein Ende zu nehmen. Plötzlich öffnete sich ein Fenster. „Herzlich willkommen! Freuen Sie sich. Ab sofort erhalten Sie jeden Tag neue Vorschläge.“

Bis spät in die Nacht hinein sah er sich Profile an und las Begrüßungstexte. Manche Botschaften amüsierten ihn. Ein Brünette versprach: „Ich halte, was Blondinen versprechen.“ Nach einer Weile fragte er sich, ob die Damen wirklich alle Singles waren? Sicher war er sich dagegen, dass eine ganze Reihe von ihnen mit der Altersangabe großzügig umging.

Selbst bei größtem Wohlwollen passten die Fotos oft nicht zum angegebenen Alter.

Sonntagmittag fuhr er den Laptop wieder hoch und rief die Partnerbörse auf. Er war gespannt auf die neuen möglichen Damenbekanntschaften. Doch stattdessen erschien ein Nachrichtenfenster: „Gratulation! Sie sind einer Interessentin aufgefallen“, las er. Er stutzte. Dass das so schnell ging. Er öffnete den Posteingang. Der war leer. Sie hatte ihm also keine Nachricht hinterlassen. Er stellte fest, enttäuscht zu sein. Seine Neugier hatte sie dennoch geweckt. Wer war sie? Er drückte den Button zu ihrem Profil – und kam sich wie siebzehn vor.

Diese Regung hatte er für überwunden gehalten. Flüchtig sah er ihre fünf Fotos an. Dann öffnete er den Begrüßungstext und las.

*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

Hermann Hesse. Das war unfair, grämte er sich. Wenn man sich schon über das Internet kennenlernen wollte, dann doch bitte mit offenem Visier – und mit eigenen Worten, so wie er in seinem Begrüßungstext. Er kehrte zu den Fotos zurück. Immerhin fünf hatte sie gepostet.

Eine gut gelaunte, gepflegte Frau blickte ihn an. Die Aufnahmen zeigten sie in einem repräsentativen Foyer, vielleicht bei einer Feier, jedenfalls nicht in privater Umgebung.

Sie war stilsicher gekleidet und trug ihr dunkles, langes Haar offen. Ihr Gesichtsausdruck, ihr Lächeln – beides erschien ihm sympathisch. Ihre Hände waren schön geformt, die schlanken Finger endeten in rot lackierten Nägeln. In keiner Pose lag provokativer Sexappeal – und doch wirkte sie reizvoll. Das angegebene Alter passte zu den Fotos. Und zu ihm. Und keine Angeberei, kein Statussymbol, wie eine Luxushandtasche, war, wie vermeintlich zufällig, platziert. Trotz ihres unpersönlichen Begrüßungstextes schrieb er ihr.

*Liebe Interessentin,
für Ihren Besuch meines Profils danke ich Ihnen.*

Er hielt inne. Sie hatte keine Nachricht hinterlassen. War sie überhaupt an einem Kontakten interessiert? Er beschloss, die Mitteilung kurz zu halten, und ergänzte:

Darf ich Sie ermuntern, mir im Sinne meines Begrüßungstextes etwas von sich zu erzählen, preiszugeben?

Er überlegte, ihr ein Kompliment für die Fotos, eigentlich zu ihrem Aussehen, zu machen, entschied sich dagegen, und schrieb weiter:

In jedem Fall würde ich mich freuen, von Ihnen wieder zu hören, d.h. zu lesen ;-)

Herzlichst Cornelius.

Zwei Stunden fand er eine Antwort vor.

Hallo Cornelius. Was für ein schöner und ungewöhnlicher Name. Für deine Zeilen danke ich dir. Und ich bin froh, mit dir auf einen Mann gestoßen zu sein, der sich ausdrücken kann und der es versteht, in seinem Begrüßungstext klar zu vermitteln, was er sucht und was nicht. Endlich ein Mann, der kommunizieren kann.

Herzliche Grüße, Rita.

Rita war also ihr Name. Dann stutzte er. „Endlich ...“, hatte Rita geschrieben.

Wie lange schon bewegte sich Rita auf der Partnerbörse? Wie lange war sie schon auf der Suche? Und wie viele Kontakte hatte sie bereits geprüft und wieder verworfen? Und: Rita duzte ihn. War das üblich?

Dann las er das P. S.

Erlaube mir, dir zu schreiben, dass mir dein Begrüßungstext unter die Haut geht.

Ritas Postskriptum schmeichelte ihm, und er spürte ein Hochgefühl. Die Mühe um den Begrüßungstext hatte sich also gelohnt. Doch sein Überschwang hielt nicht lange an. Er sah sich die Fotos erneut an. Irgendetwas an dem P. S. wollte nicht zu der Frau auf den Bildern passen. Während er ihr in die Augen blickte, fragte er sich, wie ihre Stimme wohl klang – und er vernahm einen lebendigen, selbstbewussten Ton. Würde Rita, wenn sie ihm gegenüber säße, ihren Gefühlen ebenso ungeniert freien Lauf lassen? Das P. S. kam ihm reichlich dick aufgetragen vor. Er schüttelte sich innerlich. Wie sollte er reagieren, was ihr antworten?

Erst am Abend schrieb er ihr.

*Hallo Rita,
danke dir für deine Nachricht. Es freut mich, wenn dich
mein Begrüßungstext anspricht. Gerne können wir
unseren Kontakt intensivieren. Vielleicht wäre es
persönlicher, dazu eigene Mailadressen zu nutzen, statt
über die Chatfunktion des Portals zu schreiben?
Dir einen schönen Abend, Cornelius.*

Unter seinen Namen setzte er die Emailadresse, die er für Kontakte, die sich aus der Partnerbörse ergeben würden, eingerichtet hatte.

Auf Ritas P. S. ging er nicht ein.

Montag und Dienstag schrieben sie sich weitere Mails – über ihrer beider Lebensumstände: Wohnorte, ohne Straßennamen; Berufe, Rita erwähnte, im Bildungssektor tätig zu sein – was auch immer das heißen mochte; persönliche Interessen und die sogenannten Hobbies; dass sie geschieden seien und jeder von ihnen Kinder habe, die aus dem Haus wären. Und sie gestanden sich einige ihrer Wünsche, Hoffnungen und Träume.

Ritas Nachrichten waren knapp. Ihre Zeilen kamen ihm schlagwortartig vor. Sie schrieb, zwischen Terminen kaum Zeit zum Schreiben zu haben.

Mittwoch früh fand er eine weitere Mail von Rita vor. Die Eingangszeit war nulluhrvierundfünfzig.

Guten Morgen Cornelius! Hast du gut geschlafen? Ich muss dir etwas Wichtiges mitteilen: Es geht um Stimmen. Die Stimme ist mir sehr wichtig. Es ist mir wichtig, wie sie Worte trägt. Was hältst du davon, wenn wir telefonieren? Meine Mobilnummer lautet ...

Er merkte, über Ritas Handeln wieder zu stutzen. War es üblich, die Telefonnummer zu schicken, bevor er ihrem Vorschlag, zu telefonieren, zugestimmt hatte? Egal.

Einen guten Morgen zurück, liebe Rita.

Er hatte ‚liebe‘ geschrieben. War das zu aufdringlich? – und entschied, es war okay.

Dein Ansinnen kann ich nachvollziehen. Als Teil der Persönlichkeit eines Menschen sind Stimme, Ausdruck und Sprache auch mir wichtig – sogar sehr.

Er überlegte zu erwähnen, keinen Dialekt zu sprechen und das auch bei einer Partnerin zu bevorzugen, ließ den Punkt aber fallen.

Gerne können wir telefonieren. Wie wäre es mit achtzehn Uhr? Heute.

Herzlichst, Cornelius

Es dauerte nicht lange bis zu einer Antwort.

Bis achtzehn Uhr. Ich freue mich.

Liebe Grüße, Rita

Sie hat mit ‚liebe‘ Grüße geantwortet.

Dann las er das P. S.

*Übrigens ist Rita nicht mein richtiger Name, sondern Lara
(exklusiv für dich).*

Ritas letzte Sätze und ihre Post Scriptums hatten es wirklich in sich. Die Korrektur ihres Namens hatte Rita, alias Lara, einfließen lassen, als wäre es eine unbedeutende Kleinigkeit. Und was bedeutete der Zusatz: (exklusiv für dich)? Wie viele Chats hatte Lara alias Rita noch am Laufen? Und war Lara tatsächlich ihr Name?

Kurz vor der vereinbarten Zeit machte er es sich im Wohnzimmer auf dem weißen Sofa bequem und schenkte sich ein Glas Wein ein. Um achtzehn Uhr wählte er die angegebene Nummer. Der Anschluss war belegt. Er dachte nach. Rita – beziehungsweise Lara, an den neuen Namen musste er sich erst noch gewöhnen – hatte ihre Kontaktaufnahme mit seinem Kommunikationsstil im Begrüßungstext begründet. Außerdem hatte sie betont, wie wichtig ihr die Stimme sei.

Lara schien über ein starkes Selbstbewusstsein zu verfügen. Er stellte sich auf eine intensive Unterhaltung ein.

3

Drei Minuten später war die Leitung frei.

„Hallo. Hier Rita. Ich meine natürlich Lara“, hörte er sie rufen.

„Guten Abend. Hier ist Cornelius. Schön mit dir zu sprechen, Lara.“

Nach einigen Sätzen wurde ihm klar, dass das Gespräch anders verlaufen würde, als er es erwartet hatte. Laras Stimme schwankte zwischen mittlerer und hoher Tonlage.

Manchmal klang sie zart, gelegentlich fast mädchenhaft. Lara sprach ruhig, unaufgeregt, bisweilen tonlos. Auch lag etwas Träges in ihrer Sprechweise. Nur hin und wieder vernahm er eine zurückhaltende Vehemenz, zaghafte Begeisterung oder Entschlossenheit. Nichts von der forschen, beinahe fordernden Energie, die er geglaubt hatte, aus ihren Mails erkannt zu haben, fand er wieder.

Sie sprach in kurzen Sätzen – dialektfrei. Ihr Anteil am Gespräch war gering. Die Diskrepanz zu den Botschaften in ihren Mails bereitete ihm Unbehagen.

Mit offenen Fragen versuchte er, das auszugleichen und Lara zum Erzählen zu bewegen. Es gelang ihm kaum. Noch während des Gesprächs begann er sich zu fragen, ob das überhaupt etwas werden könnte zwischen ihnen. Diskussion, Austausch und Reibung waren ihm wichtig. Er wollte weder dozieren noch den Unterhalter, den Bespaßer geben.

Zu seiner Überraschung waren sie am Ende des Gesprächs für Samstag um fünfzehn Uhr in den Stadtauen beim Brückenwirt verabredet -zu einem Spaziergang. Wer von ihnen den Vorschlag gemacht hatte, wusste er da nicht mehr.

Im Verlauf des nächsten Vormittags erhielt er mehrere Nachrichten von Lara.

Ich denke an dich!

Was machst du gerade?

Wo bist du?

Und zwei Mal: *Ich möchte deine Stimme wieder hören.'*

In den kurzen Sätzen vibrierten wieder die Lebendigkeit und Leidenschaft, die er in ihren Mails immer gespürt hatte. Er antwortete mit Emojis.

Freitagabend, es war schon nach dreiundzwanzig Uhr, signalisierte sein Smartphone den Eingang einer Mail. Die Nachricht war von Lara.

Sagte sie ab, kurz vor der Verabredung? Hatte sie kalte Füße bekommen?

Lieber Cornelius,

es ist mir ein Bedürfnis, dir zu schreiben. Zugleich möchte ich dich schon einmal wissen lassen, wie sehr mir der Austausch mit dir, zuletzt am Telefon, gefallen hat. Auf unser persönliches Kennenlernen morgen – sozusagen face to face – freue ich mich schon sehr.

Schon während er die Zeilen las, bemerkte er im Augenwinkel, dass Lara auch dieser Mail ein Postskriptum angefügt hatte.

Er war gespannt, welche besondere Mitteilungen er diesmal dort vorfinden würde. Nachdem er das P. S. zweimal gelesen hatte, wurde ihm endgültig klar, dass Lara ihr wichtige Botschaften stets an den Schluss stellte.

„Fast traue ich mich nicht, es dir – und auch mir selbst – einzugestehen, aber ich muss es tun: Deine Stimme finde ich aufregend, ja geradezu erotisch. Ich möchte, dass du das weißt.“

Eine derartige Schmeichelei hatte er noch nie erfahren. Er fühlte sich umwerfend gut. Dann platze die Seifenblase.

Er erinnerte sich an seine Verwunderung, als Lara – damals noch Rita – geschrieben hatte, sein Begrüßungstext ginge ihr unter die Haut. Er fühlte sich verfangen in sich verirrten und verhedderten Gedanken. War Lara überspannt? Die Intensität ihrer Nachrichten, in denen sie ihre Gefühle entfesselte, stand im Widerspruch zu dem Rinnsal ihrer Worte während des Telefongesprächs. Wie passte das zusammen? Die Medien waren voll vor Warnungen zu Betrugereien, die über das Internet eingefädelt wurden. „Entspann dich“, bremste er sich ein. „Gib den Dingen Zeit.“ Er beschloss, alles Weitere auf sich zukommen zu lassen.

Er würde es schon merken, wenn etwas nicht stimmen sollte und würde nicht blind in eine Falle tapen.

Er antwortete ihr mit einem Smiley.

4

Bereits vor der vereinbarten Uhrzeit kam er zum Treffpunkt und sah sich um. Der Kiosk, der für den Außerhausverkauf zum Brückenwirt gehörte, war geschlossen. Bei gutem Wetter würde eine Schlange von auffällig gekleideten Stadtflaneuren, Spaziergängern jeden Alters, viele mit Hund, Familien mit Kinderwagen und Stadstreicher geduldig anstehen.

Bei dem tristen Wetter waren nur wenige Spaziergänger, unterwegs.

Er erkannte Lara sofort. In einem leuchtendroten wadenlangen Mantel kam sie auf ihn zu. Schwarze Stiefel kamen unter dem Mantel zum Vorschein. Eine übergroße schwarze Lederhandtasche hing ihr über die Schulter. Zur Begrüßung gaben sie sich angedeutete Küsse ohne die Wangen zu berühren. Dabei hielten sie sich an den Händen. Er spürte zarte, trockene Handflächen.

„Was hältst du davon, Richtung Norden zu gehen? Dort wird es ruhiger sein als zum See hin.“ Lara stimmte zu.

Nachdem sie erste Schritte gegangen waren, hakte sich Lara bei ihm ein. Das überraschte ihn, überspielte seine Verwunderung aber mit einem Lächeln. Noch mehr überraschte ihn Laras Redefluss. Vielleicht musste er ihr gegenüberstehen und sie einen persönlichen Eindruck gewinnen, damit sie Vertrauen fassen konnte. Face to face, hatte Lara formuliert. Lara sprudelte nur so. Er war erleichtert – und überließ ihr die Gesprächsführung gern. Derweilen blickte er auf. Der Himmel war genauso grau wie letztes Wochenende, als er sich auf der Partnerplattform angemeldet und Lara sich tags darauf erstmals gemeldet hatte. Die Baumkronen waren inzwischen restlos kahl.

Auf einer Wiese stritten sich Krähen um irgendetwas. Lara erzählte weiter. Bald schien sie zu frösteln.

„Ist dir kalt? Ich wohne unweit von hier. Darf ich dich auf einen Tee zu mir einladen?“

Nach kurzem Zögern stimmte Lara zu. Als sie auf sein Haus zugingen und er anmerkte, dass sie gleich da sein würden, schmiegte sie sich für einen Moment an ihn und nickte. Im Eingang nahm er ihr den Mantel ab und legte ihn über einen Kleiderbügel, den er an der Garderobe aufhängte. Darauf führte er sie ins Wohnzimmer.

„Nimm Platz. Setz dich, wohin du möchtest. Es gibt keine Stammplätze.“

Sie deutete auf den roten Sessel mit der hohen Rückenlehne beim Kamin.

„Wäre der okay?“

Er nickte.

Lara setzte sich. „Könntest du Feuer im Kamin machen. Bitte. Mir ist kalt.“

Während er Feuer machte, beobachtete er Lara. Ihre Augen schweiften vorsichtig umher. Sah sie sich mit einem suchenden, einem prüfenden Blick um? War das ein Kennerblick? Interessierte sich Lara für Antiquitäten oder verstand sie etwas von moderner Malerei und konnte das großformatige Bild, das er erst jüngst erworben hatte, einordnen?

Wenn ihre Augen die seinen trafen, wich sie aus. Als das Feuer im Kamin loderte, setzte er sich ihr gegenüber auf das weiße Sofa. Er sah sie an: Overknee-Stiefel, sportlich schwarze Hose, weiße Bluse. Ein aus kleinen schwarzen Perlen geflochtener, daumenbreiter Steg schmiegte sich um ihren Hals. Eine rechteckige Uhr zierte ihr linkes Handgelenk. Ein Armband aus Kugeln in verschiedenen Pastellfarben war das Einzige Farbige an ihr – wenn auch sehr dezent. Die Frisur saß perfekt, obwohl der Wind ihr während des Spaziergangs einige Male durchs Haar gefahren war. Die vollen Lippen waren makellos geschminkt – rot wie ihr Mantel, der an der Garderobe hing, und rot wie der Sessel, in dem sie saß.

„Was darf ich dir zum Trinken anbieten? Kaffee, einen Tee oder lieber ein Glas Wein oder Wasser?“

„Für mich absolut gar nichts.“

Sie wollte partout nichts trinken. Er stand auf und ging Richtung Küche, um sich ein Glas Wein einzuschenken. In der Spiegelung der Fensterfront sah er, wie Lara ihm nachschaute. Aus der Küche beobachtete er, wie sie sich umdrehte und hinter sich blickte. Suchte sie etwas? Mit dem Weinglas in der Hand setzte er sich ihr gegenüber und wartete ab. Lara knüpfte jetzt nicht mehr an ihren Redefluss während des Spaziergangs an.

Also übernahm er. Wenig später erklärte Lara, dass es für sie an der Zeit sei, zu gehen. Sie vereinbarten, sich am kommenden Freitag wiederzusehen.

„Diesmal komme ich in deine Richtung. Schließlich hast du heute die Fahrt auf dich genommen.“

„Das ist nicht nötig. Ich komme gerne. Es macht mir nichts aus zu fahren. Um neunzehn Uhr bin ich da.“

Da? Meinte sie wieder hier, bei ihm? Wollte Lara nicht wenigstens – wenn sie schon in die Stadt kam – in ein Lokal oder in eine Bar? Aber gut.

„Was möchtest du dann essen? Oder gibt es etwas, das du in keinem Fall isst?“

„Das möchte ich nicht.“

„Was möchtest du nicht?“

„Etwas essen.“

„Warum nicht?“

„Du sollst dir keine Mühe machen.“

„Es würde mir absolut keine Mühe bereiten. Im Gegenteil.“

„Trotzdem. Ich möchte nichts.“

Er gab auf.

An der Haustür bestand Lara darauf, dass er sie nicht zu ihrem Wagen begleitete. Auf jede Wange gab sie ihm einen Kuss. Beim zweiten Kuss verharrte sie einen kurzen Augenblick – und er ahnte ihr Verlangen. Dann verschwand sie in die Dunkelheit.

Er sah ihr nach, sah, wie ihre Silhouette in der Dunkelheit verblasste, und war gefesselt – von der Mischung aus Laras lebhaften Schilderungen während des Spaziergangs, ihrer Zurückhaltung, als sie bei ihm zusammengesessen hatten, und der verheißungsvollen Verabschiedung. Die Wechselbäder hatten etwas – aber was? Er dachte über die vergangenen Stunden nach. Mit den Absätzen war Lara fast so groß wie er. Während des Spaziergangs war ihr Haar ihm einige Male zugeflogen. Weich hatte es sein Gesicht gestreift.

Und seit sie eingehakt neben ihm gegangen war, hatte sich ihr Duft in ihm eingenistet. Sie sprachen über ihre Berufe, über Literatur und Ausstellungen und ein wenig über die erwachsenen Kinder.

Lara erwähnte eine Bekanntschaft, die ihrer Scheidung folgte, aber ungut ausgegangen war.

Es war punkt neunzehn Uhr, als es am Freitag klingelte. Mit einer Handbewegung bat er Lara herein. Sie durchquerte den Flur, ging ins Wohnzimmer und blieb mitten im Raum stehen. Er lud sie ein, sich zu setzen. Abermals wählte sie den roten Sessel und wieder nahm er ihr gegenüber auf dem weißen Sofa Platz. Diesmal war Lara sehr klassisch gekleidet.

Alles war perfekt abgestimmt – eine elegante dunkle Hose, cremefarbene Chiffonbluse, Schmuck. Sie schlug ein Bein über das andere. Er beobachtete, wie sie den Wildlederpumps in einem Nudeton auf dem schwebenden Fuß wippen ließ. War sie angespannt? Das dunkle Haar umrahmte ihr Gesicht. Lara war nicht nur wirklich hübsch – sie war zeitlos schön. Ihre Lippen leuchteten rot. Ihre tiefbraunen Augen funkelten geheimnisvoll. Er bewunderte ihren sicheren und scheinbar selbstbewussten Auftritt und spürte Kräfte wirken.

„Es gäbe einen wunderbaren Primitivo. Möchtest du ihn probieren?“

„Gerne. Und bitte ein Glas Wasser dazu. Still.“

Er hatte alles vorbereitet, den Wein vor Stunden entkorkt und dekantiert. Zur Not hätte er ihn auch alleine geschafft. Die leere Flasche stand neben dem Dekanter.

Er wollte Lara Gelegenheit geben nachzulesen, was sie tranken. Er schenkte zwei Gläser fingerbreit ein und reichte ihr eines. Das Glas mit dem Wasser stellte er auf den kleinen Tisch zwischen dem Kamin und ihrem Sessel. Mit einer kurzen Geste prostete er ihr zu.

„Exzellent“, war Laras Kommentar. Das Etikett sah sie sich nicht an.

„Ich bin ohne Jacke gekommen. Jetzt ist mir etwas kühl. Könntest du bitte wieder Feuer im Kamin anzünden.“

Er verstand, dass es keine Frage und auch keine Bitte war, sondern eine Aufforderung. Er entzündete das eingestapelte Holz. Musik lief – auf ihren Vorschlag hin Vivaldi. Ihr Gespräch und die Themen flogen dahin. Worüber sie gesprochen hatten, erinnerte sich er später nicht mehr. Dafür würde ihm unvergesslich bleiben, wie Lara plötzlich vor ihm stand. Mit den Worten „Du bist so weit weg. Darf ich mich zu Dir setzen?“ war sie aufgestanden und auf ihn zugegangen. Er hatte noch kaum genickt, saß Lara schon bei ihm – schräg, den Rücken an seine Schulter gelehnt, den Blick in den Kamin gerichtet.

Die Pumps hatte sie abgestreift, die Beine auf die Sitzfläche hochgenommen und die Knie angezogen. Die angewinkelten Beine umschlang sie mit den Armen.

Er legte einen Arm um sie. Beide sahen sie ins Feuer. Er wartete ab. Wann würde Lara etwas sagen? Das Feuer knisterte. Die Zeit verstrich. Auf einmal drehte sich Lara um, wandte sich ihm zu, kniete sich auf das Polster und sah ihm in die Augen. Dann küsste sie ihn – auf die Lippen, auf die Augen, den Hals.

„Du riechst so gut“, hauchte sie, und knöpfte sein Hemd auf. Abermals „Du riechst so gut.“ Dann „Du bist ein toller Mann.“

Er wusste nicht, ob sie mehr auf dem Sofa oder auf ihm herumturnte. Vivaldis Sommer lief. Er wollte ihre Zärtlichkeiten erwidern. Sie schob seine Hände weg, nur um im nächsten Moment wieder mit den Fingern über seine Haut zu gleiten. Sie küsste ihn weiter und saugte seinen Geruch ein. Dann, so plötzlich, wie sie vor ihm gestanden hatte, war der Zauber vorüber. Sie stand auf, richtete sich, schlüpfte in die Pumps und setzte sich wieder in den roten Sessel. Sie nahm einen Schluck. Dann erhob sie sich.

„Ich muss los.“

Ihr Abschiedskuss an der Haustür glühte vor Leidenschaft.

„Du weißt, du musst, nein, du sollst mich nicht zu meinem Auto begleiten.“

Er sah ihr nach, bis sich ihre Umrisse in der Dunkelheit auflösten. Warum machte sie so ein Geheimnis um ihren Abgang?

6

Wieder, wie auch schon nach ihrem letzten Besuch, gingen ihm Lara und das, was sich zwischen ihnen abspielte, nicht aus dem Kopf.

Er las noch einmal die Mails und Kurzmitteilungen, die sie miteinander ausgetauscht hatten. Ihm wurde deutlich, dass sie ein Spiegel ihrer Persönlichkeiten waren: Laras Nachrichten waren kurz, ihre Informationen vage. Manche ihrer Sätze bebten, waren aufgewühlt. Seine dagegen bildhaft, offen, und gaben viel von ihm preis. Lara wusste inzwischen vieles über ihn. Neben seinem Vornamen auch seinen Nachnamen. Sie kannte seine Adresse und wusste, wie er wohnte. Sie kannte sein Geburtsdatum, wusste, wie er roch, wie sich seine Haut anfühlte, wie er schmeckte, welche Musik er hörte und welchen Wein er trank. Kaum etwas davon kannte oder wusste er von ihr. Ihren Nachnamen nicht, und nicht, wo und wie sie wohnte. Sicher schien nur, dass sie Lehrerin war, an einem Gymnasium im Umkreis, fünfunddreißig Kilometer entfernt. Seine Versuche, mehr über sie und ihr Leben zu erfahren, hatte sie nur ausweichend beantwortet – manche Fragen ganz unter den Tisch fallen lassen. Das war ihm bei ihrer ersten Begegnung in den Stadtauen und anschließend bei ihm zu Hause nur vage aufgefallen. Er hatte darin eine spannende, aber gefahrlose Geisterfahrt gesehen. Dass Laras Hang, auszuweichen und ihre Ablenkungsmanöver, System hatten, wurde ihm jetzt klar und deutlich.

Sonntag. Aus dem Partnerportal wusste er Laras Sternzeichen: Skorpion. Damit würde sie bald Geburtstag haben. Er schrieb ihr eine Mail, fragte nach dem Datum und schlug vor, das Ereignis gemeinsam zu feiern. Sie blieb ihm das Datum und eine Reaktion auf den Vorschlag schuldig. Bis zu diesem Moment hatte er hingenommen, dass Lara manchen seiner Fragen auswich. Er hatte es im Vertrauen darauf akzeptiert, dass Geduld helfe. Meist erzählten Menschen irgendwann von selbst, was er wissen wollte. Nicht so Rita, alias Lara. Ihre Taktik begann ihn zu stören, zu verstören. Er beschloss, sich zurückzuziehen. Würde sie sich nicht mehr melden, würde er den Kontakt einschlafen lassen.

Mittwoch. Abends ging eine E-Mail von Lara ein.

Lieber Cornelius,

ich weiß gar nicht, wie ich dir vermitteln soll, wie wundervoll ich unsere Gespräche finde, und wie sehr mich der Klang deiner Stimme und die Berührungen auf dem Sofa noch immer aufwühlen. Seit unserem Wiedersehen kann ich entweder kaum schlafen oder falle vor Erschöpfung in einen Tiefschlaf. Es geht inzwischen so weit, dass mir heute in der Schule eine gravierende Verwechslung unterlaufen ist. Gottlob ohne Folgen. So sieht meine Lage aus.

Darf ich auf ein Wiedersehen hoffen? Und bald! Es würde mich sehr freuen. Und wenn ich darf, freue ich mich jetzt schon darauf. Ist das nicht alles eine rasante Entwicklung?

Liebste Grüße

Lara

Wieder so eine Botschaft am Ende. Diesmal nicht als P. S. verpackt.

Und „liebste“, statt „liebe“ Grüße, hatte Lara geschrieben. Spürte sie seine Verstimmung? Würde sie sich künftig zu öffnen?

Liebe Lara,

was hältst du davon, wenn wir gemeinsam über alles sprechen? Wollen wir uns am Freitagabend treffen?

Einen Treffpunkt schlug er nicht vor. Er wollte abwarten und sehen, ob sie ihn einlädt, zu ihr zu kommen. Er fand, die Zeit war reif dafür. Er wollte Lara in ihrer Welt erleben.

Lieber Cornelius,

dein Vorschlag für Freitag ist wunderbar. Dann kann ich mich ab sofort freuen. Um neunzehn Uhr bin ich bei dir.

Seine Hoffnung platzte. Lara entschied – und nie in seinem Sinn.

*Dann bis Freitag, neunzehn Uhr, lautete sein knapp
Antwort.*

7

Er sah auf die Uhr. Jeden Augenblick würde es neunzehn Uhr sein. Es läutete. In einen schwarzen Mantel gehüllt, trat Lara ein. Während sie an ihm vorbeiging, sog er den ihr so eigenen und ihm inzwischen vertrauten Duft ein. Er nahm ihr den Mantel ab – diesmal trug sie ein Kleid. Es lag eng an. Für eine Begrüßung, vielleicht mit Küssen auf die Wangen, nahm sie sich keine Zeit, sondern ging direkt ins Wohnzimmer.

Das Kleid war rot wie ihre Lippen und rot wie der Sessel, in dem sie ihm wenige Augenblicke später gegenüber saß. Um den Hals trug sie eine Perlenkette – mit zwei kurzen Schlaufen eng um den Hals und einer langen, deren Ende zu einem Knoten geschlungen war. Die schwarzen Strümpfe schimmerten. Dazu schwarze High Heels. Ihr Haar glänzte. Sie war nicht nur schön wie immer. Sie sah umwerfend aus. Etwas Magisches umgab sie. Er schob seine aufwallenden Phantasien von sich.

Er hatte etwas zum Essen vorbereitet. Auch diesmal hatte Lara das nicht gewollt.

Doch er hatte darauf bestanden. Salat mit, auf ihr Nachgeben hin, Streifen von gebratener Hühnerbrust.

„Lass mich das machen“.

Unbefangen stellte sie sich mit dem Kleid vor dem Herd. Gerade noch rechtzeitig, bevor das Öl in der Pfanne zischte, konnte er ihr eine Schürze umlegen.

Zum Essen tranken sie Rotwein. Lara hatte eine Flasche mitgebracht.

„Der Wein reicht nicht an den heran, den wir zuletzt getrunken haben.“

Er zuckte mit den Schultern, stimmte ihr aber stumm zu. Nach dem Essen wechselten sie vom Esszimmer wieder ins Wohnzimmer. Lara nahm in dem roten Sessel Platz, er auf dem weißen Sofa. Im Kamin brannte kein Feuer.

„Soll ich Feuer machen?“

„Mir ist nicht nach noch mehr Hitze.“

Er übergang ihre Bemerkung – oder sollte das eine Anspielung gewesen sein? Sie sprachen über vieles, nur nicht über ihre Situation. Während sie über den Standort für den geplanten neuen Konzertsaal diskutierten, sah er Lara plötzlich in ihrer Handtasche kramen. Nach dem sie ihr Handy gefunden hatte, setzte sie sich damit zu ihm auf das Sofa.

„Ich möchte dir Fotos von der Hochzeit meines Sohnes zeigen.“

Hatte das Thema des neuen Kulturzentrums sie nicht interessiert, das Gespräch sie gar gelangweilt? Er war irritiert. Jetzt sollte er sich Bilder der Familienfeier ansehen – aber nur einzelne, von Lara ausgesuchte.

„Es ist noch zu früh, als dass ich dir alle Fotos zeigen kann.“

Keines der Bilder ließ ihn vermuten, dass auf der Feier etwas Unangemessenes vorgefallen war, weswegen er nur einzelne Bilder zu sehen bekam. Was ihn aber mehr als Laras Zensur bewegte, war die Frage, warum er sich die Aufnahmen überhaupt ansehen sollte? Was wollte Lara ihm mitteilen?

Er wandte sich vom Display ab und ihr zu. „Lara. Ganz ehrlich. Ich habe keine Lust auf diese Taktik, auf dein System des Ausweichens und Ablenkens.

Es bereitet mir fast schon Unbehagen. Warum umgibst du dich mit einer geheimnisvollen Aura, statt mir Klarheit über dich und dein Leben zu gewähren?“ Eigentlich hatte er von einer „undurchsichtigen Rolle“, statt von einer „geheimnisvollen Aura“ sprechen wollen. „Ist es nicht unfair, dass du vieles von mir weißt, ich von dir aber nur spärliche und teils sogar zensierte Informationen erhalte?“

Nach einem Moment des Zögerns stand Lara auf, kehrte zu dem roten Sessel zurück, und ließ das Smartphone in ihre Handtasche gleiten. Mit dem roten Kleid war sie fast eins mit dem roten Sessel geworden.

„Kannst du mein Unbehagen verstehen?“

Sie sah ihn ruhig, beinahe schon gelassen an. Oder war es Gleichmut?

„Es stimmt, dass ich mit Auskünften zu mir zurückhaltend bin.“

Ihre Stimme hatte apathisch geklungen.

„Und warum?“

„Vor gut einem Jahr gab es einen Vorfall, der mich veranlasst, mit Angaben zu meinem Leben vorsichtig zu sein.“

Welch kryptische Erklärung. Er wurde noch ärgerlicher. Oder sollte das eine Art Entschuldigung sein? Und: Was hatte er damit zu tun?

Warum bewegte sich Lara auf einem Partnerportal, wenn sie in einer scheinbar nicht aufgearbeiteten Geschichte steckte, vielleicht darin gefangen war? Das alles wollte er sie eigentlich fragen. Er ließ es aber. Nicht einmal die Frage, ob sie sein Unbehagen verstand, hatte Lara beantwortet. Und auch ihr Geburtsdatum kannte er weiterhin nicht.

Vielleicht hatte Lara gar nicht demnächst Geburtstag, und das Sternzeichen Skorpion war genauso unsicher wie ihr tatsächlicher Vorname?

„Kannst du nicht damit leben, nicht meinen Nachnamen, meinen Wohnort und meine Lebensumstände zu kennen? Genüge ich dir nicht einfach so, wie ich dir gegenüber sitze und wie ich bin?“

Die Frage erschütterte ihn. Sollte er Laras Frage raffiniert oder schlichtweg dreist finden? Steckte eine Warnung, gar eine Drohung dahinter? Würde Lara gehen, wenn zur Abwechslung er einmal nicht antwortete? Kurz erzog er, Lara zu bitten zu gehen und für sich zu klären, ob sie ihm vertraute. Er sprach die Gedanken nicht aus.

„Noch komme ich mit deiner Zurückhaltung zurecht. Noch habe ich eine Basis für das Zusammensein mit dir.“

Hatte er ihren Respekt eingebüßt? In welchem Netz möglicher und fragwürdiger Wahrheiten irrte er umher?

Er ließ Lara nicht aus den Augen – und sie hielt seinem Blick stand. Plötzlich nickte sie.

Anders als vor einer Woche stand sie wortlos auf, kam zu ihm und setzte die Knie links und rechts von seinen Beinen auf das Polster. Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und begann, ihre Leidenschaft zu entladen.

Erneut hauchte sie „Du bist ein toller Mann“. Und dann: „Lass uns hochgehen“.

Die schwarzen Strümpfe entpuppten sich als halterlos. Die Farbe der Wäsche war auf das Rot des Kleides abgestimmt. Die Perlenkette behielt sie an.

Irgendwann nachts wollte Lara nach Hause und zog sich ihr Kleid über. Während er ihr zusah, wie sie die Dessousteile in ihrer Handtasche verstaute, sagte er

„Lass uns Montag oder Dienstag treffen. Mittwoch muss ich verreise und komme erst in der Nacht von Freitag auf Samstag zurück. Es wäre schade, wenn bis zu einem Wiedersehen eine ganze Woche verstreichen würde.“

„Mal sehen.“ Es hatte absichtslos geklungen. „Ich muss zu Hause im Kalender nachsehen.“ Dann ging sie. Obwohl es zwei Uhr morgens war, bot er ihr erst gar nicht an, sie zu ihrem Wagen zu begleiten. Wie schon zuvor sah er ihr von der Haustür aus nach, bis sie wieder eins wurde mit der Dunkelheit.

Samstag. Weder schrieb er ihr eine Mail oder WhatsApp-Nachrichten, noch erhielt er eine Botschaft von Lara.

Sonntag. Nachmittags rief er sie an.

„Wie sieht es mit einem Treffen, morgen oder am Dienstag aus?“

„Darüber kann ich nur kurzfristig entscheiden“, wiederholte Lara ihren Tenor von vorgestern Nacht. „Und dann bist du ja erst einmal verreist: Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Immerhin drei Tage.“

Die Aufzählung der Tage seiner Abwesenheit erschien ihm wie eine Anklage. War ihr Zögern hinsichtlich einer Verabredung am Morgen oder Dienstag eine Revanche?

„Schon seit langem habe ich keinen richtigen Urlaub mehr gemacht“, war Laras nächster Satz.

Was für ein Themenwechsel. „Wieso das denn? Als Lehrerin hast du doch ausreichend Möglichkeiten, um Urlaub zu machen. Und als Gymnasiallehrerin verdienst du doch auch gut.“

Sollte er ihr für ihren bevorstehenden Geburtstag ein Wochenende in einem Wellnesshotel vorschlagen? Oder war die Erwähnung des überfälligen Urlaubs eine Aufforderung, dass er mit ihr verreisen sollte? Er verwarf beide Überlegungen.

Solange er nicht erkennen konnte, dass Lara sich öffnete, sah er keinen Grund, die Vorschläge auszusprechen. Und nach einer weiteren Absage, einer weiteren Abfuhr war ihm nicht zumute. In der Gewissheit, Lara in den kommenden beiden Tagen nicht zu sehen, beendete er das Gespräch. An keinem der Tage suchte er Kontakt zu ihr. Lara hatte klargemacht, über ein Wiedersehen nur kurzfristig entscheiden zu können. Also sollte sie sich auch kurzfristig melden, war sein Standpunkt.

9

Mittwoch. Der Zug fuhr früh ab. Nach einem Termin am Nachmittag und einem Treffen mit einem Freund zum Abendessen betrat er gegen dreiundzwanzig Uhr das Hotelzimmer. Erst da stellte er den Klingelton an seinem Smartphone wieder ein. Auf der Liste der entgangenen Anrufe waren auch drei von Lara vermerkt – und schon im nächsten Augenblick läutete es: LARA, las er. Er zögerte. Es war nicht nur spät und er müde.

Lara hatte auch die beiden von ihm für ein Treffen vorgeschlagenen Tage ohne Antwort verstreichen lassen. Er wollte jedoch nicht den Beleidigten mimen und drückte auf das grüne Feld mit dem weißen Hörer. Lara sprudelte sofort los.

„Wo bist du eigentlich? Und warum bist du verreist? Ich dachte, du arbeitest nicht mehr wirklich. Oder bist du gar nicht geschäftlich, sondern privat unterwegs?“

Dass sie sich darüber freuen würde, seine Stimme zu hören, erwähnte Lara ebenso wenig, wie sie danach fragte, wie es ihm ginge. Weder verspürte er Lust, noch sah er Veranlassung, ihr den Grund der Reise zu erklären. Dafür vernahm er eine innere Stimme, die ihn ermahnte, nicht auszusprechen, was ihm auf der Zunge lag – aber er tat es dennoch.

„Was hältst du von einem Wochenendtrip anlässlich deines Geburtstags, oder einem Urlaub in deinen nächsten Ferien?“

„Darüber muss ich nachdenken.“

Ihre Reaktion überraschte ihn nicht. Sein Vorschlag entsprach nicht dem, was Lara wollte, jedenfalls nicht von oder mit ihm.

„Aber was hältst du“, fuhr Lara fort, „von einem Wiedersehen am Samstag, fünfzehn Uhr? Schließlich kommst du am Freitag erst spät nachts nach Hause. Wie immer wäre ich pünktlich da – bei dir.“

Damit war alles geregelt. In ihrem Sinn. Seine Fragen, die gestellten und die unausgesprochenen, waren weiterhin unbeantwortet. Besserung schien ihm nicht in Sicht.

Donnerstag. Nach zwei Terminen den Tag über, einem langen Spaziergang entlang des Flusses, und dem Abendessen alleine, saß er im Dunklen in seinem Hotelzimmer. Lara hatte sich den Tag und auch den Abend über nicht gemeldet. Er sich auch nicht bei ihr. Durch das bodentiefe Fenster schaute er aus dem achten Stock hinunter zum Hafen und beobachtete volle und leere Schuten, kraftstrotzende Schlepper und Containerschiffe, groß wie umgelegte Wolkenkratzer. Er liebte den Ausblick auf den Hafen, besonders nachts, wenn die Kaianlagen, Kräne und das Containergebirge auf der anderen Seite beleuchtet waren.

Während er dem Treiben zusah, überlegte er, was Lara wirklich wollte, und wo sein Platz dabei wäre. Er wusste es nicht. War die Nacht mit ihm für sie enttäuschend gewesen? Den Eindruck hatte sie nicht gemacht. Und hätte sie dann gestern mehrfach versucht, ihn zu erreichen und schließlich übermorgen, Samstag, fünfzehn Uhr, für ein Wiedersehen vorgeschlagen? Ging es ihr vielleicht gar nicht um eine klassische Partnerschaft? Was für eine Beziehung suchte Lara? Er war ratlos.

In drei Tagen, am Sonntag, würden es vier Wochen her sein, seit sie erstmals Kontakt hatten, per Mail.

Abermals schwebten ihm Warnhinweise zu Kontaktaufnahmen über das Internet durch den Kopf – mit dem Ziel, Personen und ihre Lebensumstände auszuspähen. Er erinnerte sich daran, wie Lara sich bei ihrem ersten Aufenthalt bei ihm im Haus umgesehen hatte. Verstohlen waren ihm die Blicke vorgekommen. Gab es in seinem Haus Gegenstände, die Lara interessierten? Sie wusste, dass er seit gestern früh verreist war und nicht vor morgen Nacht zurück sein würde. Wenn Lara mit ihm verreist wäre, während Komplizen bei ihm einbrechen würden, hätte sie ein perfektes Alibi. Aber sie zeigte nie Interesse daran, mit ihm zu verreisen. Nein: Lara war keine Betrügerin. Oder wollte er ihr das nicht unterstellen? Für die Rolle der Ganovin erschien ihm Lara als zu gepflegt. Zudem verfügte sie über Bildung und gute Umgangsformen. Bei den Gedanken wurde ihm klar, wie naiv er war. Trickbetrüger operierten gerade mit Vertrauen stiftenden Auftritten, mit vermeintlicher Seriosität – und Frauen mit Anmut. War sie überhaupt wirklich Gymnasiallehrerin? Was sollte er antworten, wenn die Polizei ihn nach einem Einbruch fragen würde, ob er etwas beobachtet oder einen Verdacht hätte?

Sollte er erklären, dass er über das Internet eine Frau kennengelernt hatte, die ihn wiederholt besucht und mit ihm geschlafen hatte – während er sich weder hinsichtlich ihres Vornamens sicher sein konnte, noch ihren Nachnamen kannte und auch nicht wusste, wo sie wohnte? Gut, er hatte Laras Mailadresse. Die war aber vermutlich gefäkt. Und er hatte ihre Handynummer. War es eine dubiose Prepaid-Nummer? Wenigstens könnte er mit ihrer DNA aufwarten. Das Laken, auf dem sie sich geliebt hatten, lag noch im Wäschekorb.

Er brach die Gedankenspirale ab. Alles Unsinn. Er musste realistisch bleiben und fair. Für keinen seiner Zweifel, keine der Verdächtigungen hatte er auch nur den geringsten Anhaltspunkt. Was wollte Lara also von ihm? Und welche Gründe veranlassten sie, ihre Lebensumstände zu verbergen? Hingen die Dinge zusammen? Oder war Laras Geheimniskrämerei einfach Teil ihrer Persönlichkeit? Er erinnerte sich, dass das anfangs anziehend auf ihn gewirkt hatte.

Er stand auf und holte sich ein Bier aus der Minibar. Mit der Flasche in der Hand stellte er sich dicht an das Fenster. Die Tiefe, die vor seinen Fußspitzen abstürzte, löste Schwindel in ihm aus.

Er musste die Situation anders betrachten – aus Laras Sicht. Welche Art von Beziehung mochte sie suchen?

Welche Rolle erwartete sie von ihm? Er fühlte sich wie ein geködertes, ein dressiertes Tier, mal an der kurzen Leine geführt, mal auf Distanz gehalten. Er haderte. Wieder wurde ihm bewusst, dass Lara vieles von ihm wusste, er aber nicht einmal ihren vollständigen Namen kannte. Wie hatte es nur soweit kommen können? War Laras Wahrheit so abgründig, dass sie nicht darüber sprechen konnte? Laras Geheimnis hatte eine mysteriöse Kraft angenommen.

Oder war alles ganz anders, viel einfacher? Wollte Lara statt Offenheit in einer Beziehung eine offene Beziehung? War er für Lara einfach ein Mann zum Spaßhaben – freitagabends, samstagnachmittags? Ein Mann, für den sie halterlose Strümpfe anzog? Warum nicht? Das könnte auch ein Konzept sein. Solange die Beteiligten die Regeln kannten, war das in Ordnung. Ihm dachte an die Frau, die er kürzlich in einer Kneipe kennengelernt hatte: Sie war in seinem Alter gewesen – und mit einem deutlich jüngeren Mann unterwegs. Das sei ihre „F-Beziehung“ hatte sie das Arrangement mit ihrem Begleiter genannt – wozu sie sich für einige Stunden, eine Nacht oder manchmal für ein ganzes Wochenende trafen.

„Mein Sternzeichen ist Skorpion“, hatte sie ergänzt. „Der Mann unter den Frauen – selbstbewusst, ehrgeizig, leidenschaftlich und gierig.“

Die beiden kannten ihre Regeln.

War Laras Sternzeichen vielleicht doch Skorpion?

Während er hinuntersah, spürte er plötzlich einen inneren Ruck. Ihm wurde klar, Laras Regeln nicht mehr kennen zu wollen, und Lara begann sich zu entfernen, aufzulösen – so wie jedes Mal, nach dem sie sein Haus verlassen hatte.

Seine plötzliche Leere begann sich mit einer unbestimmten Leichtigkeit zu füllen.

10

Freitagnacht. Auf der Rückfahrt überlegte er, wie er Lara seinen Entschluss, keinen Kontakt mehr mit ihr zu wollen, mitteilen sollte. Das sollte er persönlich tun. Aber wo? Eine Begegnung mit ihr bei ihm zuhause kam für ihn nicht in Betracht. Bei einem Spaziergang – wie zu Anfang?

Er dachte nach und ihm wurde bewusst, dass der Spaziergang nicht der Anfang war, sondern die Partnerplattform. Wäre es folglich nicht konsequent, auf elektronischem Wege „Adieu“ zu sagen?

Während er die Vibrationen des durch die Nacht rasenden Zuges spürte, wurde ihm klar, dass es nur ein Abschied, aber keine Trennung sein würde. Einer Trennung hätte eine Beziehung vorausgehen müssen.

Laras Gedichtzeilen fiel ihm ein: Vielleicht war ihr Faible für das Gedicht das einzig Wahrhaftige, das sie je zu sich selbst preisgegeben hat – nicht exklusiv für ihn, wie die Mitteilung, dass ihr echter Name Lara wäre, sondern für Jedermann, der ihr Profil las.

Er formulierte Abschiedsworte und schickte sie ab. Nie mehr hörte er etwas von Lara, alias Rita.

Die Mailadresse, die er für Kontakte, die sich aus der Partnerbörse ergeben sollten, eingerichtet hatte und Laras Handynummer löschte er bald darauf.

E N D E

Landzunge

1

Die Maschine befand sich im Sinkflug, als die Stewardess ihn ansprach.

„Herr Seemann. Nach der Landung erwartet Sie ein Kollege an der vorderen Tür und holt Sie ab.“

Der Mitarbeiter der Airline begrüßte ihn, hielt seitlich die Tür der Brücke auf und begleitete ihn die Treppe zum Vorfeld hinunter. Dort stand eine Limousine, die ihn zum Bereich für den Allgemeinen Luftverkehr, zu den Privatflugzeugen brachte. Der Wagen hielt neben einem weißen Hubschrauber an. Auf der Tür des Helikopters erkannte Moritz ein dezent angebrachtes Wappen mit einer Krone darüber. Beides war auch in den Briefbogen geprägt gewesen, der vor einem Monat in seinem Büro eingegangen war. Es war die Anfrage für den heutigen Termin gewesen.

So reiste man also dieser Tage standesgemäß, dachte er. Der Pilot bat ihn, schräg hinter ihm Platz zu nehmen und sich anzuschnallen. Die Innenausstattung war ebenfalls weiß. Moritz spürte das feine Leder der Sitzbank. Er hatte schon so manch illustre Anreise zu exzentrischen Bauherren erlebt. Aber diese war fraglos eine Klasse für sich.

Er machte es sich bequem und dachte daran, wie vor rund dreißig Jahren alles angefangen hatte. Nach dem Architekturstudium hatte er es gerademal ein halbes Jahr als angestellter Architekt ausgehalten – und sich selbständig gemacht. Das Wagnis hatte sich gelohnt. Sein Architekturbüro gehörte heute zu den ersten Adressen für Großprojekte – Flughäfen, Hotelkomplexe, Bürotürme, Businessparks. Seine Entwürfe wurden in Europa, dem Nahen und Mittleren Osten und in Asien realisiert. Erst kürzlich hatte er eine Niederlassung in Abu Dhabi eröffnet. Und nie hat er Teilhaber in die Firma aufgenommen, wollte immer Herr der Lage bleiben. Zu viele solcher Partnerschaften hatte er im Streit untergehen sehen. Anlässlich seines bevorstehenden fünfundfünfzigsten Geburtstags würde eine Retrospektive seines bisherigen Schaffens in einem renommierten Architekturmagazin erscheinen. In der wenigen Zeit, in der er nicht arbeitete – wie er diese Unterscheidung verabscheute, sein Beruf war ihm nie Arbeit – spielte er Golf. Mit den beiden immer selben Freunden ging er über den Platz. Gedanken an eine eigene Familie und Avancen für Beziehungen ging er seit Jahren aus dem Weg.

Heute zur Abwechslung also mal kein Großprojekt, sann er, sondern eine Planungsanfrage für ein Privatrefugium der Extraklasse.

Er sah hinunter zum tiefblauen Meer und beobachtete Segelyachten auf ihrem Kurs. Eine Fürstenfamilie wollte auf einer Landzunge eine zeitgemäße Sommerresidenz errichten. Eine Ann-Sophie war in dem Schreiben als Kontaktperson vor Ort genannt gewesen. Sie würde ihn herumführen und mit allen erforderlichen Informationen versorgen.

Nach vierzig Minuten setzte der Hubschrauber in freiem Gelände auf. Abseits sah er eine Frau neben einem Geländewagen stehen. Das musste besagte Ann-Sophie sein.

„Willkommen. Ann-Sophie“, stellte sich die Frau vor. „Vielen Dank, dass Sie den Termin einrichten konnten.“

„Moritz“, antwortete er, und ließ den Seemann weg. „Und gerne.“ Ann-Sophie war jünger als er erwartet hatte. Vielleicht Mitte dreißig? Sie schien sich viel an der Luft aufzuhalten, stellte er fest. Ihr Teint war dunkel. Drei Stunden lang, fuhr sie ihn auf der Landzunge umher, während derer er sich die Erwartungen an die Planung anhörte. Ann-Sophie war bestens instruiert und verstand es, ihm die Wünsche der Fürstenfamilie plastisch zu vermitteln. Sie sprach selbstbewusst, fast schon resolut und sah ihn wiederkehrend mit prüfendem Blick an, so als ob sie sich vergewissern wollte, dass er auch alles verstand.

Anschließend stiegen sie in den Hubschrauber und nahmen die Topographie des Areals in Augenschein. Am späten Nachmittag hatte er die Planung im Kopf. Es würde sein Meisterstück werden. Bevor er sich aber an die Details machen würde, musste er mit den künftigen Nutzern dieses Hideaways sprechen. Ohne deren Erwartungen von ihnen persönlich erfahren zu haben, wäre jeder Strich sinnlos. Den Zugang zur Familie würde er über Ann-Sophie bekommen. Er musste aber vorsichtig sein, um ihr nicht das Gefühl zu vermitteln, sie umgehen zu wollen.

„Mit wem sind die Pläne abzustimmen?“

„Sie können alle Fragen mit mir besprechen und mir die Pläne zur Freigabe vorlegen. Mehr ist nicht erforderlich.“

„Und die Fürstenfamilie. Möchte sie über ihren künftigen Sommersitz nicht mitentscheiden?“

Ann-Sophie legte Moritz eine Hand auf den Arm. „Ich bin die Fürstin.“

Augenblicklich spürte er Wut in sich aufsteigen. Zum ersten Mal hatte er darauf verzichtet, Erkundigungen über einen potentiellen Bauherrn einzuziehen. Eine Bauherrin, korrigierte er seine Gedanken. Das tat er sonst immer. Bei privaten Auftraggebern war er besonders vorsichtig. Die waren oft kapriziös und wankelmütig in ihren Vorstellungen.

Und sie wurden ärgerlich, wenn ihre spontanen Änderungswünsche zu Verzögerungen und Kostensteigerungen führten. Für Pfaue hatte er keine Zeit. Für das Gespräch mit der genannten Ann-Sophie waren ihm Erkundigungen nicht nötig erschienen, da er den Termin mit einer Zwischenlandung auf dem Weg nach Abu Dhabi verbinden konnte. Er hatte nicht nur eine seiner Grundregeln gebrochen, sondern sich auch blamiert.

„Verzeihen Sie. Ich hätte mich besser vorbereiten müssen. Wie ist die richtige Anrede für Sie?“

„Einfach weiterhin Ann-Sophie. Darf ich damit rechnen, dass Sie den Auftrag übernehmen?“

„Wie sieht Ihr Zeitplan aus?“

„Von mir aus kann es sofort losgehen.“

Er hatte es geahnt. Die Fürstin, das Ann-Sophie erschien ihm auf einmal unpassend, war eine entscheidungsfreudige Macherin.

„Geben Sie mir ein paar Tage. Jetzt, da ich die Dimension Ihrer Überlegungen kenne, kann ich prüfen, wie sich das Vorhaben mit den anderen Projekten vereinbaren lässt.“

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass es an der Zeit war, sich auf den Weg zum Weiterflug zu machen. Wie verabschiedet man sich von einer Fürstin? Er erinnerte sich nur, gelernt zu haben, dass ein Handkuss unter freiem Himmel unschicklich sei.

Kaum gewann der Helikopter an Höhe, blickte er zu dem sicherlich hundert Hektar großen und von drei Seiten von Meer umspülten Gelände herunter. Er sah die Fürstin winken.

2

Noch nie war ihm ein ähnlicher Auftrag angetragen worden. Das Projekt würde eine Herkulesaufgabe sein und zugleich eine reizvolle Herausforderung. Auch finanziell wäre das Vorhaben lukrativ. Aber etwas hatte ihn zögern lassen, der Fürstin sofort zuzusagen.

Während er im Flughafenterminal auf den Weiterflug wartete, lud er Berichte zu dem Fürstenhaus und ein Portrait der Fürstin Ann-Sophia auf den Laptop. Es waren nicht viele Informationen, die er fand. Man achtete auf Diskretion, konstatierte er. Kaum hatte der A380 abgehoben, begann er das Wenige durchzugehen. Er las, dass die beiden Brüder der Fürstin bei einem Segelunfall ums Leben gekommen und die Eltern vor einigen Jahren kurz hintereinander gestorben waren. Und die Fürstin selbst: Sie war siebenunddreißig. Wo und wie sie lebte, ob sie Familie hatte und einen Beruf ausübte, war nicht ersichtlich. Sein einziger Anhaltspunkt zu einem möglichen Wohnort war die Anfrage für den heutigen Termin.

Die war aus London gekommen. Wohnte die Fürstin in Großbritannien? Durch den Tod der Eltern und Brüder war sie zur Alleinerbin eines offenbar sagenhaften Vermögens geworden. Das war alles. Kein Klatsch über extravagante Hobbies, kein Prahlen mit wohlütigem Engagement.

Während der Gespräche war er ganz auf ihre Ausführungen konzentriert gewesen. Jetzt wandte er sich den wenigen Fotos zu und meinte, dass die Fürstin ihn an jemanden erinnerte. Ihm fiel aber nicht ein, an wen. Auf den Bildern waren ihre dunklen gewellten Haare immer nach hinten gekämmt oder hochgesteckt. Und immer lagen das gleiche Lächeln und ein zarter Glanz auf ihren Lippen. Das war auch heute so gewesen. Ihr scharfer Blick verlieh ihr einen leicht distanzierten Ausdruck.

Er überdachte die Gespräche während sie durch das Gelände gestreift waren, ihre präzise Ausdrucksweise, die selbstbewussten Gesten und ihre sicheren Bewegungen in dem teils unwegsamen Gelände. Und da wusste er, an wen die Fürstin ihn erinnerte. An Katharine Hepburn. Szenen des Films *The African Queen*, in dem Katharine Hepburn die weibliche Hauptrolle gespielt hatte, stiegen vor ihm auf. Seine Gedanken begannen zu kreiseln und plötzlich flatterten seine Gefühle. Er erkannte ihn wieder, diesen wandernden Zustand.

Seit Dagmar hat er ihn immer von sich ferngehalten. Dagmar. Seine erste große Liebe. Und die einzige. Er wusste, die Verletzung hatte ihn nie wirklich losgelassen. Dagmar war aus der DDR geflüchtet, ohne ihm je verraten zu haben, wie. Sie hatte vor Erlebnishunger nur so gesprüht und war gleich mit ihm zusammengezogen, kaum dass sie sich im Studium kennengelernt hatten. Sie hatte schnell gelernt und als sie begriffen hatte, wo es langging, war alles genauso schnell vorbei gewesen. Über Nacht hatte sie ihn für Heinz sitzengelassen, beeindruckt von dem Cabrio, dessen familiärer Herkunft und dem Familienanwesen in Südspanien. Glück hat ihr das nicht gebracht. Die Ehe war bald gescheitert.

Viele Jahre hatte er damit gekämpft, das alles hinter sich zu lassen. Nach Dagmar war das Gefühl noch ein paar Mal wieder aufgeschwellt. Er hatte es dann jedes Mal im Keim erstickt, und irgendwann hatte er geglaubt, fortan immun dagegen zu sein. Jetzt war es zurück. Während der Begehung auf der Landzunge war es ihm nicht aufgefallen, aber nun breitete sich das Gefühl in ihm aus. Das konnte er in keinem Fall zulassen – und verstand jetzt seinen Widerstand gegen den Auftrag. Er musste absagen, um dem Spuk ein Ende zu setzen. Das Projekt würde Unruhe in sein Leben bringen und das konnte er nicht brauchen.

Nachdem er aus Abu Dhabi zurück war, bat er Mischa, seinen Büroleiter, der Fürstin in seinem Namen abzusagen. Ihre Antwort kam prompt. Sie bedankte sich für die inspirierenden Stunden mit ihm und schloss die Nachricht mit dem Hinweis ab, dass ihr jetzt nichts Anderes übrigbliebe, als ein Architekturbüro aus der Schweiz mit dem Vorhaben zu beauftragen. Moritz wusste, welches Büro die Fürstin meinte. Für so einen Auftrag kam in der Schweiz nur eines in Betracht. Nachdem er die Mail zweimal gelesen hatte und beide Male an den ‚inspirierenden Stunden‘ hängengeblieben war, fühlte er sich in seiner Ehre als Stararchitekt und als Mann betrogen. Er hatte es aber nicht anders gewollt. Er wollte sich nicht nochmals in einem ihm fremden Terrain verirren und sich abermals so hilflos fühlen wie nach Dagmar.

In den folgenden Wochen raufte er sich immer wieder die Haare und fragte sich, wie das hatte passieren können? Mehrmals geschah es, dass er erst auf der Fahrt ins Büro beim Blick in den Rückspiegel bemerkte, vergessen zu haben, sich zu rasieren. Es schmeckte ihm nichts mehr. Er bekam mit, dass die Mitarbeiter munkelten, er mache eine späte Midlife-Krise durch.

„Moritz“, hörte er Mischa eines Tages rufen, „da ist wieder diese Ann-Sophie an Telefon. Du weißt schon, die mit der Sommerresidenz auf der Landzunge.“

Es war fast Mittag und Moritz sah in die fahle Februarsonne.

„Wieso wieder?“

„Vor einigen Tagen hat sie schon einmal angerufen, wollte aber nicht, dass ich etwas ausrichte. Sie wollte es selbst nochmals versuchen. Ich stell sie dir durch.“

Moritz war überrascht. Zugleich widerstrebte ihm der Anruf. Seit der Ortbesichtigung war ein halbes Jahr vergangen und er hatte inzwischen das Gefühl, seine Gefühle wieder im Griff zu haben. Hatte die Fürstin ein neues Projekt? Bei dem Gedanken fiel ihm die Frage ein, die ihn nach dem Tag auf der Landzunge bewegt hatte. Wozu benötigte eine einzelne Person eine Sommerresidenz in dem geschilderten Ausmaß? Aber gut, er musste nicht alles verstehen, hatte er sich selbst geantwortet. Was wollte sie jetzt?

„Hallo. Hier Moritz.“

„Guten Morgen. Hier Ann-Sophie. Ich hoffe, nicht zu stören und mache es kurz. Nächste Woche Dienstag komme ich für die Joaquín Sorolla-Ausstellung zu euch rüber und möchte einen gemeinsamen Besuch vorschlagen, mit anschließendem Abendessen, als Wiedergutmachung.“

Sie haben mir Ihren Aufwand im letzten Sommer nie in Rechnung gestellt.“

Was für ein Einstieg. Binnen Sekunden hatte sie alles gesagt – nein, festgelegt. Die Fürstin hatte nicht den geringsten Raum für eine Abstimmung zugelassen. In Windeseile überdachte er die Logik ihres Vorschlags. Außer einige Stunden an Zeit in schöner Natur hatte ihn der Termin nichts gekostet. Außerdem interessierten ihn solche Projekte immer und die Gesellschaft der Fürstin war sehr angenehm gewesen. Für den Hubschrauber und den Geländewagen hatte sie selbst gesorgt. Die Einladung war gar nicht nötig. Und sie hatte Abendessen gesagt, nicht einfach Essen, etwa zum Lunch.

Was wollte die Fürstin also wirklich? Er klickte den Kalender auf. Wie hatte sie das gedeichselt? Der Dienstagnachmittag und Abend war das einzig freie Zeitfenster in der kommenden Woche.

Obwohl die Nummer in der Anruferliste gespeichert sein würde, schrieb er sie aus alter Gewohnheit vom Display ab.

„Moritz?“, hörte er ihre Stimme.

„Ja. Kann ich Sie irgendwo abholen?“

„Danke. Nicht nötig. Um sechzehn Uhr werde ich mit Eintrittskarten im Foyer des Museums warten. Ich freue mich.“

„Ich mich auch. Bis Dienstag.“ Er legte auf und spürte ein leichtes Zittern. Beim Klang ihrer Stimme hatte er wieder das Flackern im Bauch gespürt. Ein Gefühl von Verlorenheit überfiel ihn. Zugleich fühlte er sich von einer unsichtbaren Kraft bemächtigt.

4

Vor sechszehn Uhr ging er auf die Eingangshalle des Museums zu. Er wollte vor ihr da sein, wollte nicht, dass sie alleine warten und umherstehen musste. Als er eintrat erwartete sie ihn bereits und winkte mit Eintrittskarten. Während er auf sie zuing, fragte er sich nochmals: Was will sie?

Zur Begrüßung reichte sie ihm die Hand und er spürte wieder den festen Händedruck.

„Schön, dass es klappt. Ich habe mir erlaubt, uns eine Führung, nur für uns zwei, zu organisieren. Die Kunsthistorikerin erwartet uns am Eingang zum ersten Saal. Und noch etwas. Zu Ann-Sophie gehört bitte ein du. Ich hoffe es passt, wenn wir uns duzen?“

Power ohne Ende, immer einen Schritt voraus, und aufregend schön, rauschte es in seinem Kopf. Er spürte das Flattern.

„Auch zu Moritz gehört ein du.“

Noch immer hielt sie seine Hand. Er beugte sich zu ihr, und gab ihr auf jede Wange einen Kuss. Ihm schien, als habe sie darauf gewartet.

Nur mit Mühe gelang es ihm, sich auf die Erläuterungen der Kunstexpertin zu konzentrieren. Dennoch bewunderte er die lichtdurchfluteten Bilder Sorollas. Beim ‚Spaziergang am Meer‘ blieb er länger stehen und sah Ann-Sophie in dem Gemälde – an einem der abgelegenen Strände ihrer Landzunge.

Nach dem Besuch der Ausstellung nahmen sie ein Taxi zu ihrem Hotel, in dessen Sterne-Restaurant ein Tisch für sie reserviert war. Während Ann-Sophie sich kurz auf ihr Zimmer verabschiedete, ging er an die Bar und trank ein Bier. Eine viertel Stunde später spürte er eine Hand auf seinem Arm. Er kannte Ann-Sophie inzwischen gut genug, um zu wissen, dass diese Geste eine Mitteilung war. Er deutete ihr an, voranzugehen. Jetzt trug sie nicht mehr den Hosenanzug, sondern ein schwarzes Etui-Kleid. Er fand es atemberaubend, ihr zu folgen. Im Restaurant wurden sie an einen ruhigen Tisch geführt, den Ann-Sophie offensichtlich expliziert ausgewählt hatte. Der Tisch war über Eck gedeckt, was ihm besser gefiel, als einander gegenüber zu sitzen. Nach dem sie bestellt und eine Weile über dies und das geplaudert hatten, wollte er seinen gekränkten Stolz trösten.

„Und. Wie kommst du mit der Projektierung für deine Sommerresidenz voran? Gefallen dir die Pläne der Kollegen?“

„Oh. Das habe ich dir ja noch gar nicht erzählt. Nachdem du mir abgesagt hattest, kam ich ins Grübeln. Ich fragte mich, was ich eigentlich mit so einer Residenz machen soll. Mir fiel auf, dass ich dabei war, blind einem Plan zu folgen, der nicht meiner war. Das Vorhaben war immer eine Vision meines Vaters und meiner Brüder gewesen. Mein Vater unterhielt eine über fünfzig Meter lange Yacht und meine Brüder segelten Rennmaschinen, wie ich ihre Trimarane nannte. Der Hafen, über den wir ja auch gesprochen hatten, sollte die Flotte aufnehmen und die Werft die Boote warten. Aber diese Pläne waren ja längst hinfällig. Ich bin dir so dankbar. Viele deiner Fragen und Anmerkungen während des Rundgangs haben mich zum Nachdenken gebracht und deine Absage hat mich vor einer Dummheit bewahrt. Das Büro in der Schweiz habe ich nie angerufen.“

Moritz war überrascht und fühlte sich geschmeichelt. „Und was wird jetzt aus dem Areal?“

„Ich denke daran, einen Teil für den Bau eines Ferienressorts an einen Hotelkonzern zu verpachten. Gespräche laufen.“

Die Landspitze behalte ich aber, um dort ein schnuckeliges Sommerareal für mich zu schaffen. Einzelheiten habe ich mir noch nicht überlegt.“

„Mit dir hier zu sitzen, freut mich sehr“, wechselte er das Thema. „Dein Anruf war eine wirkliche Überraschung. Aber du weißt selbst, dass eine Einladung in dieses Restaurant, quasi als Wiedergutmachung für den nicht in Rechnung gestellten Aufwand im letzten Sommer, wie du es genannt hattest, nicht nötig ist. Was ist der tatsächliche Anlass für deine Einladung?“ Er sah sie an, sah ihre tiefblauen Augen und ein Meer an Lichtreflexen ihrer Ohrringe. Wieder spürte er ihre Hand sich auf seinen Arm legen.

„Wenn du mit einem Namen wie dem meinem lebst, musst du das Leben in die Hand nehmen und Entscheidungen treffen. Sonst passiert nie etwas. Nachdem du abgesagt hattest und ich erkannt hatte, einer Fata Morgana nachgelaufen zu sein, wurde mir klar, seit Jahren mit keinem Mann mehr ein so aufrichtiges Gespräch geführt zu haben, wie mit dir. Die meisten Männer knicken bei Frauen wie mir ein. Die einen machen idiotische Witze über mein Vermögen, die anderen verhalten sich dämlich devot. Du bist souverän geblieben. Dass du charmant und gutaussehend bist, brauche ich dir nicht zu sagen. Verzeihe mir, wenn ich dir auch gestehe, dass ich ausfindig hatte machen lassen, ob du gebunden warst.

In keinem Fall hätte ich versucht, mich in eine Beziehung zu drängen. Mit gemischten Gefühlen habe ich dann die Mitteilungen aufgenommen, dass du ein eiserner Single und ein Workaholic bist. Gegen Besessenheit ist schwer anzukommen. Aber schließlich dachte ich mir, dass ich nichts zu verlieren habe und rief dich an. Du siehst, ich nehme die Dinge des Lebens in die Hand.“

Weiterhin spürte er ihre Hand auf seinem Arm.

„Was soll ich sagen. Mir ist es ähnlich ergangen. Meine Gefühle nach unseren Gesprächen waren der tatsächliche und tatsächlich der einzige Grund, für meine Absage. Ich habe Zeit gebraucht, um über unsere Begegnung hinwegzukommen. Als eiserner Junggeselle verfüge ich zwar über Verdrängungsmechanismen. Bei dir ist es mir aber schwergefallen. Irgendwann fand ich dann in ruhige Fahrwasser zurück.“

„‘um über unsere Begegnung hinwegzukommen‘. Kannst du nicht einfach sagen: über dich. Also über mich?“

„Ja. Über dich. Es hat gedauert.“

„Dann gibst du uns keine Chance?“

Er zuckte mit den Schultern. „Du lebst in einer Welt, die nicht meine ist, und umgekehrt.“

„Jetzt verfällst du in ein Jammertal, das deiner unwürdig ist.“

Du bist ein gefeierter Architekt und wiederkehrend in den Medien präsent. Nichts dergleichen kann ich aufweisen. Meine einzige Aufgabe besteht darin, das seit Jahrhunderten im Besitz meiner Familie befindliche Vermögen zu verwalten und es eines Tages weiterzureichen. Dabei weiß ich nicht einmal, an wen. Und in der Öffentlichkeit bin ich ein fast unbeschriebenes Blatt – was gut so ist.“

Er nickte und stimmte ihr stumm zu.

„Ich glaube“, hörte er Ann-Sophie in seine Gedanken hinein sagen, „für mich ist es an der Zeit, zu Bett zu gehen. Mein Rückflug geht morgen sehr früh. In jedem Fall ist es schön, dich heute wiedergesehen zu haben. Mal sehen, ob sich unsere Wege nochmals kreuzen.“ Sie rückte den Stuhl zurück.

Vor der offenen Aufzugtür legte sie einen Arm um seinen Nacken und gab ihm einen langen Kuss auf die Wange. Dann stieg sie ein und entschwand seinem Blick.

Benommen von der Offenheit des Abends und ihrem Kuss fuhr er durch die Nacht nach Hause.

Am nächsten Morgen setzte er sich noch zuhause hin und schrieb Ann-Sophie eine Mail.

Er bedankte sich für den Ausstellungsbesuch, die Überraschung mit der professionellen Führung.

Er lobte das exzellente Essen und den hervorragenden Wein, den sie ausgewählt hatte.

Dann erwähnte er nochmals, wie großzügig es von ihr gewesen sei, ihn unnötigerweise in das Sterne-Restaurant eingeladen zu haben, und den diskreten Tisch, den sie extra ausgewählt hatte. Er führte jede Einzelheit auf, um seinem Dank Gewicht zu verleihen. Schließlich überlegte er, wie er enden sollte. Sollte er ein mögliches Wiedersehen erwähnen? Er speicherte die Mail unter ‚Entwürfe‘ ab.

Als er abends heimkam, tippte er: Nun habe einen schönen Abend. Herzliche Grüße, Moritz. Das ‚und schlaf gut‘, löschte er, bevor er die Mail abschickte.

5

Die Spätsommersonne schien in das Flughafengebäude hinein, als er Richtung Ausgang lief und ihm jemand auf die Schulter tippte. Cornelia. Er freute sich, sie so zufällig zu treffen. Sie kannten sich seit Studentagen und waren noch immer gut befreundet. Cornelia hatte Betriebswirtschaft studiert, war Wirtschaftsprüferin geworden und betreute heute als Partnerin einer internationalen Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Großkonzerne.

Cornelia war geschieden, drei Mal. Sie kokettierte mit ihrem Motto, lieber zu heiraten und sich wieder scheiden zu lassen, als wie ne’ olle Jungfer unbestimmt durchs Leben zu stolpern.

Warum Cornelia immer gleich heiraten musste, hatte er nie verstanden. Sie fand jedenfalls, dass das dazugehörte. Ihr vierter und vorläufig letzter Mann war deutlich älter gewesen und bald gestorben. Er hatte ihr ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Moritz wusste, dass Cornelia nicht mehr arbeiten müsste. Er wusste aber auch, dass es ihr wichtig war, wichtig zu sein. Also turnte Cornelia weiter auf den Vorstandsetagen ihrer Mandanten umher. Noch immer sah sie jugendlich aus, mit den Sommersprossen, die auf ihrem Gesicht zu tanzen schienen. Nie hatte es Begehrlichkeiten zwischen ihnen gegeben. Sie verstanden sich gut und er wusste, was sie aneinander hatten.

„Mann, du siehst mitgenommen aus. Solltest mal Urlaub machen. Richtig ausspannen. Ich hab's auch nötig.“

Heute Morgen, vor dem Spiegel, hatte er noch gefunden, ganz passabel auszusehen. Aber Cornelia hatte vermutlich recht. Sein letzter Urlaub lag über ein Jahr zurück.

„Lass' zusammen in den Süden abhauen, in die Wärme.“

Noch etwas Spätsommersonne tanken. Golfspielen und Tagesausflüge mit einem Mietwagen machen“, schlug Cornelia ihm vor. Sie spielte besser Golf als er. Das wäre eine echte Challenge.

„Eine gute Idee. Ich ruf dich an.“ Aber schon während er das sagte wusste er, dass er sie nicht anrufen würde. Jedenfalls nicht, um einen Urlaub abzustimmen. Nachdem er drei Tage nicht angerufen hatte, erwischte sie ihn auf dem Handy.

„Zick nich' rum. Lass' abhauen. Du hast n' Tapeetenwechsel bitter nötig,“ überrumpelte sie ihn, kaum hatte er das Gespräch angenommen.

Vielleicht hatte sie recht? „Aber nur eine Woche. Mehr ist nicht drin.“

Cornelia schlug ein Hotel vor und bot an, alles zu buchen. Kaum hatte er aufgelegt, überlegte er, ob er so eine Reise Ann-Sophie hätte vorschlagen sollen? Seit seiner Dankesmail nach ihrer Einladung in die Ausstellung und zum Abendessen hatten sie keinen Kontakt mehr gehabt. Warum auch, hätten sie das tun sollen? Ann-Sophie hatte sich ihm weit geöffnet und er war nicht darauf eingegangen. Stattdessen hatte er nach dem Wiedersehen abermals Wochen gebraucht, um Ann-Sophie aus seinen Gedanken zu verbannen. Und dass Ann-Sophie keinen neuerlichen Vorstoß unternahm und sich nicht anbot, verstand er nur zu gut.

Es war schon richtig, mit Cornelia zu verreisen. Das würde eine unbedenkliche Woche werden, motivierte er sich.

Sie landeten nachmittags. Nach einer Stunde Autofahrt erreichten sie mit dem Leihwagen die Zufahrt auf die Landzunge, an deren Ende das Hotel lag. Die Auffahrt war gesäumt von mächtigen buntfleckigen Platanen. Das Erdreich um die Stämme glühte in der Abendsonne laviert. Moritz fuhr im Schrittempo und sah die Sonne wie einen Feuerball über dem Meer stehen.

„Was für ein Ausblick. Das wird ein grandioser Sonnenuntergang. Sieh nur!“

„Das Schauspiel wirst du die kommende Woche jeden Abend erleben. Unter anderem dafür, hab' ich dich hierher gelotet.“

Fünf Minuten später betraten sie die Halle des schlossartig anmutenden Hotels. Es war der Beginn der Abendessenszeit. Gäste waren auf dem Weg ins Restaurant und ihm fiel auf, wie elegant sie gekleidet waren. Man grüßte sich freundlich und schien vertraut und wechselte zwischen verschiedenen Sprachen hin und her. Der Anblick der Prozession in Abendrobe und das freudige Palaver überraschten ihn.

Kultivierte Geisteshaltung, statt zivilisierte Geselligkeit. Ressentiments schien es hier keine zu geben.

Cornelia hatte von einem unkomplizierten Hotel gesprochen.

Auf das hier war er nicht vorbereitet. Mit seinen leichten Sommerhosen, Polos und Leinenhemden konnte er jedenfalls nicht mithalten. Zum Glück hatte er wenigstens ein dunkelblaues Jackett dabei. Dann stellte er fest, sich mit eben fünfundfünfzig geworden, am unteren Ende der Alterspyramide zu befinden.

Gerade als er mit Cornelia an die Rezeption gehen wollte, ließ sie ihn unverhofft stehen. Er sah sie auf eine Frau zueilen, die ihrerseits auf Cornelia zustrebte. Beide blieben kurz vor einer Umarmung stehen, umfassten einander an den Armen und taten, als küßten sie sich auf die Wangen. Luftküsse. Cornelia verdeckte die Fremde und dennoch erkannte er, dass die Frau sehr groß war und mit ihrem langen Hals Cornelia überragte. Er taufte sie Giraffe. Und sie war deutlich jünger als die übrigen Gäste.

Wenige Augenblicke später kam Cornelia zu ihm zurück.

„Entschuldige bitte. Komm, lass uns an die Rezeption gehen, uns anmelden.“

Sie bekamen die Zimmerschlüssel ausgehändigt. Ihre Zimmer waren durch ein Zimmer dazwischen, getrennt.

„Ich brauch zwanzig Minuten“, meldete Cornelia an. „Holst du mich dann ab?“

Er nickte, ging in sein Zimmer und packte aus. Es war ein Doppelzimmer mit Kingsize Bett. Von der Terrasse aus hatte er Meerblick.

Mit einer Chino Hose, weißem Hemd und Jackett klopfte er bei Cornelia. Sie trat mit einem langen Sommerkleid heraus und sah toll aus. Während sie den Flur entlangliefen, studierte er die Innenausstattung. Die hohen doppelflügeligen Zimmertüren, die bunt verglasten Fenster, die Kristallluster an den Wänden verrieten ihm, dass das Hotel um 1920 eröffnet worden sein musste. Ein Grand Hotel einer verblassten Epoche. Im Geiste hörte er Swing. Sicher wurde hier einst Charleston getanzt. Aus dem Augenwinkel erspähte er einen mächtigen Goldrahmen mit einer vergilbten Photographie von Enrico Caruso – aufgenommen hier in der Halle. Hatte Caruso hier gesungen? Während sie die Lobby durchquerten, weckten Einrichtungsstücke aus den 1970er Jahre sein Interesse. Aber außer diesem Facelifting war hier nichts modernisiert worden, aber alles perfekt instandgehalten. Er schmunzelte. Die Mehrzahl der Gäste des Hauses waren mit dem Ambiente in die Jahre gekommen und hielten dem Flair die Treue. Das hatte Stil und Charme.

Im Restaurant wurden sie von einem älteren, freundlichen Ober auf die Terrasse und an ihre Plätze geführt. Es war der letzte freie Tisch.

Sie saßen nicht in der ersten Reihe an der Steinbalustrade. Dort hätte er gerne gesessen. Der Blick hinaus aufs Meer würde überwältigend sein, auch wenn die Sonne schon untergegangen war. Der Himmel war in ein gerade noch durchsichtiges Mittelblau getränkt und er genoss die Temperatur. Am liebsten hätte er das Jackett ausgezogen. Aber ein Blick um sich herum hatte ihm bereits gezeigt, dass dies unpassend gewesen wäre. Die Szenerie erinnerte ihn an Filme aus vor seiner Zeit, in blassen Farben und mit Frauen in wehenden Kleidern. Die Herren trugen leichte Anzüge. Außer diskretem Gemurmeln, leisem Klappern von Besteck und Geschirr, gelegentlich klingenden Gläsern und vereinzelt Lachen hörte er nur das Zirpen der Zikaden. Auf den Tischen standen Windlichter mit brennenden Kerzen.

„Was bin ich froh“, murmelte er Cornelia zu, „dass kein Stehgeiger von Tisch zu Tisch schleicht. Gib es zu. Das würde zu dieser Atmosphäre hier passen.“

Cornelia verpasste ihm einen leichten Knuff.

„Warum hast du mir nicht gesagt, welcher Dresscode, welches Tenue hier herrscht? Ich habe nichts Adäquates zum Anziehen dabei.“

Und neben dir, in dem tollen Kleid, falle ich endgültig aus dem Rahmen. Wie ich dich kenne, hast du für mehr als nur einen Abend elegante Robe dabei.“

„Hab’s vergessen. Tut mir leid. Du hast mich aber auch nicht gefragt. Und du hättest ja auch mal selbst die Website ansehen und dir ein Bild machen können. Außerdem haben wir besprochen, nur den ersten Abend hier zu essen und an den weiteren auswärts essen zu gehen.“

Cornelia lachte ihn an, erhob das Glas und forderte ihn auf, mit ihr anzustoßen. Ja, sie hatten besprochen, nur das Frühstück im Hotel einzunehmen und ansonsten auswärts zu essen. Darüber wurde er wehmütig. Die Atmosphäre auf der Terrasse gefiel ihm. Er erwiderte Cornelias Lächeln und stieß mit ihr an.

7

Während der Vorspeise plauderten sie über Belanglosigkeiten, bis er sie die Steinbrüstung ein Stückweit entlang entdeckte. Die Giraffe. Sie saß im Profil zu ihm. Ihr Blick war aufs Meer gerichtet. Mit am Tisch saßen ein Mann und eine Frau.

Die andere Frau war von dem Mann, dessen kahler Schädel in fleischige Wülste überging, fast vollständig verdeckt. Er musste ein Riese sein.

Die Giraffe saß kerzengerade, das blonde Haar hochgesteckt, da. Ihre Haltung erinnerte ihn an Portraits der Renaissance.

Die Würde der abgebildeten Damen wurde durch ihren strengen Habitus dargestellt.

Wie ein Schalcu, umschloss sie ihr schwarzes Kleid und reichte bis zu den Knöcheln. Die freien Schultern und Arme konnten nicht verhindern, dass ihre Pose ernst wirkte. Kein Schmuck zierte ihre Silhouette. Er war fasziniert. Die Giraffe beanspruchte seine ganze Aufmerksamkeit – bis sie begann, sich ihm zuzudrehen. Spürte sie, dass er sie ansah? Er wandte sich ab und nahm das Gefühl mit, etwas Trauriges, etwas Verlorenes in ihren Augen erkannt zu haben. Er sah zu Cornelia – in ihr fragendes Gesicht.

„Gefällt sie dir? Könnte ich gut verstehen. Wir kennen uns seit Jahren. Eine tragische Geschichte umgibt Fleur. Fleur. So heißt sie, deine Angebetete. Die Geschichte besteht aus zwei Teilen. Fleur kennt nur den einen Teil. In jedem Fall sind beide Ereignisse von Geheimnissen umgeben.

Der Mann neben Fleur ist ihr Bruder Stanislaw. Die andere Frau am Tisch ist Georgine, seine Frau. Georgine und Stanislaw betreiben ein Weingut im Rhonetal. Seit den Ereignissen von damals lebt Fleur in einem winzigen Château unweit des Weingutes. Und seit damals kommen die drei alljährlich um den Jahrestag der Vorkommnisse für eine Woche hierher zurück. Eines sage ich dir aber gleich, mein lieber Moritz. Schlag dir Fleur aus dem Kopf. Keine Chance.“

Sie stockte. „Verzeih mir. Ich hatte vergessen, dass du immun gegenüber solchen Verlockungen bist.“

Der Kellner trat an ihren Tisch, servierte den nächsten Gang und schenke die Gläser nach, erst den Wein, dann das Wasser. Alles lief ohne jede Hast und ohne jedes Geräusch ab – und das machte ihn rasend. Schließlich wollte er augenblicklich alles zu dem Dreigestirn wissen. Der Kellner stand aber weiter prüfend am Tisch und erkundigte sich schließlich, ob die Speisen und Getränke soweit zu ihrer Zufriedenheit seien. Erst nach dem sie ihm zugewinkelt hatten, ging er endlich, und endlich konnte er seine Neugier stillen.

„Du machst es ganz schön spannend: Eine tragische Geschichte, die aus zwei Teilen besteht; die Ereignisse sind von Geheimnissen umgeben; Fleur kennt nur eines der beiden Ereignisse. Und: seit damals. Wann war dieses damals, und was ist damals passiert?“

Cornelia rückte mit dem Stuhl näher zu ihm. „Sieh jetzt bloß nicht rüber. Bitte. Sie sollen nicht merken, dass wir über sie sprechen. Ich erzähle es dir.“

Fleur und Stanislaw stammen aus Nordfrankreich. Nach dem tödlichen Arbeitsunfall des Vaters verlief ihr Leben in großer Bescheidenheit. Ihre hervorragenden Schulleistungen bescherten ihnen aber Stipendien. Fleur studierte Musik und verfolgte eine Karriere als Sologeigerin.

Nach Jahren täglichen Übens wurden die Bühnen der größten Konzerthäuser der Welt ihr Zuhause – bis zu jenem Vorfall vor acht Jahren: Fleur und ihr Mann Andre verbrachten wieder einmal Urlaubstage hier im Hotel. Andre war Dirigent. Aber anders als Fleur war er als Chefdirigent an London gebunden. Wenn Fleur auf Tournee war, sahen sie sich wochenlang nicht. Sie führten zwei gefeierte, aber sicherlich auch zwei einsame Leben. In London unterhielten sie einen eleganten Wohnsitz. Der war ihnen aber nie zu einem gemeinsamen Zuhause geworden. Zwei, drei Mal im Jahr trafen sie sich hier im Hotel. Im Sommer, wenn die großen Häuser spielfreie Zeit hatten, meist für drei Wochen. Die Suite im Dachgeschoss, mit der riesigen Terrasse, wurde dann ihr Zufluchtsort füreinander. Gelegentlich haben sie mich eingeladen, auf einen Drink hochzukommen. Die Suite ist atemberaubend und die Terrasse bietet einen weiten Blick über die Schirmpinien hinweg und hinaus aufs Meer. Dort oben waren sie unsichtbar für die Welt – bis es passierte.

In der zweiten Nacht nach ihrer Ankunft wachte Fleur auf und bemerkte, dass Andre nicht neben ihr lag. Sie rief nach ihm, suchte nach ihm, erst in der Suite, dann auf der Terrasse. Vergeblich. Darauf hatte sie vermutet, dass Andre nicht hatte schlafen können und auf einen Spaziergang gegangen war.

Sie legte sich wieder hin. In der Morgendämmerung wurde sie vom Klingeln des Telefons geweckt. Jemand von der Rezeption bat sie herunterzukommen. In der Halle erwarteten sie eine Polizistin und ein Polizist. In einem Nebenraum erfuhr Fleur, dass der Leichnam ihres Mannes an einem nahegelegenen Strand angeschwemmt worden war. Auf einem Tablet musste sie Andre an Hand eines Fotos identifizieren. Sie erkannte die Bucht, an der Andre lag, sofort. Die war abgelegen und nur mit einem Boot oder für sehr guter Schwimmer zu erreichen. Einmal waren sie zu einem Picknick dort gewesen. Auf dem Tablet, das die Polizistin ihr hingehalten hatte, war ihr Andre unverletzt erschienen. In jedem Fall war er aber nackt gewesen.

Von da war alles sehr schnell gegangen. Fleur schaffte es noch, ihren Bruder zu informieren und erlitt dann einen Zusammenbruch. Ein Arzt gab ihr ein Beruhigungsmittel. Stanislaw und Georgine reisten an. Am nächsten Tag identifizierte Fleur in der Gerichtsmedizin offiziell Andres Leichnam.

Gemeinsam mit ihrem Bruder und Georgine erfuhr sie, dass Andre ertrunken war. Vielleicht war die Strecke zur Bucht zu weit gewesen oder er hatte einen Krampf erlitten, lauteten die polizeilichen Mutmaßungen. Fleur nahm die Details in einem Schockzustand zur Kenntnis.

Alles weitere regelte Stanislaw. Danach nahmen er und Georgine Fleur mit auf ihr Weingut. Eine Woche später wurde Andre in dem Dorf in den Midlands, in dem er aufgewachsen war, im Familiengrab beigesetzt. Fleur kehrte nie in das Domizil in Kensington zurück. Sie löste den Wohnsitz auf und ließ sich das Inventar nach Frankreich liefern. Seither lebt sie zurückgezogen in einem kleinen Château nahe dem Weingut von Georgine und Stanislaw. Konzerte gibt sie keine mehr. Ich weiß nur, dass sie alljährlich um Andres Todestag für ein Woche hierherkommt, immer in Begleitung ihres Bruders und ihrer Schwägerin.“

Nachdenklich hing er Cornelias Schilderung nach und ließ den Blick schweifen – bis er Fleur streifte. Unverändert saß sie da, den Blick hinaus auf das Meer gerichtet. Sie sah würdevoll aus. Zugleich umgab sie eine Aura von Unnahbarkeit und Einsamkeit. Als Sologeigerin gelangte man nur durch eiserne Disziplin an die Weltspitze. So ein Leistungspensum machte etwas mit Menschen, sann er. Langsam wandte er sich wieder Cornelia zu.

„Waren das jetzt schon beide Vorkommnisse, oder nur das eine, jenes, das Fleur kennt?“

„Gut aufgepasst. Also: Ich erzähle dir jetzt etwas, was außer der Staatsanwaltschaft, dem Hoteldirektor und mir niemand weiß.

Es gibt Grund zur Annahme, dass die Geschichte mit dem Auffinden von Andres Leiche nicht zu Ende ist. Vielmehr ergibt die Geschichte überhaupt erst in Verbindung mit einem zweiten Vorkommnis Sinn. Bis heute ist dieses zweite Ereignis genauso rätselhaft wie Andres Tod.

Am Morgen, an dem Andres Leiche gefunden worden war, erschien die langjährige Chefin der Rezeption nicht zur Arbeit und wurde fortan vermisst. Ich habe Olivia noch genau vor Augen. Sie war so genial wie umwerfend. Immer organisierte sie drei Dinge gleichzeitig und hatte dabei alles im Griff. Sie war eine Mischung von sprühender Herzlichkeit und bezaubernder Sanftmut. Olivias Gesicht war von wilden schwarzen Haaren umrahmt, ihre Augen schienen ständig zu glühen, und immer lag ein Lächeln auf ihrem Antlitz. Ihre Lippen waren stets kirschrot. Sie war eher nur mittelgroß, ihr Teint dunkel und seidig und ihre Figur von weicher, blühender Üppigkeit. Rundheraus: Olivia war durch und durch sinnlich, ein stummer Schrei der Wollust. Aber nie habe ich erlebt, dass sie sich auf Avancen eingelassen hatte. Bei allem Charme, den sie mit jedem Wort und mit jeder Geste versprühte, wahrte sie stets Abstand. Vielleicht war sie damals Ende dreißig gewesen.

Am Tag der Abreise von Fleur, Georgine und Stanislaw wurde Olivia von Fischern tot aus dem Meer gezogen. Wie Andre war auch sie nackt gewesen. Ob Andres und Olivias Tod etwas miteinander zu tun gehabt haben, ist bis heute ungeklärt. Es kann nur gemutmaßt werden. Sicher bin ich, dass Fleur von diesem zweiten Ereignis nie etwas erfahren hat. Andernfalls würde sie nicht jedes Jahr um das Unglücksdatum herum hierher zurückkehren. Wie ich schon erwähnt habe, tritt Fleur seit damals nicht mehr auf. Und seither ist auch kein Mann mehr in ihrer Nähe gesehen worden. So. Jetzt kennst du ihre tragische Geschichte.“

„Woher weißt du all diese Details?“

Cornelia zuckte mit den Schultern und zwinkerte ihm zu. Er verstand. Cornelia war diskret. Auch dafür schätzte er sie. Vorsichtig sah er erneut hinüber – zu Fleur. Trotz der Strenge, die sie ausstrahlte, war sie attraktiv. Sie war vielleicht zehn Jahre jünger als er, einer der wenigen jüngeren Hotelgäste. Und: Seit damals war kein Mann mehr in ihrer Umgebung gesichtet worden, hatte Cornelia erwähnt. Na und. Auch er war seit Jahren solo und lebte gut damit.

Als sich das Trio vom Tisch erhob, sah er zum ersten Mal auch Georgine. Ihr Kopf, ihre Backen, ihre Locken, ihre übergroßen Brüste, sogar ihr Rumpf hatten etwas Kugelförmiges.

Sie war klein und stämmig und lief vorneweg. Die hochgewachsene, gertenschlanke Fleur folgte ihr und ließ Georgine noch gedrungener, fast schon ulkig aussehen. Als Schlusslicht schritt Stanislaw einher. Er war wirklich groß. Fast ein Hüne. Wie ein stolzer Hahn, schien er seine Hühner vor sich herzutreiben. Alle drei winkten Cornelia beim Verlassen der Terrasse zu.

„Lass uns auch zu Bett gehen“, schlug Cornelia wenig später vor. „Ich bin todmüde.“

Er stimmte zu.

8

Das Zimmer verfügte über eine Verbindungstür zum Nachbarzimmer. Vermutlich, um eine Familiensuite zu ermöglichen. Obwohl er sich sicher war, dass sich auf der anderen Seite eine Gegendtür befand, vernahm er ein sonores Brummen von nebenan. Auch in den beiden folgenden Nächten hörte er das Schnarchen und ließ sich davon in den Schlaf tragen.

Die ersten zwei Tage verbrachten sie am Hotelstrand um sich erst einmal zu erholen, bevor sie mit dem aktiven Teil des Urlaubs beginnen würden.

Liegestühle und Sonnenschirme standen bereit. Alle Stunde kam eine junge Frau und erkundigte sich nach Getränkewünschen.

Ein durchtrainierter Strandmeister fragte regelmäßig nach, ob er die Liegen verrücken sollte, damit sie wieder im Schatten liegen würden. Moritz verstand zunehmend, was Cornelia an dem Hotel schätzte. Während sie las, schwamm oder döste, beobachtete er gelegentlich die anderen Damen und machte eine überraschende Enddeckung. Die Jahre waren nicht spurlos an ihnen vorbeigegangen und dennoch war so manche von ihnen äußerst attraktiv und einige verströmten zudem eine sinnliche Aura. Sie bewegten sich anmutig und strahlten natürliche Heiterkeit und Souveränität aus. Poetische Schwärmereien erfassten ihn und er spürte ihre tiefgründige Sinnlichkeit. Aber er verspürte keinerlei Begehren. Sollte ihn das beunruhigen? „Lass uns Mittagessen gehen“, schlug er Cornelia vor. „Es ist schon bald halb zwei Uhr.“ Er wollte den Gedanken entinnen.

Durch den Sand liefen sie zum Strandrestaurant, das zurückgesetzt und erhöht lag. Unter weißen Segeln, die das Holzdeck überspannten, nahmen sie Platz. Von hier oben aus blendeten ihn der fast weiße Sand und die silbrigen Reflexe auf dem türkisfarbenen Wasser. Sie bestellten Fisch und Gemüse vom Grill, eine Flasche Rosé und eine Flasche Wasser.

Zum Abschluss tranken sie Espresso.

Gedankenverloren rührte er den Zucker, bis ihm auffiel, weder Fleur noch Georgine noch Stanislaw beim Frühstück oder am Strand gesehen zu haben. Als sie nach dem Essen zu den Liegen zurückkamen, entdeckte er Fleur. Sie lag allein und abseits nahe der Wasserlinie, trug einen weißen Bikini und lag auf einem weißen Handtuch. Sie stütze sich zur Seite ab und las.

„Sie gefällt dir wirklich. Ich sehe es doch.“

Er grinste und musste Cornelia nicht ansehen, um zu wissen, dass sie amüsiert war.

„Das will ich gar nicht leugnen.“

Er tat sich schwer, sich auf seine Lektüre zu konzentrieren. Verstohlen sah er wieder und wieder zu Fleur. Jedes Mal war sie mit etwas Anderem beschäftigt. Mal las sie. Mal lag das aufgeschlagene Buch auf ihr, während sie auf dem Rücken lag und zu schlafen schien. Irgendwann ließ sie Sand zwischen den Fingern hindurchrieseln. Immer wieder griff sie in den Sand. Die Wiederholung hatte etwas Meditatives.

Als er das nächste Mal nach ihr sah, rollte sie den Rücken hoch, bis sie, ohne sich abzustützen, stand. Er sah zu, wie sie mit ihren langen Beinen und mit weiten Schritten ins Wasser ging. Eine Giraffe eben. Ihre grazile Gestalt strahlte Verletzlichkeit aus. Er verkniff sich einen Blick um sich, wollte nicht wissen, wie viele Männer Fleur gerade nachsahen.

Seit damals war kein Mann mehr in Fleurs Umgebung gesichtet worden, klangen ihm Cornelias Worte in den Ohren. Während er Fleur beobachtete, wie sie hinausschwamm, erschrak er. Er hatte die nackten Leichen von Andre und Olivia vor seinem inneren Auge.

Am zweiten Tag war es Cornelia, die zum Mittagessen blies. Kaum hatten sie unter den Sonnensegeln platzgenommen, sah er, wie sich eine Hand auf Cornelias Schulter legte. Er schaute auf und blickte in Fleurs Augen. Er nickte ihr zu und senkte den Blick wieder.

„Hallo Cornelia. Lasst euch bitte nicht stören. Ich möchte nur fragen, ob wir uns morgen, nach dem Abendessen, in der Hotelbar treffen wollen? Es ist Jazz-Night. Ich würde mich freuen.“

Er spürte, wie sich Fleur ihm zuwandte.

„Guten Tag. Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bin Fleur. Cornelia und ich kennen uns seit vielen Jahren.“

Er stand auf und ergriff die ihm entgegen gestreckte Hand.

„Guten Tag. Moritz. Es freut mich, Sie kennenzulernen. Cornelia und ich kennen uns auch schon seit langem, genaugenommen seit der Studienzeit.“

Während er ihr gegenüberstand wurde ihr Handgriff schlagartig so fest, dass er den Eindruck gewann, Fleur suche Halt. Mit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an und er glaubte etwas wie einen Schreck, oder war es ein Schock?, in ihrem Gesicht wahrzunehmen. Zugleich sah er aus dem Augenwinkel, wie Cornelia die Hände vor den Mund nahm und ihren Kopf senkte. Mein Gott. Was war los? Er hörte Cornelia sagen: „Fleur. Möchtest du dich zu uns setzen?“

Verzweiflung hatte in Cornelias Stimme gelegen. Der Satz löste dafür Fleur aus ihrer Versteinerung, und sie sah zu Cornelia, die sitzengeblieben war. „Danke dir. Aber du weißt ja, ich habe hier meinen festen Platz und esse mittags immer alleine.“

Cornelia nickte und Moritz bemerkte ihre Resignation.

Fleur wandte sich wieder ihm zu. „Der Vorschlag für das Treffen zur Jazz Night gilt natürlich auch für Sie, beziehungsweise für dich. Wir können uns gerne duzen.“

Während sie das sagte, löste sie den Griff ihrer Hand. Kurz winkte sie Cornelia zu.

Er sah Fleur nach, wie sie davonging.

„Sie ist weg. Du kannst dich wieder setzen“, holte Cornelia ihn zurück in diese Welt.

„Was war das denn? Was ist passiert?“

„Hast du nicht gemerkt, wie Fleur dich angesehen hat? Regelrecht angestarrt hat sie dich.

Ihr ist wohl fast das Herz stehengeblieben. Sie muss die Ähnlichkeit zwischen euch, Andre und dir, erkannt haben. Ich habe das schon gesehen, als ich Andre zum ersten Mal gegenübergestanden hatte. Ich glaube, Fleur sieht Männer nie wirklich an. Aber eben ist sie nicht umhingekommen. Andre und du, ihr hättet eineiige Zwillingsbrüder sein können.“

„Dann lass uns morgen Abend nicht in die Hotelbar gehen. Oder geh du alleine. Ich möchte mich nicht mit Komplikationen befassen müssen.“

Cornelia winkte ab. „Lass‘ bestellen.“

9

Am folgenden Tag unternahm er mit Cornelia ab dem Nachmittag einen Ausflug in die Provinzhauptstadt. Dort aßen sie auch zu Abend. Es war nach dreiundzwanzig Uhr als sie ins Hotel zurückkehrten. Kaum betraten sie die Halle, vernahmen sie Jazzmusik aus der Bar. Sie nickten sich zu und gingen zur Bar. Während sie am Tresen lehnten und auf die Getränke warteten, beobachtete Moritz die umhersitzenden Grüppchen. Alle saßen vor Longdrinks, Cocktails oder Champagnergläsern. Er freute sich auf ein Bier.

Niemand achtete auf die Jazzband, die auf einer kleinen Empore spielte. Er erkannte auch Stanislaw und Georgine. Fleur sah er nicht – und war erleichtert. Cornelia knuffte ihn und machte eine Kopfbewegung, die ihm bedeutete, ihr zu den beiden zu folgen.

„Geh du vor. Ich komme gleich nach.“ Er wusste, er würde nicht nachkommen, und dass Cornelia das ahnte.

Er sah Georgine aufspringen und sich strecken, um Cornelia zur Begrüßung die Arme um den Hals zu legen. Georgines Schultern, Arme und der Rücken waren unbedeckt. Sofort sah er die Bilder aus Helen Wolffs Erzählung ‚Hintergrund für Liebe‘. Sie hatte sie anlässlich eines langen Sommers in Saint-Tropez zu Beginn der 1930er Jahre geschrieben und jenes knappe Kleidungsstück beschrieben, das Georgine trug. „... ein dreieckiges Busentuch, notdürftig an einer Halskette befestigt. Manchmal sieht das schön aus, manchmal abscheulich. Je nach Inhalt.“ Bei Georgine waren die anderen beiden Enden des kanariengelben Dreiecklatzes am Rücken verknotet und es quoll.

Er wandte sich ab. Es war Zeit, auf sein Zimmer zu gehen. In diesem Moment spürte er eine Hand auf seiner Schulter und vernahm eine fremde Stimme.

„Guten Abend. Darf ich mich vorstellen. Ich bin Stanislaw. Kommen Sie doch bitte zu uns an den Tisch.“

Er drehte sich um. Fleurs Bruder. Jetzt kam er nicht mehr aus. Wenigstens war Fleur nicht da, dachte er und folgte Stanislaw.

Die Begrüßung durch Georgine verlief schwingungsfrei. Georgine, er schätzte sie auf Fleurs Alter, sprach ihn auf Deutsch an und duzte ihn. Wenig später registrierte er, wie ein Kühler mit einer Flasche Champagner und fünf Gläser auf den niedrigen Tischchen in ihrer Mitte gestellt wurden – und noch ehe er begriff, für wen das fünfte Glas war, stand sie da. Fleur. Sie sah atemberaubend aus. Wie am ersten Abend trug sie Schwarz und lang. Das Kleid stand ab der Hüfte bis zum Boden wie eine Glocke ab. Zarte, leuchtendgrüne Stiele mit weißen Blüten rankten vom Saum bis auf Kniehöhe auf. Feine Träger verliefen über die freien Schultern. Es war zu aufwändig für die Bar, aber toll. Ihm fielen Fleurs zarte Arme auf. Wie hatte sie mit so filigranen Gliedern mehrere Sätze lang eine Geige halten und spielen können? Er stand auf und bot ihr seinen Stuhl an. Sie setzte sich. Er setzte sich zwischen Cornelia und Stanislaw. Fleur saß weit genug weg, als dass er sich bei dem herrschenden Geräuschpegel mit ihr hätte unterhalten konnten. Er war froh.

Fleur vermutlich auch, mutmaßte er.

Cornelia flüsterte ihm zu, Fleur habe das Kleid an, dass sie bei ihrem allerletzten Auftritt überhaupt, in Sydney, getragen hatte.

Bald stand ein neuer Kühler und irgendwann ein dritter mit Champagner da.

Moritz unterhielt sich mit Stanislaw, auf Französisch, und beobachtete, wie Cornelia, Fleur und Georgie die Köpfe zusammensteckten. Irgendwann tanzten einige Gäste. Als sie sich nach der dritten Flasche erhoben, um zu gehen, war die Bar noch gut besucht. Ihm fielen neue Gesichter. Den Altersdurchschnitt senkten sie aber nicht.

Nachdem er sich ins Bett gelegt hatte, stellte er fest, dass das sonore Schnarchen von nebenan, das ihn die letzten Nächte in den Schlaf getragen hatte, fehlte. Ihm fiel das Clean&Safe-Siegel ein, das er mittags am Türknäuf des Nachbarzimmers bemerkt hatte. Die Gäste waren abgereist. Er wälzte sich und fand nicht in den Schlaf. Plötzlich hörte er von nebenan Lachen. Hell und heiter. Dann Stille, dann ein Kichern. Die Stimme gehörte einer Frau. Das Nachbarzimmer war doch wieder belegt. Ihm fielen die neu angekommen Gäste in der Bar ein. Plötzlich ein Schrei. Aufwallung. Stöhnen. Rufe. In einem Hotel für Hochzeitspaare hätte er sich das erklären können.

Aber hier, bei dem Altersdurchschnitt.

Wo war sie geblieben, seine Lust, seine Freude an Sinnlichkeit? Sein Arzt hatte ihn anlässlich der letzten Vorsorgeuntersuchung in berufsständischer Beiläufigkeit nach seiner Libido gefragt. Er hatte nur mit den Schultern gezuckt.

Er versuchte sich zu erinnern, wer sich in der Bar noch aufgehalten hatte, als sie gegangen waren. Welcher Frau gehörte die Stimme? Stimmen sind trügerisch. Wie oft hatte er auf Flügen Gespräche in der Reihe vor oder hinter ihm mithören müssen, und war dann beim Aufstehen überrascht gewesen, wenn er die Gesichter sah. Zugleich waren Stimmen unverwechselbar. Würde er die Frau entlarven – morgen beim Frühstück, am Strand – und an ihrer Stimme identifizieren? Besser nicht, dachte er, und überlegte, warum er sich nie mehr auf eine Beziehung eingelassen hatte? Würde er das noch einmal erleben? Sein Alter, dem Umtrieb im Nebenzimmer nach zu schließen, schien kein Hinderungsgrund zu sein. Bis in die Morgenstunden lag er wach da.

Als es dämmerte, zog er sich an und verließ das Zimmer. In der Hoffnung auf einen Kaffee, ging er Richtung Restaurant. Aber statt jemanden zu finden, der ihm einen Cappuccino bringen würde, traf er Fleur. Sie stand in dem Kleid, das sie in der Bar angehabt hatte, da. Hatte sie nicht geschlafen?

Er trat neben sie, legte wie sie die Hände auf die Steinmauer der Terrasse und sah auch aufs Meer hinaus.

10

„Guten Morgen.“ Seine Stimme klang belegt, befand er. Aber nicht deshalb fragte er Fleur nicht, ob sie nicht geschlafen hatte. Vielmehr wollte er nach ihrer Entdeckung der Ähnlichkeit zwischen Andre und ihm kein schwermütiges Gespräch auslösen.

„Danke. Dir auch einen guten Morgen. Bist du ein Frühhmensch oder konntest du nicht schlafen?“

„Beides.“ Er vermied es, Fleur anzusehen.

„Dieser Ort hier war einst voller Magie. Dann wurde er zum Gravitationspunkt meines Lebens – und ließ mir lange keine Ruhe. Jahr um Jahr zog es mich mit Macht hierher zurück. Das ist seit vorgestern vorbei. Du wirst es gleich verstehen.

Nachdem ich so heftig auf die Ähnlichkeit zwischen dir und Andre reagiert hatte, gestand Cornelia mir gestern Nacht in der Bar, dir von den Ereignissen vor acht Jahren erzählt zu haben. Ich weiß aber nicht, ob sie die ganze Geschichte erzählt hat. Cornelia glaubt nämlich, ich würde nichts von dem Gerücht zu einer möglichen Affäre zwischen Andre und Olivia ahnen. Bis heute wird darüber spekuliert.

Dabei wusste ich schon vor dem Tod der beiden von ihrer Beziehung. Tatsächlich kennt außer mir niemand die Wahrheit.“

Warum erzählte Fleur ihm das? Weil er Andre ähnlich sah? Das ergab keinen Sinn. Erwartete sie, dass er jetzt etwas dazu sagen würde?

„Ich habe Andre sehr geliebt. Aber ich hatte meine Karriere über unsere Liebe gestellt. Er war ein begnadeter Dirigent und sah in London den Mittelpunkt seines musikalischen Wirkens und Lebens. Ich hingegen bin als Soloeigerin mit unterschiedlichen Orchestern aufgetreten und war ständig rund um die Welt auf Tourneen. Immer wieder hat er mich gebeten, Anfragen abzulehnen oder wenigstens häufiger in Europa aufzutreten, um anderntags wieder zuhause zu sein. Aber die vibrierenden Städte, Auftritte in den bedeutendsten Konzerthäusern der Welt, der tosende Beifall, der Glanz, der mich umgab, waren ein Rausch. Ich gestehe, zwar irgendwann gemerkt zu haben, dass wir dabei waren, uns zu verlieren. Aber ich habe nicht reagiert.

Andre und ich benutzten das gleiche Tablet-Modell und dasselbe Passwort. Eines Abends, Andre dirigierte in der Royal Albert Hall, griff ich zum Tablet, gab das Passwort ein, und öffnete den Mailaccount.

Spätestens in dem Moment erkannten wir, wenn wir nicht das eigene Tablet in Händen hielten und tauschten. Aus der Betreffzeile der obersten Mail sprang mich aber eine mehr als ungewöhnliche Aufforderung an und nach wenigen Zeilen begriff ich, was das zu bedeuten hatte. Ich las weiter.

Der Mailverlauf reichte Monate zurück. Er las sich wie ein Liebestagebuch. Wenn ich auf Tournee ging, kam Olivia nach London, und sie sind an die Küste gefahren. Andere Male war Andre zu ihr geflogen. Ich stellte Andre nicht zur Rede, sondern dachte nach und entschied, um unsere Ehe zu kämpfen. Ich beschloss, in dem bevorstehenden Urlaub, natürlich wie immer hier, damit zu beginnen. Aber Andre entzog sich mir vom ersten Moment an. Nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, dass er sich schon in der zweiten Nacht aus dem Hotelzimmer davonestehlen würde, um sich mit Olivia zu treffen. Vermutlich hatte er den Schlusstrich längst gezogen. Das Olivia seit dem Morgen, an dem Andre tot aufgefunden worden war, vermisst und ihr ebenfalls nackter Körper zwei Tage später aus dem Meer geborgen wurde, erfuhr ich Wochen später zufällig.“

Sie machte eine Pause, aber er war sich sicher, dass Fleur gleich weitererzählen würde und schwieg.

„Einfach tragisch, das alles. Seither bin ich jedes Jahr um Andres Todestag für einen Bußgang hierher zurückgekommen, für eine geistige Selbstgeißelung.

Wenn ich früher auf Andre und auf meine innere Stimme gehört hätte, würde er noch leben. Und Olivia auch. Als Strafe für meinen Egoismus hörte ich auf, zu spielen.“

Noch nie hatte er eine vergleichbar surreale Geschichte gehört. Sie musste aber wahr sein. So etwas dachte sich niemand aus. War das ein Geständnis? Und wenn ja, wem gegenüber? Ihn jedenfalls, ging das doch alles nichts an. Eigentlich war ihm danach, zu gehen. Aber er wollte Fleur mit ihren Erinnerungen nicht alleine stehenlassen – und auch wegen ihrer Freundschaft mit Cornelia nicht. Gerade, als er etwas sagen wollte, fuhr Fleur fort – worüber er froh war. Er hätte nichts Brauchbares zu sagen gehabt.

„Nach einschneidenden Erfahrungen schützt sich jeder auf eigene Weise. Auch vor Wiederholungen. Cornelia hat mir angedeutet, dass du dich seit einer gewissen Dagmar vor Beziehungen verschanzt. Das kenne ich. Seit Andres Tod verweigere ich mich nicht nur der Musik, sondern verstecke mich auch vor Kontakten, aus denen eine Beziehung erwachsen könnte. Und was ist das Ergebnis? Ein leeres Leben und, wie ich jetzt erkenne, die Missachtung und Vergeudung einer Gabe, eines großen Geschenks.

Du bist deinen Fähigkeiten und deinem Beruf treu geblieben. Dafür bewundere und beneide ich dich.“

Was hatte Cornelia veranlasst, Fleur von Dagmar zu erzählen? Cornelia war doch sonst immer so diskret. Aber gut. Cornelia hatte auch ihm Fleurs Geschichte anvertraut. Wollte Cornelia eine Brücke zwischen Fleur und ihm schlagen?

Fleur stand regungslos da, an die steinerne Brüstung gelehnt, den Blick in die Ferne gerichtet. Wo war sie mit ihren Gedanken? Er hätte es gerne gewusst.

„Außer mir, bist du jetzt der Einzige, der die ganze Wahrheit kennt. Ich überlasse es dir, sie Cornelia zu erzählen. Die Ereignisse sind lange her. Seit zwei Tagen gehören sie der Vergangenheit an. Sie spielen keine Rolle mehr. Das ist mir klargeworden, nachdem ich dir im Strandrestaurant gegenüberstand. Für dich ist das vermutlich schwer nachzuvollziehen. Ich bin jedenfalls unendlich froh über unsere zufällige Begegnung und dir dankbar, dass ich dir eben alles erzählen durfte und du mir zugehört hast.“

Fleur drehte sich zu ihm und sah ihn an.

„Ich werde nicht nochmals hierher zurückkommen. Es ist vorbei.“

Sie trat einen Schritt auf ihn zu und lehnte sich an ihn. Was war jetzt wieder los? Er verstand die Welt nicht, umfasste Fleur aber dennoch. Lange verharrte sie in seinen Armen. Dann löste sie sich.

„Mach's gut.“

Er sah ihr nach und sah, wie sie die Tür zur Hotelhalle öffnete. Noch einmal drehte sie sich ihm kurz zu, winkte, und verschwand in die Lobby.

11

Was für ein bizarrer Tagesanbruch nach einer schlaflosen Nacht. Unter dem Schirm der ausladenden Pinien lief er zum Strand hinunter. Aus dem Strandrestaurant hörte er Geklapper. Er ging hin und bekam einen Kaffee. Mit dem Becher setzte er sich nah am Wasser auf einen Stein. Der Sand unter seinen Fußsohlen fühlte sich noch kühl an. Erwartet Fleur tatsächlich, dass er Cornelia die Wahrheit erzählen würde? Er beobachtete das Morgenlicht, wie es die Küstenlinie immer stärker ausleuchtete. Aus Schattierungen wurden Konturen, die allmählich Farbe annahmen. Ihm fiel ein, sich vor zwölf Monaten schon einmal auf einer Landzunge aufgehalten zu haben. Mit Ann-Sophie. Wie es ihr ging? Und wie sah die Planung für eine Sommerresidenz an der Landspitze nur für sie allein aus?

Bei den Gedanken spürte er wieder etwas von dem Flattern, das ihn nach der Ortsbesichtigung und dem Wiedersehen anlässlich der Ausstellung und des Abendessens malträtiert hatte.

Mit der leeren Tasse ging er am Strandrestaurant vorbei, stellte den Becher ab und lief hoch auf sein Zimmer. Auf dem Smartphone fand er Cornelias Nachricht. Um halb neun ginge sie zum Frühstück.

Er duschte nochmals, zog sich an, ging zwei Türen weiter und klopfte an.

„Guten Morgen. Danke, dass du mich abholst. Nach der letzten Nacht habe ich einen Bärenhunger.“

Er übergang ihre Bemerkung. Am Frühstückstisch fasste Cornelia nach.

„Wie hast du mit der Geräuschkulisse von nebenan geschlafen?“

Er erinnerte sich daran, dass Cornelia erwähnt hatte, es gebe auch in ihrem Zimmer eine Verbindungstüre zu dem Zimmer zwischen ihnen.

„Nach all dem Rotwein zum Abendessen und dem Champagner in der Bar habe ich nichts mehr mitbekommen“, log er und fragte sich, ob Cornelia wusste, dass er log? Die Frage, was denn überhaupt los gewesen wäre, verkniff er sich vorsichtshalber.

Den Tag verbrachten sie beim Golf, mit atemberaubenden Blicken in die Landschaft und über das Meer. Cornelia ließ ihm keine Chance.

Auf den letzten vier Löchern spielte sie je ein Birdie. Wieder einmal war er von ihrem Spiel beeindruckt.

Erschöpft von der Runde in der Wärme entschieden sie, auf der Terrasse des Hotels Abend zu essen.

Der Kellner führte sie an die Steinbalustrade, zu dem Tisch in der ersten Reihe, an dem sonst immer Fleur, Georgine und Stanislaw gesessen hatten. Sie sahen sich mit fragenden Blicken an.

Kaum hatten sie Platz genommen, brachte der Keller Cornelia einen Umschlag mit ihrem Namen darauf. Cornelia öffnete das Kuvert und er beobachtete, wie sie die Zeilen mit unbewegter Miene las. Darauf reichte sie ihm den Brief und er las die Nachricht.

Liebe Cornelia,

nachdem ich im Strandrestaurant Moritz gegenübergestanden hatte, habe ich begonnen, manches mit neuen Blicken zu betrachten, und seither geht eine für mich quälende Phase zu Ende. Moritz wird dir alles erzählen. Noch heute Vormittag reisen wir ab.

Künftig werde ich nicht mehr in das Hotel zurückkommen. Ich würde mich aber freuen, wenn wir unserer Freundschaft eine neue Basis geben könnten. Du bist jederzeit in meinem Haus willkommen. Auch das Weingut von Georgine und meinem Bruder ist eine Reise wert, und auch sie würden sich über ein Wiedersehen mit dir freuen.

Richte bitte Moritz aus, dass unsere Türen auch ihm immer offenstehen, wenn seine Wege ihn ins Rhonetal führen.

Nun gehab dich wohl und sei umarmt. Ich freue mich auf ein hoffentlich baldiges Wiedersehen.

Deine Fleur

Nach dem er den Brief ein zweites Mal gelesen hatte, faltete er ihn langsam zusammen und reichte ihn Cornelia. Er sah ihrem Blick an, dass er nun alles erzählen musste.

12

Sein erster Gedanke am nächsten Morgen war eindeutig: Blos keinen weiteren Tagesausflug. Cornelia erklärte sich damit einverstanden, den letzten Urlaubstag am Strand zu verbringen. Nach dem Frühstück, das sie fast schweigend verbracht hatten, gingen sie hinunter an den Strand. Auf der Sonnenliege dachte er bis Mittag über die Nachrichten und Ereignisse der letzten Tage nach. Dann stand er auf, ging in sein Zimmer und griff nach dem Tablet. Zurück auf der Liege, suchte er in den alten Mails nach der Mailadresse von Ann-Sophie und kopierte sie. Darauf öffnete er in seinem privaten Mailaccount, den er schon seit einer Ewigkeit nicht mehr benutzt hatte, eine Mail, fügte die Adresse ein und schrieb.

*Liebe Ann-Sophie,
hast du zwischenzeitlich begonnen, dein Land's End zu be-
bauen? Oder bist du noch im Planungsstadium? Ich wäre
jetzt soweit, mich darauf einzulassen.
Sei herzlichst begrüßt, Moritz*

Als er und Cornelia vom Mittagessen im Strandres-
taurant zu ihren Liegen zurückkamen, fand er eine
Mail von Ann-Sophie im Posteingang vor.

*Lieber Moritz,
nach dem mir mein Wunschpartner mir für das Projekt ab-
gesagt hatte, habe ich in dem Fall nichts mehr unternom-
men. Dabei träume ich weiterhin von einem verborgenen
Sommerhaus an der Landspitze. Wenn du dich also jetzt
darauf einlassen möchtest 😊, wäre ich überglücklich.
Sei auch du herzlichst begrüßt,
Deine Ann-Sophie*

Er spürte das Flattern im Bauch – wehrte sich aber
nicht.

*Liebe Ann-Sophie,
wo wollen wir uns treffen – vor Ort, bei dir (wo wohnst du
eigentlich?), bei mir im Büro? Und wann?
Dein Moritz*

*Lieber Moritz,
vielleicht fangen wir bei mir in London an. Wann? Heute
Nachmittag, morgen? Mehrmals täglich gehen Flüge von
dir hierher an die Themse. Was schlägst du vor?
Deine Ann-Sophie*

Ann-Sophie konnte nicht wissen, dass er im Urlaub war. Von dem kleinen Flughafen, auf dem sie gelandet waren, würde es vermutlich nicht täglich, und schon gar nicht mehrmals Flüge nach London geben. Und Cornelia alleine im Hotel zurückzulassen kam für ihn nicht in Betracht. Aber wenn es morgen einen Flug nach London gäbe, könnte er statt mit ihr nach Hause zu fliegen, zu Ann-Sophie reisen. Er prüfte die Verbindungen, fand einen Flug und buchte seinen Rückflug um. Cornelia erklärte er, kurzfristig für einen Termin nach London zu müssen. Er wusste, dass sie nur mit den Schultern zucken würde, waren Terminänderungen bei ihr doch auch an der Tagesordnung.

*Liebe Ann-Sophie,
morgen, 16.30 Uhr, lande ich in London-Stansted. Gegen
18.30 h Uhr könnte ich in meinem Hotel in Knightsbridge
sein. Wo wollen wir uns treffen?
Liebe Grüße, Dein Moritz*

*Lieber Moritz,
ich wohne in Kensington und habe ein großes Gästezimmer
mit einem bequemen Bett und eigenem Bad. Du bist herzlich
willkommen. Adresse siehe unten.
Liebe Grüße, Deine Ann-Sophie*

*Liebe Ann-Sophie,
woher weißt du, dass das Bett in deinem Gästezimmer be-
quem ist 😊?*

Er brach ab. Die Frage war unpassend. Und wollte er das – bei Ann-Sophie übernachten? Er löschte den Satz und haderte. Aber er wollte nicht mehr hadern und schrieb.

*Danke dir für deinen Vorschlag. Ganz bei dir um die Ecke
kenne ich ein wunderbares Indisches Restaurant. Isst du
gerne Indisch? Darf ich dich dorthin einladen?*

Liebe Grüße, Moritz

*Lieber Moritz,
kein ‚Dein‘ Moritz mehr? Ich interpretiere deine Nachricht
dennoch als Zusage, hier, statt im Hotel zu nächtigen.
Und: Ich liebe indische Küche. Gerne lasse ich mich von dir
in das Restaurant verführen.
Habe eine gute Reise und bis morgen Abend,
Deine Ann-Sophie*

Er ging den Mailverlauf durch. Keine fünf Minuten waren zwischen seiner Antwort nach dem Mittagessen und Ann-Sophies letzter Nachricht vergangen.

*Liebe Ann-Sophie,
danke dir. Und ich freue mich.
Bis morgen, dein Moritz.*

Er lehnte sich auf der Liege zurück, sah auf das glitzernde Meer hinaus und spürte dem Flattern in seinem Bauch nach.

E N D E

Viktoria und die Enge

1

Mir wurde erzählt, es sei ein heißer Tag gewesen, an dem mich meine Mutter im Frühsommer 1945 alleine zur Welt brachte. Sie stammte aus einem Nest nahe Rovereto. Dorthin, in den Trentino, hatte es meinen Vater im vorletzten Kriegsjahr verschlagen. Ich entstand wohl gleich anlässlich ihrer ersten Begegnung. Gerade noch rechtzeitig vor der Niederkunft erreichten sie den Hof meines Vaters in Südtirol. Sie gaben mir den Namen Viktoria. Niemand außer mir hieß so. Hatten sie mich so genannt, weil der Krieg eben vorbei war? Vermutlich nicht. So haben meine Eltern nicht gedacht. Später erfuhr ich, dass mein Vater meiner Mutter von Anbeginn an unterstellt hatte, ihn mit der Schwangerschaft, sozusagen mit mir, aufs Kreuz gelegt zu haben. Wie er darauf gekommen war, ist mir ein ewiges Rätsel geblieben. Absolut nichts war bei meinem Vater zu holen gewesen.

Das Seitental, in dem der Hof oberhalb und fernab vom Dorf gelegen hatte, war eng gewesen. In den Sommermonaten erreichten die Sonnenstrahlen den Hof erst gegen Vormittag. Nachmittags lag er schon bald wieder im Bergschatten.

Im Winter spürte ich die Strahlen der Sonne nur, wenn ich zwischen den mächtigen Fichten, Lärchen und Kiefern durch den tiefen Schnee hinter der Einsiedelei zur Anhöhe hinaufstapfte. Zurück im Hof, sorgte das Feuer im Holzherd in der Küche für etwas Wärme. Mein Zimmer verfügt über keinen Ofen. Im Winter schlief ich in der Kuchl. Warmwasser gab es aus dem Schiff am Herd. Waren keine Scheite gemacht oder der Herd nicht eingeschürt, gab es kein warmes Wasser und nichts Warmes zum Essen. Das Licht der Glühbirne über dem Küchentisch flackerte meist. War die Rechnung mal wieder nicht bezahlt, gab es kein Licht.

Ich war keine fünf Jahre alt, als die Mutter im Gasthof im Dorf Arbeit als Küchenhilfe annahm. Die Region profitierte vom einsetzenden Fremdenverkehr, im Sommer Wanderer, im Winter Skifahrer. Bei Schneefall kam fortan der Schneepflug bis zu uns hinauf. Meist aber erst, wenn die Mutter längst zur Arbeit losgelaufen war. Tagsüber waren die Hühner und das Mastschwein meine Gesellschaft. Wenn die Mutter abends heimkam, brachte sie Essensreste aus dem Gasthof mit. Wenn sie keine mithatte, öffnete sie ein Glas mit in Sülze eingelegtem Schweinefleisch. Manchmal gab es eine Tomate aus dem Garten dazu. Manchmal einen Apfel als Nachtisch. Manchmal kam sie nicht nachhause.

Auch nach dem die Mutter angefangen hatte, dazuzuverdienen, blieb das Geld knapp. Gelegentlich beobachtete ich sie, wie sie etwas vom Lohn abzweigte und heimlich Scheine hinter einer losen Wandtäfelung versteckte. Den Vater sah ich selten. Wo er schlief, wenn er tagelang im Wald war, Holzmachen, wusste ich nie. Wenn er zuhause war, saß er stumm am Küchentisch. Die Hände lagen dann gefaltet vor ihm auf dem mit Reiszwecken befestigten Wachstuch. Die Mutter brachte ihm den Selbstgebrannten.

Als ich in die Schule kam, erkannte ich allmählich wie armselig wir lebten – und ich lerne ein neues Gefühl kennen. Zum ersten Mal empfand ich Scham. Anfänglich begleitete mich die Mutter die fünfundvierzig Minuten Fußweg zur Schule im Dorf. Nach drei Wochen lief ich alleine. Für den Rückweg bergauf, brauchte ich länger. Winters nochmals länger. Mit der Schule entdeckte ich noch vieles andere, was mir bis dahin unbekannt gewesen war. Und bald wollte ich wie die anderen Mädchen auch, auch eine Freundin haben. Aber keines von ihnen wollte mir eine Freundin sein. Ich sei eine Schande, eine Sünde, sagten manche, eine Uneheliche von einer, die nicht aus dem Tal war. Von einer Fremden aus dem Trentino. Von einer Italienerin, die einen der ihren aufs Kreuz gelegt hatte. Getauft war ich auch nicht.

Nach acht Jahren Schule fand der Vater, dass es für mich an der Zeit sei, meinen Beitrag zu leisten. In dem Gasthof, in dem die Mutter arbeitete, wurde ich Zimmermädchen. Eine Ausbildung und einen Vertrag bekam ich nicht, den Lohn für die zurückliegende Woche jeden Montag ausgezahlt. Immer die gleiche Summe. Mehrarbeit fielen unter den Tisch. Wenn ich der Mutter im Dienst begegnete, grüßten wir uns wie Fremde. Zuhause sprachen wir nie über die Arbeit.

Es war nicht allzu viel, was ich in acht Jahren Schule vermittelt bekommen hatte. Aber das wenige, vor allem Lesen und Schreiben, hatte ich schnell begriffen. Und ich verrechnete mich nie. Für meine Schrift bekam ich immer einen Stern. All das fiel der Wirtin des Gasthofs bald auf und so half ich, kaum war ich sechzehn, am Empfang, wenn Pensionsgäste eintrafen. Ich überwachte, dass sie sich vollständig im Gästebuch eintrugen. Darauf führte ich sie auf die Zimmer und schleppte das Gepäck hoch. Bei der Abreise stellte ich die Rechnung zusammen. Manchmal steckten Gäste mir Trinkgeld zu.

Es war Anfang Mai, als ein Stammgast, so wie jedes Jahr um die Zeit, eintraf. Er trug sich in das Gästebuch ein. Ich hatte mir angewöhnt zu prüfen, dass die Einträge vollständig waren, sobald die Gäste und das Gepäck auf den Zimmern waren. Das tat ich auch diesmal und las Antonio Conte, Via per Albisano, Torri del Benaco. Dann sah ich das Geburtsdatum. Ich musste nicht rechnen, das tat mein Gehirn von selbst, um zu wissen, dass er fünfundzwanzig Jahre älter war als ich. Ich hätte ihn für deutlich jünger geschätzt, so drahtig und braungebrannt wie er war. Herr Conte war Fotograf, das wusste ich. Fröhlich, wenn ich zur Arbeit kam, war er immer schon seit der Dämmerung mit der Kamera und einer Brotzeit im Rucksack unterwegs. Meist kehrte er mittags zurück, verbrachte den Nachmittag im Liegestuhl im Garten und las. Gelegentlich sah ich ihn zur Bar gegenüber gehen und telefonieren. Wenn ihm das Licht günstig erschien, ging er auch am frühen Abend nochmals auf kurze Touren. Wenn wir uns im Haus über den Weg liefen, wechselten wir einige Sätze.

Eines Abends traf ich den Stammgast auf meinem Heimweg. Er war unterwegs zu einer Tour im Dämmerlicht. Wir gingen ein Stück weit zusammen.

Als wir vor unserem Hof standen, wünschte ich ihm einen schönen Abend und einen weiterhin sicheren Weg. Statt sich zu verabschieden, fragte er, ob ich nicht mitgehen, ihn begleiten wollte. Das war nicht nur ein ungewöhnlicher Vorschlag, sondern verboten. Dem Personal war es untersagt, Umgang mit Gästen zu pflegen. Aber ich überlegte, dass er es doch gewesen war, der mich aufgefordert hatte mitzukommen. Und nichts und niemand würde im Haus auf mich warten. Im Gegenteil. Der Vorschlag erlöste mich von meiner Angst vor dem, was mich zuhause erwarten könnte. Schon zwei Mal hatte ich den Vater vom Strick, an dem er sich erhängen wollte, schneiden müssen. Jedes Mal noch rechtzeitig. Warum also nicht mitlaufen?

Tags darauf und auch am folgenden Tag gingen Antonio und ich auf weitere Anhöhen. Er hatte mich aufgefordert, ihn Antonio zu nennen, hatte gesagt, beim Wandern würde man sich beim Vornamen anreden und duzen. Unterwegs machte er mit einer merkwürdigen Kamera Fotos. Er hielt sich den Apparat nicht vors Auge. Vielmehr führte ein Lederriemen um seinen Hals, an dem ein schwarzer Kasten mit zwei Linsen an der Vorderseite befestigt war. Zum Fotografieren sah er von oben in den Kasten.

„Das ist eine 6 x 6 Spiegelreflexkamera.“

Ich verstand nichts.

Erst Jahre später wurde mir klar, dass die Unterhaltungen, die wir auf den Touren geführt hatten, die ersten echten Gespräche meines Lebens waren – echte Gespräche, statt Anweisungen entgegenzunehmen und zu bestätigen, oder auf Fragen zu antworten. Nicht ein einziges Mal habe ich bei Antonio Abschätzung über das, was ich in meiner Unbedarftheit von mir gab, gespürt. Antonio erzählte mir von seinen Foto-Safaris rund um die Welt.

Für mich waren unsere abendlichen Ausflüge Flucht. Flucht vor dem, was mich zuhause erwarten würde: Leere. Oder erwarten könnte: Ein baumelnder Vater.

Im letzten Tageslicht begleitete er mich zu unserem Hof.

Nachts dachte ich über die Gespräche nach und mir dämmerte, in meinem Leben noch nie selbst eine Entscheidung von Wichtigkeit getroffen zu haben. Immer hatten andere für mich oder über mich entschieden. Diese Erkenntnis wühlte mich auf und ließ mich kaum Schlaf finden.

4

Tags darauf fragte Antonio mich, was ich vom Leben erwartete und wie es für mich weitergehen solle. Ich wusste es nicht.

Noch nie hatte ich mir Gedanken über meine Zukunft gemacht, und sagte es ihm. Darauf fragte er, ob ich eine Ausbildung machen wollte. Er fügte hinzu, mir helfen zu können, einen Ausbildungsplatz zu bekommen. In Brixen oder Verona, ganz wie ich wollte.

Als ich an diesem Abend von der Tour nachhause kam, hörte ich meinen Vater rufen. Ich suchte ihn, folgte der Stimme und fand ihn auf dem Tennenboden liegen. Der Balken hoch oben im Dachstuhl, zu dem er geklettert war, um sich daran zu erhängen, war morsch gewesen und gebrochen. Er konnte nicht aufstehen. Mit Mühe schaffte ich den Vater auf eine Handkarre und rollte ihn mit noch größerer Mühe zum nächsten Bauern. Der hatte Telefon. Wir forderten einen Krankenwagen an.

Wieder einmal war einer seiner Selbsttötungsversuche missglückt. Warum er das immer wieder versuchte, wusste ich nicht und fragte nicht. Einer der nächsten Versuche würde ihm glücken, war ich mir sicher und zum ersten Mal sah ich keinen Sinn mehr darin, mich dem häuslichen Stumpfsinn und der Leere meines Alltags auszusetzen. Vielleicht hatten die Gespräche mit Antonio etwas in mir angestoßen? Ich wusste es nicht. Dafür spürte ich, dass es an der Zeit war, in meinem Leben selbst Entscheidungen zu treffen.

Ich klammerte mich an den Vorschlag einer Lehre, egal wo, nur nicht unten im Dorf oder sonst wo im Tal. Ich wollte, nein, ich musste der allgegenwärtigen Enge entfliehen.

Die Nacht über wälzte ich mich hin und her und die Hoffnung wurde mein Ziel. Ich hatte nichts zu verlieren. Bei Anbruch des Tageslichts hatte ich schon den halben Weg ins Dorf hinter mir. Ich wollte rechtzeitig am Gasthof sein und mit Antonio sprechen, bevor er aufbrechen würde und ich mit der Arbeit beginnen musste. Ich traf ihn vor dem Haus. Er saß auf der Bank, den Rucksack mit der Kamera und der Brotzeit neben sich und schnürte die Stiefel. In knappen Worten schilderte ich, wie ich den Vater auf dem Tenneboden aufgefunden hatte und dass es nicht sein erster Versuch war. Und dann fragte ich ihn nach der Ausbildungsstelle und wie schnell ich dort anfangen könnte und erklärte, keine weitere Nacht auf unserem Einsiedlerhof verbringen zu wollen.

Er bat mich, ihn nachdenken zu lassen. Wir verabredeten uns für achtzehn Uhr am gewohnten Treffpunkt. Den Tag verbrachte ich in einem Ausnahmezustand. Am Abend hätte ich nicht sagen können, was ich tagsüber gearbeitet hatte. Nur ein Gedanke war unaufhörlich in meinem Kopf gekreiselt: In keinem Fall würde ich auch nur noch eine Nacht auf dem Hof verbringen.

Abends erläuterte Antonio, dass es in dem Betrieb eines Freundes, ein Unternehmen für Baustoffe, eine Ausbildungsstelle zur Bürokauffrau geben würde.

Das war mir recht. Alles wäre mir recht gewesen. Die Stelle wäre ab September vakant, ergänzte Antonio. Ich fragte, flehte, ob ich eventuell schon vorher als Aushilfe arbeiten könnte, oder ob er mir bis dahin eine Stelle als Zimmermädchen am Gardasee wüsste. Ich wiederholte, in keinem Fall noch für eine Nacht auf unseren Hof zurückkehren zu wollen.

Plötzlich fragte er mich nach meinem Alter.

„Siebzehn.“

Darauf schwieg er.

„Morgen ist mein Urlaub vorbei und ich fahre zurück nach Torri. Wenn du achtzehn wärst, würde ich sagen, du kommst mit, wohnst bei mir im Haus, und wir sehen uns nach einer Überbrückungsstelle für dich um. Ich möchte aber nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen.“

Zum ersten Mal kam ich auf die Idee, mich zu fragen, ob Antonio vielleicht Familie hatte, eine Frau, Kinder. Wohl nicht. Sonst hätte er nicht vorgeschlagen, dass ich bei ihm wohnen könnte, wäre ich achtzehn gewesen. Aber würde ich das wollen? Mit einem Mann unter einem Dach leben, von dem ich nicht viel mehr wusste, als dass er jedes Jahr um die gleiche Zeit allein zu Wanderferien in den Gasthof kam?

Mir schwante, einiges nicht gründlich überlegt, nicht bis zu Ende durchdacht zu haben.

„Egal“, sagte er plötzlich. „Statt morgen, reise ich noch heute ab. Sobald ich meine Sachen zusammengepackt und bezahlt habe, komme ich zum Hof hoch und hole dich ab. Der Rest findet sich.“

Ob ich damit einverstanden wäre, fragte er nicht. Ich war es.

5

So schnell ich konnte, lief ich nachhause. Ich hatte Glück. Weder die Mutter noch der Vater waren da. Rasch raffte ich einige Habseligkeiten zusammen, langte in das Geldversteck der Mutter und nahm ein Bündel Scheine heraus. Meinen Lohn für die letzten fünf Tage würde ich nicht mehr bekommen. Die Mutter würde ihn aber bestimmt eintreiben. Auf dem Küchentisch hinterließ ich einen Zettel mit der Nachricht, in einem anderen Tal eine neue Stelle angenommen zu haben, und mich bei Gelegenheit zu melden. Sie werden mich nicht vermissen und keine Nachforschungen anstellen, war ich mir sicher. Dann hörte ich ein Motorengeräusch.

Während der Fahrt herunter zum Dorf und entlang der Häuser sah ich mich ein letztes Mal um. Es dämmerte, niemand erkannte mich. Dann schlief ich ein.

Erst als wir vor Antonios Haus standen und er mich an den Schultern berührte, wachte ich auf. Ohne mich umzusehen, ließ ich mich in ein Zimmer führen, dessen abgestandene Luft mich ahnen ließ, dass es schon lange nicht mehr in Benutzung gewesen war. Ich öffnete das Fenster und die Läden und sah die Lichter der Orte, die das Seeufer unter mir und gegenüber säumten.

Von dem Tag an nahm mein Leben einen neuen, gänzlich anderen Verlauf.

6

Der Ausbildungsvertrag traf eine Woche, nachdem ich der Enge meiner Kindheit entflohen war, ein. Ein Vorstellungsgespräch hatte nicht stattgefunden. Mein künftiger Chef, Antonios Freund, vertraute auf dessen Empfehlung. Ich zeigte Antonio den Vertrag und zum ersten Mal seit er mich von der Einsiedelei abgeholt hatte, erkannte ich, wie sich Entspannung auf sein Gesicht legte.

„In zehn Tagen wirst du achtzehn.“ Seiner Stimme war die Erleichterung anzuhören. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Tags zuvor hatte ich eine Stelle als Zimmermädchen unten im Ort gefunden. Ein Schild, wonach eine Aushilfe gesucht wurde, war am Gartenzaun einer Pension befestigt gewesen.

Anfänglich wusste ich mit den vielen Veränderungen nichts anzufangen und fühlte mich überfordert.

Ich vermisste aber auch nichts, nicht die Mutter, nicht den Vater, den Hof, die Arbeit im Gasthof. Eine Mischung aus Leere und Erschöpfung, aber auch Erlösung wühlte in mir. Nach zwei Wochen begann ein Gefühl in mir aufzusteigen, dass mir bis dahin unbekannt war und mir befremdlich erschien. Während ich in der Pension im Ort Betten bezog und putzte, freute ich mich darauf, nachmittags zurück in das Haus auf der Anhöhe zu kommen. Ich begann, eine Ahnung davon zu bekommen, was ein Zuhause war. Allmählich wandelte sich die Ahnung in ein mir bisher unbekanntes Glücksgefühl, das schließlich in purer Euphorie gipfelte. Und als ich an diesem Tag nachhause kam und Antonio nicht da war, erfuhr ich noch etwas zum ersten Mal: Mir fehlte jemand. Noch nie hatte ich jemanden vermisst. Plötzlich tat ich es. Ich vermisste Antonio.

7

An meinem achtzehnten Geburtstag lud Antonio mich in Lazise zum Abendessen ein. Zum ersten Mal hielt ich mich in einem Restaurant auf, um als Gast an einem Tisch zu sitzen, Bestellungen aufzugeben, bedient zu werden und zu genießen.

An diesem Abend erzählte mir Antonio von seinem Leben – wie er am Gardasee aufgewachsen war, dass er früh geheiratet hatte, und dass er über seine Frau zur Landschaftsfotografie gekommen war. Sie war Bergführerin gewesen, bis sie eines Tages vom Himalaja nicht mehr zurückgekehrt war. Laut den örtlichen Behörden hatte sie sich in großer Höhe im Nebel verirrt und sei dann vermutlich in einer Gletscherspalte verunglückt. Jahre später hatte Antonio ein Anwaltsschreiben aus Kanada erhalten. Seine Frau war mit einem kanadischen Bergführer durchgebrannt und wollte die Scheidung. Ich hatte mich schon die ganze Zeit gewundert, warum es in Antonios Leben keine Beziehung gab, traute mich aber nicht zu fragen. Ich wusste nur, was ich sah.

In den weiteren Wochen durchlebte ich, was andere Frauen zwischen ihrem sechszehnten und achtzehnten Geburtstag erleben. Ich erfuhr Geschmäcker, von denen ich nie gehört hatte, lernte Wein und Spumante zu genießen und zwei Mal besuchte ich ein Konzert.

An einem freien Tag fuhr ich mit dem Bus nach Verona. Ich bummelte entlang Auslagen mit schicker Mode. Unsicher betrat ich einen Laden. Als mich die Verkäuferin aufforderte, die Hose, die ich ansah anzuprobieren, tat sich es. Während ich mich umzog, reichte sie mir eine passende Bluse in die Kabine.

Erst traute ich mich nicht, schlüpfte aber dann doch hinein. Ich genoss das Gefühl, umsorgt zu werden. Ich sagte, es mir zu überlegen und ging. In einem anderen Geschäft probierte ich zwei Kleider. Wieder war es ein tolles Gefühl, Kundin zu spielen. Aber auch in dieser Boutique kaufte ich nichts. Ich hatte nicht genügend Geld.

In einem Straßencafé bestellte ich eine Limonade und beobachtete die Passanten. Ich sah Paare Hand in Hand umhergehen, vor Schaufenstern stehenbleiben und sich besprechen. Andere saßen auf den Stufen am Brunnen und amüsierten sich. Als ich ein Paar sich küssen sah, erinnerte ich mich daran, Entscheidungen treffen zu wollen, und fasste den nächsten wichtigen Entschluss. Ich wollte die Liebe erfahren. Aber außer Antonio kannte ich niemanden, mit dem ich mich auf das Abenteuer hätte einlassen können. Und da wurde mir klar, dass ich genau mit ihm den Weg zur Entdeckung der Liebe beschreiten wollte. Er war immer ehrlich zu mir gewesen und hatte jeden meiner Schritte gerade soweit begleitet, wie ich es gewollt hatte. Meine Rationalität erschreckte mich und ich hegte Zweifel, dass mich Antonio auch auf dieser Entdeckungsreise begleiten würde? Es war dann viel einfacher, Antonio den Vorschlag nahezubringen, als ich es geglaubt hatte.

Fotos aus dieser Phase meines Lebens zeugen von meiner Befreiung und Erlösung. Antonio hatte sie eines Nachmittags auf der Terrasse seines Hauses geschossen.

Über alle diese Ereignisse war es schließlich Ende August geworden. Am Tag vor dem Beginn meiner Ausbildung setzte mich Antonio in Verona vor dem Haus ab, in dem ich ein Zimmer angemietet hatte. Wohl auch ihm war in dem Moment klar, dass der Abschied für immer sein würde. Die Rollen, die das Schicksal für uns beide vorgesehen hatte, waren in diesem Moment zu Ende gegangen. Ich habe Antonio nie mehr wiedergesehen, auch nicht zufällig.

8

Einmal noch, bin ich in das enge Tal und zu unserem Hof zurückgekehrt. Mein Vater hatte es geschafft, sein Leben zu beenden. Als ich ankam, war meine Mutter bereits verschwunden. Warum und wohin, konnte mir niemand sagen. Und um ein Erbe musste ich mich auch nicht kümmern. Der Hof hatte gar nicht, wie ich immer geglaubt hatte, meinem Vater gehört. Bei einem Gang durch die Räume meines Aufwachsens erkannte ich, wie brüchig alles war, immer gewesen war.

Auf der Rückfahrt mit dem Postbus nach Verona suchte ich nach einem Gefühl, nach etwas wie Verbundenheit – mit der Mutter, dem Vater, dem Hof, dem Dorf, der Heimat. Nichts von alledem fand ich.

Mein Leben hatte ich erst mit siebzehn, mit meiner Flucht begonnen.

9

Während der Ausbildung erkannte ich die Beschränktheit meines Wortschatzes und wie unbeholfen ich mich immer wieder ausdrückte. Dabei war es gleichgültig ob ich deutsch, wie ich mit meinem Vater, oder Italienisch, wie ich mit meiner Mutter gesprochen hatte, redete. Für meine holprige Ausdrucksweise genierte ich mich. Tatsächlich brauchte ich die drei Jahre Lehrzeit um meine Defizite aufzuarbeiten. Am Ende war es erstaunlich, wie viel Sicherheit mir die Ausbildung gegeben hat.

Als im Frühjahr neunzehnhundertsechundsechzig die Abschlussprüfung bevorstand, schlug mir der Chef vor, im Anschluss zu seinem Verkaufsagenten in München zu wechseln. So zog ich mit einundzwanzig Jahren im August um. Abermals bezog ich ein Untermietzimmer. Bald lernte ich einen Mann kennen. Ich zog zu ihm. Zwei Jahre später heirateten wir.

Die Arbeit bescherte mir zunehmend Erfüllung. Ich machte meine Sache gut, gewann Anerkennung, und der mir entgegengebrachte Respekt stärkte mein Selbstbewusstsein. Nach einigen Monaten rief mich mein Chef aus Verona an und fragte, wie es mir ginge. Zunächst verstand ich seine Frage nicht. Dann begriff ich ihn. Es war Fürsorge. Ich war gerührt. Als ich abends heimging, breitete sich plötzlich schmerzhaftes Wut in mir aus. Dann erfasste mich Zorn. Nichts dergleichen hatte ich zuhause je erfahren. Ich hatte nicht gewusst, zu welchem tiefem Schmerz ich fähig war. Ich erzählte meinem Mann davon. Er meinte, ich solle mich nicht so haben, jetzt sei doch alles gut.

Ich schloss Freundschaften mit anderen Frauen. Wir trafen uns nach Büroschluss und diskutierten. Und ich begann, die gesellschaftlichen Veränderungen zu beobachten. Ich erahnte Perspektiven, gewann Zuversicht und wurde mutig. Mir wurde klar, im Leben etwas erreichen und erleben zu wollen. Ich dachte an meinen ersten Stadtbummel durch Verona und daran, nicht einmal ausreichend Geld gehabt zu haben, um wenigstens eine Hose oder Bluse bezahlen zu können. Diese Erfahrung schwelte in mir fort.

Eines Tages stand im Büro die Nachbesetzung einer Stelle als Gruppenleitung an. Ich entschied, mich um die Posten zu bewerben. Abends wollte ich meinem Mann von meinem Plan erzählen.

Aber noch bevor ich es tat, traf es mich wie der Blitz. Ich hatte geglaubt, es sei Liebe, wusste in dem Moment aber, das es ein Irrtum war. Er würde immer mit dem zufrieden sein, wie es war. Stumm gestand ich ihm seine Zufriedenheit zu. Seine Trägheit war mir in dem Augenblick aber unerträglich geworden. Ich konnte ihn nicht länger respektieren, und schon gar nicht als meinen Mann akzeptieren. Ich spürte Bitterkeit, sagte nichts, und erinnerte mich daran, dass ich in meinem Leben selbst Entscheidungen treffen wollte. Ich entschied, mich zu trennen.

Darauf bezog ich zum ersten Mal eine eigene Wohnung. Mit Wohnzimmer und Schlafzimmer, mit einer geräumigen Küche, einem Bad mit Fenster, einem Balkon. Alles für mich allein. Jeden Abend, wenn ich nachhause kam, überwältigte mich das Gefühl von Freiheit. Der Beruf rückte in die Mitte meines Lebens und ich wurde als erste Frau im Unternehmen Gruppenleiterin.

Heimlich probierte ich zwei Beziehungen aus. Beide waren von kurzer Dauer.

Monate nach dem ich die Wohnung bezogen hatte, war die Einrichtung noch immer spärlich. Es war ein Samstagvormittag, als ich in meinem nur mit einem weißen Bett und Sessel eingerichteten Schlafzimmer stand und eine Idee hatte. Im Keller durchwühlte ich meinen Verschlag, bis ich die Mappe fand.

Die Mappe mit den Negativen der Fotos, die Antonio von mir an jenem Nachmittag binnen Minuten gemacht hatte. Nie hatte ich jemandem die Bilder gezeigt – nicht einmal meinem Mann. Das stimmte mich euphorisch und ich drückte die Mappe an mich.

Aus den über hundert Negativen wählte ich zwölf aus, ließ davon Farbabzüge im Format DIN A1 anfertigen und mit weißem Passepartout in weißen Rahmen hinter Glas fassen. Wie einen Fries hängte ich die Bilder entlang der Schlafzimmerwände auf.

Wenn ich mich morgens anzog oder abends zu Bett ging, dachte ich beim Anblick der Photographien oft daran, wie Antonio sie gemacht hatte. Auf einer Matte auf der Terrasse seines Hauses hatte ich in der Sonne gedöst. Ich lag auf dem Bauch, als er mit seiner Rollei vor mir stand und erste Fotos schoss. Ich lachte ihn an. Darauf gab er mir Anweisungen. „Stütz dich auf die Unterarme und drück den Oberkörper hoch.“, „Winkle die Knie an.“, „Die Fußspitzen in den Himmel.“, „Schau in die Kamera.“, „Jetzt komm hoch und setz' dich auf die Fersen.“, „Streck den Rücken.“, „Den Kopf zurück.“, „Und in den Schneidersitz.“ „Beweg dich schneller.“, „Lass deine Mimik tanzen.“

Dazwischen immer wieder „Sieh in die Linse.“

Ich schnellte hin und her und hatte Spaß an den Posen.

Beim Anblick der Bilder spürte ich oft der Zeit meiner Flucht und meines Aufbruchs nach. Auf jedem Foto lachte mich dieselbe junge Frau an. Die blauen Augen strahlten. Die blonden Haare waren sommerlich ausgebleichen. Jeder Blick barg ein Geheimnis, eine unergründliche, hingebungsvolle Botschaft – Heiterkeit, Erregung, ein scheuer Augenaufschlag, ein herausfordernder Blick, ein unbekümmertes Strahlen, ein freches Grinsen, schelmische Freude, sehnsüchtiges Verlangen.

Die Grübchen der Schultern betonten meine gazellenhafte Figur. Schon auf dem ersten Bild – den Oberkörper hochgestützt, die Unterschenkel und Fußspitzen in den Himmel gerichtet – war zu sehen, dass ich nichts angehabt hatte, nackt gewesen war.

Bei jedem Bild hörte ich Antonios Stimme, seine Kommandos und mein Lachen. Es war ein unvergleichliches Lebensgefühl, das ich nie vergessen habe.

10

Im Rückgebäude der Wohnanlage, in der sich meine Wohnung befand, wohnte im Souterrain ein junger Mann, Student. Aus irgendeinem Grund freundeten wir uns an und ich lud Jacob gelegentlich zu mir ein.

Ich erzählte ihm von der Enge meiner Kindheit, meiner Befreiung durch die Flucht an den Gardasee, von der Ausbildung in Verona, und dem Umzug nach München. Ich erzählte ihm sogar von meiner gescheiterten Ehe. Diese Episode schwieg ich sonst tot. Aber Jacob hatte etwas, das mich veranlasste, ihm das alles zu erzählen. Vielleicht wollte ich auch einfach über mein Leben sprechen. Jacob verfügte über viele Qualitäten – auch über die eines guten Zuhörers.

Eines Tages bat ich Jacob, nach meiner Post und den Blumen zu sehen, während ich einige Tage verreist sein würde. Nach meiner Rückkehr erkundigte ich mich bei ihm, ob alles in Ordnung gewesen sei. Darauf überraschte er mich mit einer erstaunlichen Geschichte. Er offenbarte mir, dass ihn mein Schlafzimmer – weiße Wände und Decke, weißer Teppich, mit weißem Bett und Sessel, und dem Bilderfries – wie eine Klosterzelle vorkam. Jacob verglich den Raum mit der Klausur einer Nonne, die nach überstandem Martyrium, ihrer Via Mala, zum Dank für die überwundene Not und ihre Befreiung, Bilder der Stationen der Erlösung aufgehängt hatte – um damit den Neuanfang zu huldigen. Wieder einmal hatte mich Jacob mit seiner Fantasie und seiner Gabe, Beobachtungen in lebendige Bilder zu fassen, überrascht.

Dass Jacob und ich in meiner Zelle alsbald einen ganz anderen Anfang huldigen würden, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt nur.

E N D E

Viktoria und...

... Leopardenmuster

1

Viktoria ist neun Jahre älter als ich. Das ist sie auch heute noch. Bei unserer ersten Begegnung war ich zwanzig. Damals vertrat sie allerdings die These, das Leben erst zu spüren, als sie vor zwölf Jahre dem engen Tal, in dem sie aufgewachsen war, entkommen sei. Somit sei sie erst siebzehn und somit um drei Jahre jünger als ich. Mich hatte die krude Rechnung amüsiert. Tatsächlich hat mich Viktorias Alter nie interessiert.

Zu Beginn des Studiums bezog ich eine winzige Souterrainwohnung in einem Rückgebäude im Uni-viertel. Wenig später zog Viktoria im Vorderhaus in den zweiten Stock ein. An den Briefkästen in der Durchfahrt zum Hinterhaus begegneten waren wir uns zum ersten Mal und tauschten stumme Blicke aus. Bald wechselten wir erste Worte, wenig später kurze Sätze. Schließlich lachten wir zusammen. Bei jeder Begegnung spürte ich Magie und Zauber – und auch jedes Mal leichte Beklommenheit.

Nach einer Weile ließen wir uns aufeinander ein – sie sich auf mich, ich mich auf sie.

Wenn sie aus dem Büro heimkam, hielten wir uns bei ihr im zweiten Stock auf. Wir diskutierten endlos und sahen Spielfilme, am liebsten französische. Sie zeigte mir die Liebe. Es war, sie war der Himmel auf Erden. Was ich für sie war, wusste ich nicht, habe nie gefragt. Niemandem erzählten wir von unserer Lieb-schaft. Nie gingen wir zusammen aus. Manchmal ver-reisten wir klammheimlich für ein paar Tage zusam-men. Im achten Semestern war Viktoria plötzlich weg. Fortgezogen. Ohne Ankündigung und ohne eine Nachricht zu hinterlassen.

2

Viele Jahre später, ich saß gerade mit einem Kolle-gen beim Mittagessen, betrat sie, eingehakt bei einem Mann, das Lokal. Der Kollege stand auf, begrüßte den Mann, ein Mandant, wie ich annahm, und dann Vik-toria. Schließlich trat mein Kollege zur Seite und stellte mich vor.

Als Viktoria nach all den Jahren so unverhofft mir gegenüberstand, spürte ich einen Rest der Beklom-menheit, die mich jedes Mal erfasst hatte, wenn ich zu ihr gegangen war. Aber mehr als Beklommenheit spürte ich Bewunderung. Die Jahre hatten nicht an ihr gezehrt. Im Gegenteil:

Der sinnliche Schmelz früher Jahre hatte sich mit dem glühenden, dem sprühenden Charme einer souveränen Frau verschworen. Das Blau ihrer Augen erschien mir noch leuchtender als damals, als ich glaubte, Strahlen blauen Lichts zu spüren, wenn sie mich ansah. Eine Corona aus Licht umgab sie.

Viktoria begrüßte mich herzlich, stellte mich ihrem Mann vor und erwähnte, dass wir Nachbarn gewesen wären. Mehr sagte sie nicht. Der Mann war eine charismatische Erscheinung, braungebrannt, groß, drahtig – und gut zwanzig Jahre älter als Viktoria. Außer Worte der Begrüßung sagte er nichts zu mir.

Auf dem Weg zurück ins Büro erwähnte mein Kollege die fünf Kinder des Mandanten – aus zwei früheren Ehen und einer Beziehung.

3

Jahre später schaute der Kollege eines vormittags bei mir im Büro vorbei und informierte mich, dass der Mandant, dessen Frau ich kenne, gestorben war. Beiläufig erwähnte der Kollege Ort und Zeit der Trauerfeier.

Ich blockte den Tag im Kalender. Auch wenn das überraschende Wiedersehen mit Viktoria in dem Mittagsslokal einige Jahre zurückliegt, stand es für mich außer Frage, nicht auf die Beerdigung zu gehen.

Der Tag ist grau, aber nicht kalt. Trotzdem friere ich. Das tue ich auf Beerdigungen immer. Die Wolken hängen tief. Der Friedhof liegt am Dorfrand. Der See in der Senke spiegelt wie Quecksilber. Ich stelle mich an das Ende der langen Reihe der Trauergäste. Von einer angrenzenden Wiese höre ich Kuhglockengeläut. Das irritiert mich. Der Sarg ist von Kränzen und Gebinden umrahmt. Viktoria steht allein auf der weiten Kiesfläche, dem Wind und gelegentlichem Nieselregen ausgesetzt. Keiner steht ihr bei, steht neben ihr. Hinter ihr der mit einem Bukett aus weißen Blüten geschmückte Sarg. Die Reihe der Trauergäste rückt allmählich voran, auf sie zu, um zu kondolieren, jeder einzeln für sich. Vom Kollegen weiß ich, dass sie später alle in der Dorfwirtschaft bewirten wird. Leichenschmaus.

Während die Reihe allmählich näher rückt, lese ich die Trauergrüße auf den Schleifen. Bekannte, Kunden und Lieferanten, die Bank, ein Fischereiverein, der Musikverein, der Bürgermeister im Namen der Gemeinde haben des Verstorbenen gedacht und Kränze geschickt. Auch jedes seiner fünf Kinder hat einen eigenen Abschiedsgruß aufstellen lassen. Vom Kollegen weiß ich, dass die Geschwister heillos zerstritten sind.

Selbst zum Abschied von der vielleicht einzigen und jetzt letzten Gemeinsamkeit, ihrem Vater, haben sie sich nicht verständigen und nicht einigen können. Vom Kollegen weiß ich auch, was im Testament steht, und dass es die Kinder noch nicht wissen und auch nicht ahnen. Der letzte Wille wird nicht zur Befriedung der Beteiligten beitragen.

Trauer Gäste greifen nach Viktorias Hand wie nach der einer Marionette. Ihr Blick ist starr. Sie wirkt hölzern, ihre Bewegungen mechanisch. Sie hört wohl die Worte, ich bezweifle aber, dass sie deren Trost vernimmt. Trauer Gäste legen die Hand zurück.

Ein schwarzer Schleier bedeckt das Haar und ihr Gesicht und reicht Viktoria weit über die Schultern. Dennoch spüre ich ihren Blick, der jetzt auf mir ruht. Und während ich den Blick erwidere, zieht Spannung in ihre Haltung ein. In dem Moment erinnere ich mich an weitere Begegnung mit ihr – nach der Episode in dem Mittagslokal. Mehrmals sind wir uns zufällig auf der Straße begegnet und haben einige Worte miteinander gewechselt. Jedes Mal haben wir uns nicht die Zeit genommen, oder hatten nicht den Mut gehabt, uns auf ein Gespräch einzulassen. Und jedes Mal, während ich ihr gegenüberstand, habe ich mich gefragt, ob ihr Mann von unserer einstigen Liaison wusste? Oder habe ich sie das sogar gefragt? Ich weiß es nicht.

Ich sehe Viktoria weitere Hände schütteln und glaube zu wissen, woran sie denkt während sie mich im Blick behält. An den französischen Film, in schwarz-weiß, den wir mehrmals gesehen haben. Fragt sie sich, ob auch ich an den Film denke, und daran, was wir damals geglaubt haben? Wir waren uns einig gewesen, dass wir uns anlässlich von Beerdigungen immer an unsere Liebschaft und an den Film erinnern würden – an die Frau in einer Bluse in Leopardmuster, die sich in einem Gasthof von einem Fremden ansprechen lässt. Der Mann kennt die Botschaft des Leopardenmusters und weiß was die Frau sucht. Sie erzählt ihm, eben von einer Beerdigung gekommen zu sein und danach immer mit einem Mann schlafen zu müssen – um sich zu spüren, um zu spüren, dass sie lebt. Um das Leben zu feiern. Erinnert sich Viktoria an das, was wir damals glaubten und an den Film?

Schließlich stehe ich vor Viktoria.

Ich sehe sie an. In ihrer Trauer sieht sie würdevoll aus.

Als Frau umwerfend.

Ihre Sinne sind konzentriert.

Ich halte ihre Hand.

Mit ihrer zweiten Hand umschließt sie unsere beiden Hände.

Ihre Augen funkeln durch den schwarzen Schleier und erst jetzt, direkt vor ihr, erkennen ich das Leopardmuster in dem feinen Tuch.

„Ich rufe dich an“, sind meine einzigen Worte.

„Ja. Mach das“, die ihren.

Sie weiß, dass ich nicht in den Landgasthof kommen werde.

5

Ein halbes Jahr später wähle ich Viktorias Nummer. Niemand hebt ab. Dafür schaltet sich der Anrufbeantworter ein. Viktorias Stimme fordert auf, eine Nachricht zu hinterlassen. Ich zögere. Dann lege ich auf. Sie wird meinen Anruf auf dem Anrufbeantworter erkennen.

E N D E

Viktoria und der Schleier

1

Der Tag ist grau, nicht kalt, aber doch kühl. Jedenfalls friere ich innerlich. Ich schlottere. Die Wolken hängen tief über den mir so vertrauten Hügeln. Die Oberfläche des Sees, in dem wir oft nackt schwammen, liegt bewegungslos in der Senke. Glockengeläut weidender Kühe schallt von der benachbarten Wiese herüber. Der Sarg aus hellem Holz steht hinter mir. Er ruht auf einem mit schwarzem Tuch verhüllten Handwagen, mit dem er später zum Grab gerollt wird. Ein Gesteck mit weißen Lilien habe ich obenauf legen lassen. Es sind seine Lieblingsblumen um diese Jahreszeit. Alles ist, wie er es sich gewünscht hatte. Kurz bevor er sich auf den Weg gemacht hatte, hat er mir noch von seinem geänderten Testament erzählt.

Endlose Kränze und Gestecke stehen umher. Jedes seiner fünf Kinder aus der Zeit vor mir hat einen eigenen Kranz aufstellen lassen. Sie konnten sich nie einigen. Streit ist ihre einzige Gemeinsamkeit.

Mit dem Trauerarrangement um mich herum stehe ich alleine auf der Kiesfläche. Angehörige, die mir zur Seite stehen könnten, habe ich nicht.

Seine Kinder sind zu sehr in ihren Zwistigkeiten gefangen, als dass eines von ihnen auf die Idee kam, neben mich und vor den Vater hinzutreten. Ich hatte auch nicht damit gerechnet, dass sie mir beistehen würden. Mit der Testamentseröffnung wird ihr Dauerzank weiter aufgeheizt werden – und mich künftig einschließen. Ich bin froh, alleine da zu stehen.

Durch die Sohlen der schwarzen Pumps spüre ich Steine.

Drei Tagen befand ich mich in einem apathischen Zustand. Den meisten Vorschlägen, die an mich herangetragen wurden, stimmte ich einfach zu. Jetzt stehe ich da, dem Wind und den gelegentlichen Schauern ausgesetzt. Ich sehe die Reihe der Trauergäste sich in mehreren Kehren über das abschüssige Gelände erstrecken. Sie rücken langsam vor, bleiben wieder stehen, warten ab, bis der Platz vor mir frei wird und die nächsten zu mir treten und kondolieren können. Später werde ich alle im Wirtshaus in der Dorfmitte bewirten. Ich schüttle Hände, höre Stimmen, vernehme Worte des Trosts, verstehe aber Nichts.

2

In meiner Trance lasse ich alles geschehen – bis sich mein Fokus plötzlich verändert.

Etwas beginnt sich, in mir in Bewegung zu setzen. Ich verstehe die Veränderung, die von mir Besitz ergreift, nicht. Jedenfalls nicht gleich. Was ist geschehen? Am Ende der Schlange hat sich jemand neu angestellt. Als Letzter. Ich schärfe meine Sinne, fokussiere den Blick. Jacob. Was macht er hier?

Ich schüttelte weitere Hände, vernehme Worte, höre aber nicht hin. Vielmehr erinnere ich mich daran, wie ich Jacob zum ersten Mal begegnet war. Ich spüre eine weitere Hand, höre andere Worte und verstehe sie nicht. Ich schaue über die Schulter der Frau, die meine Hand hält und spricht und sehe zu Jacob. Dunkler Mantel, weißes Hemd, eine gedeckte Krawatte, keine schwarze. Das erkenne ich trotz des Schleiers. Woher weiß er von der Trauerfeier?

Bilder der flüchtigen Begegnung in dem Restaurant, in dem er mit seinem Kollegen zu Mittag gesessen hatte, als wir eintraten, steigen vor mir auf. Der Kollege war schon damals unser Berater gewesen. Er muss Jacob die Nachricht überbracht haben.

Weitere Erinnerungen ergreifen Herrschaft über meine Gedanken und ich denke, was ich nicht denken will. Noch einige weitere Male waren wir uns nach dem Wiedersehen in dem Lokal zufällig begegnet, wenn ich alleine in der Stadt war. Dann wechselten wir ein paar Worte – aber nie die richtigen. Haben wir uns nicht getraut?

Ich fragte mich dann jedes Mal, ob er noch manchmal an uns dachte – an das, was wir immer verschwiegen haben. Einmal erwähnte er, sich bisweilen zu fragen, ob mein Mann wisse, dass wir einander mehr gewesen waren als nur Nachbarn. Von unserer letzten Begegnung erinnere ich, dass er geschieden ist. Ist er das noch immer? Ich jedenfalls, bin jetzt verwitwet.

Ich schaue in weitere Gesichter, die Mitgefühl, vielleicht sogar Trauer ausdrücken, und danke für die Anteilnahme.

3

Die Reihe wird kürzer. Schließlich steht Jacob vor mir. Er sieht mich an, mir in die Augen. Er hält meine Hand. Ich lege meine andere Hand um unserer beider Hände. Ich erwidere seinen Blick. Unsere Blicke vereinigen sich.

„Ich rufe Dich an“, sind seine einzigen Worte.

„Ja. Mach das“, die meinen.

Ich weiß, er wird nicht zum Leichenschmaus in die Dorfwirtschaft kommen.

Auf dem Weg dorthin überlege ich, ob er noch an den französischen Spielfilm in Schwarz-Weiß denkt.

Ich sehe die Szene noch immer vor mir – die Frau in der Leopardenbluse, wie sie mit dem Mann den Gastraum verlässt und die Treppe hochgeht zu den Gästezimmern. Hat Jacob das Leopardenmuster in meinem Trauerschleier erkannt?

4

Ein halbes Jahr später klingelt das Telefon. Jacob, leuchtet es auf der Anzeige. Ich zögere. Dann hebe ich das Handteil aus der Ladeschale. Aber es widerstrebt mir, die grüne Taste zu drücken. Ich möchte seine Nachricht auf dem Anrufbeantworter abwarten. Er hinterlässt keine Mitteilung. Wird er wieder anrufen?

E N D E

Viktoria und...

... Geständnis und Abbitte

1

Ich habe gelesen, dass Menschen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag lügen. Manche bis zu zweihundert Mal. Trifft das für alle Menschen gleichermaßen zu? Lügen zum Beispiel indigene Menschen im Amazonasgebiet häufiger oder seltener? Wie unterscheiden sich beim Lügen Männer von Frauen, Kindern von Alten. Und ich selbst? Lüge ich, wenn ich einer Freundin verschweige, ihr Kleid scheußlich zu finden? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, einmal in meinem Leben so richtig gelogen zu haben. Das war vor vierzig Jahren. Und seit geraumer Zeit sucht mich diese Lüge heim.

Im Grund wäre alles ganz einfach gewesen, alles war so weit nach Plan gelaufen, bis ich es selbst vermasselte. Später glaubte ich, sämtliche Register an Manipulationen und sonstiger Tricks ziehen zu müssen, um alles wieder einzurenken, um doch noch ans Ziel zu kommen. Dabei wäre das gar nicht nötig gewesen. Aber das wusste ich nicht.

Natürlich ging es um einen Mann, um eine Beziehung mit ihm. Jakob, hieß er.

Noch immer, Jahrzehnte später, kennt Jacob die Wahrheit nicht. Deshalb ist es mir heute ein Anliegen, Abbitte zu leisten in dem ich die Wahrheit kundtue. Ich werde Geständnis ablegen und Geheimnisse und Verrat offenlegen. Sonst wäre ich weiterhin unaufrichtig und die Lügen würden fortbestehen und auf mir lasten. Das möchte ich nicht mehr.

2

Von Anbeginn an war mir klar gewesen, dass unsere Liaison keine Aussicht auf eine gemeinsame Zukunft haben würde. Dennoch ließ ich mich darauf ein. Jeder Augenblick war mitreisend und ist mir bis heute unvergessen und unvergesslich. Gerade deswegen ist es mir eine Herzenssache, die Ereignisse von einst zu korrigieren und die Wahrheit zu sagen – als Hommage an unsere Leidenschaft.

Erstmals hatte ich Jacob in der Durchfahrt zum Hinterhaus bei den Briefkästen, die neben dem Aufgang zu meiner Wohnung montiert waren, gesehen. Er war mir sofort aufgefallen. Er, damals Student, bewohnte im Rückgebäude seine erste eigene Wohnung, eine winzige Bleibe im Souterrain. Ich stand schon lange im Berufsleben, hatte mich von meinem Mann getrennt und war wenige Tage zuvor im Vorderhaus in den zweiten Stock eingezogen.

Jacob sah gut aus, war schlank, hatte schöne Hände, dichte, fast schwarze Locken und einen leicht dunklen Teint. Dass er deutlich mehr als zehn Jahre jünger war als ich, wurde mir erst später bewusst. Bei der ersten Begegnung nickte er mir, während er seinen Briefkasten öffnete, ein stummes ‚Guten Morgen‘ zu. Bald wechselten wir beim Leeren der Briefkästen erste Worte, dann ganze Sätze. Schließlich lachten wir zusammen. Dass Jacob auch frech sein konnte und sagte, was er wollte, und meinte, was er sagte, stellte ich erst später fest.

Zu dieser Zeit waren wir beide damit beschäftigt, das Leben zu erkunden. Ich für mich – nach der Scheidung – vorsichtig tastend neu. Jacob ganz grundsätzlich. Dazu gehörte auch die Entdeckung der Liebe – bis wir mit fast nichts anderem mehr beschäftigt waren. Allerdings dauerte es eine ganze Weile, bis ich das Eingeständnis zulassen konnte, Jacob mehr als nur sympathisch zu finden. Schließlich hatte ich mich nicht mühevoll, mit inneren Kämpfen und Gewissensbissen, aus einer Ehe gestohlen, nur um mich auf einen viel zu jungen Mann einzulassen – auf eine Beziehung, die von vornherein aussichtslos war.

Aber der Reihe nach.

Eines Tages lud ich Jacob für den Abend auf einen Wein zu mir ein, Tage später zum Abendessen.

Bald saßen wir häufig zusammen und schwadronierten über das Dasein. Irgendwann gab es keine Tabus mehr und Jacob nahm kein Blatt mehr vor den Mund. Er begann, mir Komplimente zu machen – eines Abends auch für den anliegenden Catsuit in der Farbe meiner Augen. Den Anzug trug ich nur zuhause und absichtslos. Doch Jacob gestand mir, mich in dem Aufzug noch aufregender zu finden als ohnehin. Später in jener Nacht machte er mir ein weiteres pikantes Geständnis. Bis heute kenne ich meine Antwort: „Klingt verführerisch. Ich kann dich verstehen.“

An diesem Abend gestand ich mir ein, in Jacob mehr als nur den freundlichen Nachbarn zu sehen. Aber auch in dieser Nacht wahrte Jacob die Form und ging über seine Verbalbekundungen nicht hinaus. Wie gewohnt umarmte er mich zaghaft zur Verabschiedung und mit einem flüchtigen Kuss auf jede meiner Wangen. Ich dagegen wollte mehr, war entschlossen, meine Bedenken zu zerstreuen und es zu riskieren, mich auf ihn einzulassen.

3

Ich wartete auf eine passende Gelegenheit. Abends, wenn ich nach Hause kam, trat ich ohne Licht zu machen an die Balkontür.

In der Hoffnung, Jacob würde zu Hause sein, spähte ich über den Hof in seine Souterrainwohnung. Am vierten Abend brannte Licht. Statt die Gardinen zuzuziehen, schaltete ich Lampen ein, schlüpfte in den Catsuit und hoffte, Jacob würde, wie er es gelegentlich tat, unaufgefordert klingeln. Ich hatte Glück. Ich bat ihn herein und merkte, wie er im Vorbeigehen den Duft meines Parfums einsog. Im Wohnzimmer deutete ich auf das Sofa, schenkte Wein ein, und reichte ihm ein Glas. Aber anders als sonst, setzte ich mich nicht gegenüber von ihm in den ausladenden Sessel, sondern zu ihm auf das Sofa und ließ meine Manipulation wirken. Der Reißverschluss meines Overalls stand ein Stückweit zu weit offen und es dauerte nicht lange, bis Jacobs Blick wiederkehrend dorthin gerichtet war, und immer wieder dorthin zurückfand. Während wir redeten, wurde seine Stimme unruhig und ich merkte, wie er nervös wurde. Ich ließ ihn zappeln und kostete den Zauber aus. Aber auch ich begann, unruhig zu werden und wartete darauf, dass etwas passieren würde. Ich wusste, dass er wusste, wie es weitergehen könnte. Schließlich hatte er mir in jener Nacht seine Fantasien gebeichtet. Aber nichts passierte. Verunsicherte ihn unser Altersunterschied? Ich wollte aber nicht länger warten.

Im Sitzen machte ich eine Vierteldrehung, legte die Beine über die Sofalehne, rollte den Rücken auf das Polster und bettet meinen Kopf in Jacobs Schoss.

Ich schaute zu ihm hoch – und er verstand. Er beugte sich herunter und küsste mich.

4

Aber noch bevor alles ins Rollen kam, besann ich mich darauf, mich nicht mit viel Mühe, innerlichen Kämpfen und Gewissensbissen aus einer Ehe gestohlen zu haben, um mich auf eine Beziehung mit einem viel zu jungen Mann einzulassen. Der Zauber war verflogen. Mit einem Ruck fuhr ich hoch. Beinahe wäre ich mit dem Kopf gegen sein Kinn gekracht – und beendete meine Provokation.

„Das ist zu viel. Das geht nicht.“ Ich zog den Reisverschluss hoch. Damit hatte ich die Tür zugeschlagen.

Fortan ging ich Jacob aus dem Weg. Bei zufälligen Begegnungen forderte ich ihn nicht mehr auf, vorbeizukommen. Wenn ich Licht anhatte, läutete er nicht mehr. Und irgendwann verstrichen Wochen, während derer ich Jacob nicht mehr zu Gesicht bekam. Wann immer ich über den Hof hinübersah, lag die Wohnung im Dunklen. Was war geschehen?

Anstatt Antworten zu finden, meldete sich mein Verlangen nach Jacob zurück. Nur was genau war es, das ich an ihm vermisste? Er war so vielseitig.

Jacob war nicht nur frech, und sagte was er wollte, und meinte, was er sagte. Er war auch eloquent und spielte mit der Sprache. Manchmal war er geradezu wortgewaltig. Er überfiel mich mit Themen, zu denen er meine Meinung wissen oder über die er mit mir diskutieren wollte. Hörte ich ihm zu, lauschte ich einem Mann unbestimmten Alters. Sah ich ihn an, sah ich einen Mann, dessen Leichtigkeit mich jedes Mal aufs Neue faszinierte. An so einem Abend war mir mein Ex-Mann in den Sinn gekommen, und ich war froh, mich von ihm befreit zu haben. Andere Male war Jacob zurückgezogen und hörte nur zu. Seine Augen wichen dann nicht von den meinen und ich fragte mich, ob in dem Blick mehr als Aufmerksamkeit lag. Seine schönen Hände lagen derweilen vor ihm – und ließen meine Gedanken mäandern. Es war so vieles an Jacob, was ich vermisste, seit ich die Türe zugeschlagen hatte.

Eines Abends, als ich erwartungslos über den Hof späte, brannte Licht in seiner Wohnung. Sofort hegte ich wieder Hoffnung und spürte meine innere Unruhe. Über drei Abende hinweg beobachtete ich den Ablauf. Die Wohnung erhellte sich immer kurz nach zweiundzwanzig Uhr.

Dann sah ich seine Silhouette umhergehen. Am folgenden Abend passte ich Jacob an den Briefkästen ab. Ich tat, als sehe ich verspätet nach meiner Post. Ich begrüßte ihn herzlich. Er erzählte, für ein Praktikum im Ausland gewesen zu sein und jetzt bis zum Semesterbeginn zu jobben.

„Kommst du dann immer so spät nachhause?“

„Ja. Spätschicht. Das gibt Zulagen.“

„Dann komm doch morgen nach der Schicht auf ein Glas Wein und eine kleine Brotzeit hoch.“

5

Mit Jacobs Rückkehr und meiner Einladung stand auf einmal wieder eine alte Frage im Raum: War der Altersunterschied für Jacob vielleicht doch eine Hemmschwelle? Ich wusste, dass er zwanzig war. Mein Alter kannte Jacob nicht. Ich sah zwar jünger aus als ich war. Aber Jacob musste klar sein, dass ich um einiges älter sein würde als er. Ich entschied, das Thema offen anzugehen und gönnte mir dabei eine kleine Korrektur. Ich kürzte mein Alter auf noch vertretbare Wahrheiten: Altersunterschied weniger als zehn Jahre – und ich unter dreißig. Am nächsten Abend servierte ich Jacob das Resultat meiner Rechenoperation. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass ich neunundzwanzig sei.

Nachdem er das so glatt geschluckt hatte, legte ich nach, mit einer zweiten – zugegebenermaßen etwas kühnen Rechentheorie: Ich erklärte, auf dem Papier zwar neun Jahre älter, im wirklichen Leben aber drei Jahre jünger als er zu sein. Auf seinen fragenden Blick hin erläuterte ich, dass mein Leben erst begonnen habe, als ich vor zwölf Jahren der Enge des Tals entkommen sei, in dem ich aufgewachsen war. „Daher bin ich nicht neunundzwanzig, sondern siebzehn – und somit drei Jahre jünger als du.“ Jacob nahm das Zahlenspiel amüsiert hin – und ich hakte den Altersunterschied ab.

Für mich steckte in jedem Fall viel Wahrheit in der Gleichung. Dass ich nicht vor zwölf, sondern vor sechzehn Jahren geflohen war, und in Wirklichkeit dreiunddreißig war, blieb allerdings mein Geheimnis.

Nachdem Jacob fertiggegessen hatte, verabschiedete er sich wie immer: Ich spürte eine zaghafte Umarmung, seine Finger sanft durch den Stoff und flüchtig seine Lippen auf meinen Wangen. Nachdem er gegangen war, legte ich die Stirn an die Tür. Ich fühlte mich verloren und vergessen.

Mir wurde klar, dass es abermals an mir war, die Initiative zu ergreifen.

Aber mit einer so billigen Manipulation wie zuletzt auf dem Sofa würde ich diesmal nicht durchkommen – vermutete ich zumindest. Hätte ich gewusst, dass auch Jacob sich den Kopf darüber verbrach, wie wir zusammenfinden könnten, hätte ich es einfacher haben können – aber so wie es dann kam, war es raffinierter und eleganter als alles andere.

Doch auch hier der Reihe nach.

Ich suchte eine sprühende Idee, ein Feuerwerk – bis mir Jacobs Geständnis in jener Nacht einfiel. Ich erinnerte jedes Detail und wusste, wie ich das für meine Zwecke ummünzen konnte. Ich musste den Bildern seiner Phantasie einfach eine Bühne geben.

Ich räume es ein: Es war eine neuerliche Manipulation – wie schon auf dem Sofa der zu weit offene Reißverschluss, mein gekürztes Alter und die skurrile Rechnung, wonach ich drei Jahre jünger sei als er.

Jacob hatte erwähnt, in den kommenden Wochen immer um die gleiche Zeit von dem Ferienjob nachhause zukommen. Genau diesen Augenblick würde ich mir zu Nutze machen. Zunächst würde ich ihm eine vertraute Routine bieten und ihn auf einen Wein einladen. Alles weitere würde sich dann schon fügen.

Am folgenden Abend zog ich mich bei Einbruch der Dunkelheit um – schlüpfte in die Kostümierung meiner Rolle. Ich gefiel mir in meinem Spiegelbild und war überzeugt, auch Jacob zu gefallen – und malte mir seine Reaktion für den Augenblick aus, da er das Geheimnis meiner Maskerade erkannte. Doch wie das Geheimnis in Szene setzen? Ich hatte eine Idee, ging ins Wohnzimmer und probierte sie aus – und es klappte. Jetzt musste ich nur noch warten.

Ich schaltete die Lichter in der Wohnung aus, setzte mich im Dunklen ins Wohnzimmer und hoffte, Jacob würde auch heute zur gewohnten Stunde nachhause kommen. Als ich kurz nach zehn einen Wagen einparken hörte, trat ich ans Fenster. Im Schutz der Dunkelheit vergewisserte ich mich, dass er es war, und dass er allein war. Er war es – und war alleine. Jetzt musste ich schnell sein. Ich legte einen extra Spritzer Parfum auf und trat, mit Handtasche und Schlüsselbund, in den Hausflur. Ohne Licht zu machen, lief ich ins Parterre. In der Durchfahrt stellte ich mich vor die Tür zum Treppenhaus zu meiner Wohnung. Erst jetzt drückte ich den Lichtschalter. Jacob würde mich sofort erkennen, wenn er gleich das Tor aufsperrte. Kaum betrat er die Durchfahrt, sah er mich und rief:
„Guten Abend, Viktoria.“

„Das ist ja eine Überraschung. Kommst du erst jetzt von der Arbeit?“ Wie beabsichtig, hatte meine Frage beiläufig geklungen, und während ich scheinbar nach dem passenden Schlüssel am Bund suchte, sagte ich fast tonlos: „Möchtest du vielleicht noch auf einen Wein hochkommen?“

Wie ich vermutet hatte, musste Jacob nicht überlegen, ob er wollte. Er folgte mir ins Treppenhaus, dann in meine Wohnung. Im Wohnzimmer schaltete ich zwei Tischlämpchen an. Das Licht war dämmrig.

8

„Nimm Platz“, rief ich, während ich in der Küche Wein einschenkte. Ich fragte ihn nicht, was er trinken wollte. Als ich ins Wohnzimmer kam, saß er auf seinem gewohnten Platz auf dem Sofa. Ich reichte ihm das Glas, blieb selbst stehen und prostete ihm zu. Erst jetzt wurde er meiner eleganten Aufmachung gewahr. Ich sah es seinen Blicken an, sah die Augenbraun eine Nuance hochgehen. Er kannte mich nur sportlich gekleidet – Hose und Bluse. Und natürlich in dem Catsuit. Noch nie hatte er mich in einem Kostüm gesehen. Ich sagte nichts, wollte abwarten, bis er etwas sagen würde. Auf dem ausladenden Sessel ihm gegenüber nahm ich schließlich Platz und schob das rechte Bein über mein linkes Knie.

Die Reibung der Strümpfe erfüllte die Stille mit seidigem Rauschen. In dem Dämmerlicht glänzten meine Strümpfe verführerisch. Das zarte Rauschen und der Glanz schickten mir einen wohligen Schauer über die Haut. Den Pumps auf meinem schwebenden Fuß ließ ich mit den Zehen wippen. Jacob sah hin und betrachtete den hohen Absatz. Ich konnte es sehen – und wusste, was er sich fragte: Wie groß würde Viktoria damit sein? Er hatte erwähnt, es zu mögen, wenn Frauen groß, auf Augenhöhe mit ihm waren. Ich ließ den Blick auf ihm ruhen und erinnerte mich daran, dass er erwähnt hatte das Blau meiner Augen wie Lichtstrahlen zu spüren.

Noch immer hatte keiner von uns etwas gesagt. Meine Kostümierung schien ihn weiter zu beschäftigen. Vermutlich fragte er sich, für welchen Anlass, für wen ich mich so schick gemacht hatte. Ich ließ ihn mit diesem oder ähnlichen Gedanken alleine, ließ ihn zappeln und prostete ihm abermals zu.

„Elegant siehst du aus. Hattest du einen besonderen Anlass?“

Schon schwebten die Gedanken, die ihn umtrieben, im Raum umher. Aber auch meine stummen Fragen: Bist du eifersüchtig? Wenigstens ein bisschen? Es würde mir schmeicheln. Aber warum fragst du, ob ich einen besonderen Anlass hatte? Warum fragst du nicht, ob einen besonderen Anlass bevorstand?

„Das muss sich noch rausstellen.“ Mit dieser kryptischen Antwort musste er auskommen. Mit etwas anderem konnte ich schließlich nicht aufwarten und versuchte einen vielsagenden Gesichtsausdruck. Jacob fasste nicht nach. Er hatte verstanden, dass es sinnlos sein würde darauf zu hoffen, ich könnte verraten, wo ich gewesen bin, mit wem, und was passiert war?

Noch ein Weilchen genoss ich das Spiel und pirschte mich sehnsüchtig an mein Ziel. Dann war es soweit. Ich wollte Jacob und mich nicht weiter auf die Folter spannen. Langsam, mit einem Seufzer der Entspannung und Wohligkeit, rutschte ich im Sessel ein Stück nach unten und nach vorne – und hoffte, der Trick würde funktionieren. Der Stoff des kurzen Rocks blieb am Polster haften und ich sah, dass die Spitze der Strümpfe, eingehakt in den Enden des Strumpfgürtels, zum Vorschein kam. Was Jacob in diesem Augenblick dachte, sah ich ihm an: Sie trägt Strapse. Und wie es ihm dämmerte, dass sein Traum zum Leben erweckt war. Ich dachte an seinen Satz zu fortgeschrittener Stunde in jener Nacht – „und seither träume ich davon, mit einer Frau in Strapsen zu schlafen“ – und hörte meine damalige Antwort: „Klingt verführerisch. Ich kann dich verstehen.“ Seine Augen waren jetzt genauso aufgerissen wie einst.

Ich ließ mir nichts anmerken und verharrte bewegungslos. Ich gönnte ihm den Anblick und tat erneut einen Seufzer der Entspannung. Darauf stand Jacob auf, kam auf mich zu, nahm mir mein leeres Glas aus der Hand und ging in die Küche. Als er zurückkam und sich neben mir hinkniete um mir das Glas zu geben, war er mir in die Falle gegangen. Mit einer Hand nahm ich ihm den Wein ab. Mit der anderen zog ich ihn zu mir. Ein leidenschaftlicher Kuss genügte.

9

Später im Bett, Jacob schlafend neben mir, dachte ich darüber nach, wie wunderbar der Plan sich gefügt hatte. Aber ich fragte mich auch, ob Jacob sich mit der Frage quälte, für wen ich so tief in die Trickkiste der Verführungskünste gegriffen hatte. Nach einigen Überlegungen entschied ich, dass Jacob kein Recht hatte, eifersüchtig zu sein – und hoffte, dass er das wusste. Und noch etwas beschloss ich: die Wahrheit für mich zu behalten, statt ihm zu verraten, dass die Inszenierung nur ihm gegolten hatte. Als ich dann erste Vogelstimmen hörte, beschlich mich noch ein Punkt: Musste ich anlässlich meiner neuerlichen Manipulation ein schlechtes Gewissen haben? Ich entschied, es wäre unnötig.

Für mich fühlte sich alles richtig an, und ich war sicher, dass es bei Jacob genauso war.

Bevor Jacob die Wohnung verließ, gab ich ihm einen Schlüssel und entließ ihn mit den Worten:

„Nutze ihn, wann immer dir danach ist“.

10

Als Jacob auf das Examen zuing, ahnte ich, dass die Zeit näher rückte, um unsere Liaison zu beenden. Ich wollte nicht zusehen müssen, wie ich eines Tages von einer Jüngerin ersetzt werden würde. Ich entschied, dazu die Tage zu nutzen, während derer Jacob nach der letzten Examensprüfung mit Kommilitonen verreisen würde. Monate vorher begann ich mit den Vorbereitungen. In einem anderen Stadtteil mietete ich eine neue Wohnung. Ohne Erklärung und ohne Jacob eine Nachricht zu hinterlassen, zog ich um und fort, während er verreist war.

Erst Jahre später begegneten wir uns zufällig ein erstes Mal wieder.

11

Damit ist die Wahrheit erzählt. Das zu tun war mir eine Freude und ist mir eine Frage der Ehre.

Die Erinnerungen an die einstigen Ereignisse werden mir auf Ewig unvergesslich sein.

E N D E

Lauffeuer

1

Wie ein Lauffeuer hat sich die Nachricht verbreitet. Jeden letzten Donnerstag im Monat bittet eine Dame der Gesellschaft zu Drinks in ihr Haus. Jeder, der davon weiß, ist willkommen. Schon zwei Mal bin ich dort gewesen und auch heute gehe ich hin.

Es ist noch fast heiß, als ich im Abendlicht die Terrasse betrete. Im Hintergrund läuft der Sommerhit *Shame, Shame, Shame*, der gerade Platz eins der Hitparade abgeben musste. Hundert oder mehr sommerlich gekleidete Gäste mit Getränken in der Hand stehen umher und unterhalten sich lebhaft. Auch heute sind die meisten wieder älter als ich, teils im Alter meiner Eltern. Inzwischen weiß ich, dass das keine Rolle spielt. Hier kommen alle rasch miteinander ins Gespräch. Ich sehe meine Freunde und gehe zu ihnen. Es dauert nicht lange, bis mir etwas zu trinken angeboten wird, auch diesmal verbunden mit der Aufforderung, mich im Weiteren selbst zu bedienen.

Gerade als ich ins Haus gehen will, um mir ein neues Getränk zu holen, spricht sie mich an.

„Entschuldige. Hast du Feuer? Ich habe versäumt, Streichhölzer einzustecken.“

Während ich ihr das Feuerzeug hinhalte, stelle ich fest, wie ungewöhnlich groß sie ist. Die Haare fließen wellig über ihre Schultern. Der Teint ist sonnengebräunt. Etwas Geheimnisvolles liegt in ihren Zügen. Schon während der ersten Sätze spüre ich, wie ihre blaugrünen Augen mein Gesicht abfahren, zu meinen Händen schweifen und zu meinen Augen zurückgleiten. Mein Blick bleibt bei ihren üppigen Lippen hängen. Leuchtend rot umrunden sie den großen Mund. Sanft legen sie sich um den Filter, wenn sie an der Zigarette zieht. Lebhaft bewegen sie sich, wenn sie spricht. Ihre Stimme überrascht mich. Sie ist fast rau. Ich spüre, wie ihre Gegenwart beginnt, meine Atmung, meinen Herzschlag, meine Sprache, meine Stimme zu bestimmen.

Sie weicht nicht von meiner Seite. Das schmeichelt mir. Vor meinen Freunden ist es mir allerdings peinlich. Gern wüsste ich ihren Namen, traue mich aber nicht, sie danach zu fragen.

Noch immer habe ich mir nichts zu trinken geholt. Ich sehe, dass auch ihr Glas leer ist und biete ihr an, etwas für sie mitzubringen.

„Ich komme mit. Mal sehen, was es so alles gibt.“

Ich mache ihr ein Zeichen, vorauszugehen. Während sie vor mir herläuft, fällt mir ihr weißer Overall auf. Blousonartig.

Ein Gürtel aus unterschiedlich großen silbernen Ringen umfasst die Taille. Mit ihrem Stil unterscheidet sie sich von den anderen Frauen, stellt ich fest.

Nachdem wir uns bedient haben, deutet sie auf einen anderen Ausgang zurück in den Garten. Das ist mir recht. Dort hält sich keiner meiner Freunde auf. Beim Überschreiten der Schwelle stolpert sie fast. Reflexartig halte ich ihr eine Hand hin. Statt nach meiner Hand zu greifen, umfasst sie sie meinen Rücken – und lässt den Arm dort. Ich tue das Gleiche und führe sie an einen freien Stehtisch. Dabei ich weiß, dass sie mich führt, dass sie es ist, die lenkt und bestimmt. Wir lehnen uns an den Tisch.

Ich nenne ihr meinen Vornamen.

„Ein schöner Name“, sagt sie.

Ihrer flachen Abendtasche entnimmt sie eine Karte und reicht sie mir. Fester Karton. Leicht getöntes Weiß. Englische Schreibschrift, gestochen scharf. Ihr Vorname ist Regina. Der Nachnamen gehört einer bekannten Familie. Über dem Namenszug ist ein Wappen in den Karton geprägt. Am unteren Rand steht Dipl.-Ing. – Innenarchitektin, darunter die Adresse – allerbeste Lage – und die Telefonnummer. Ich stecke die Karte in die hintere Tasche meiner Jeans.

Wie magnetisiert, schmiegen sich unsere Schultern und Hüften immer wieder aneinander. Erst nur versehentlich, zufällig, flüchtig.

Ich kenne es, dass Mädchen aus der Schule auf mich zugehen. Aber eine Frau wie Regina? Bei ihr ist es anders. Ihre Fixierung irritiert mich. Meine Freunde fallen mir ein. Beobachten sie uns heimlich? Bekomme ich in den nächsten Tagen schelmische, hässliche Kommentare zu hören?

Einige Gin Tonics und Küsse später haucht Regina mir ins Ohr: „Für mich ist es an der Zeit, zu gehen. Hast du Lust, morgen etwas mit mir zu unternehmen? Ich habe eine Idee.“

Ich nicke. Muss die Schule eben einen Tag auf mich verzichten. Seit ich letzte Woche achtzehn geworden bin, kann ich mich selbst entschuldigen. Und bis zu den Sommerferien vor dem Abiturjahr ist ohnehin nur noch eine Woche hin. Ich begleite Regina zu ihrem himmelblauen Auto. Im Schatten der Bäume wage ich es, den Overalls ein Stückweit zu öffnen. Wenig später fährt sie.

Auf dem Weg zu Fuß nachhause überlege ich, wie alt Regina wohl ist? Vielleicht so alt wie meine Tante? Die ist fünfunddreißig, vielleicht sechsenddreißig – glaube ich.

2

Vor elf Uhr komme ich zum Treffpunkt und sehe das Heck von Himmelblau. Auch Regina ist zu früh.

Ich erkenne, dass sie im Rückspiegel zusieht, wie ich auf den Wagen zugehe. Das Beifahrerfenster ist heruntergelassen. Ich beuge mich herab, sehe hinein – und da ist er wieder, der Blick.

Mit einer Geste fordert Regina mich auf, einzusteigen. Ich habe mir nicht überlegt, wie ich sie begrüßen soll. Mit einem Kuss? Auf die Lippen? Als ich sitze, streicht mir Regina mit dem Rücken ihrer Finger über die Wange. Eine Welle des Wohlbehagens durchströmt mich, und ich nehme eine Schwere in Reginas Atmung wahr.

Regina lässt den Motor an und fädelt sich in den Verkehr ein. Sie kurbelt ihre Seitenscheibe herunter und legt den Arm in den Rahmen. Kein Wort haben wir bisher gewechselt.

Plötzlich fragt Regina: „Wie geht es dir?“

Mit dieser sonst so leeren Phrase öffnet sich mir eine Welt voller Hingabe und Neugier, und ich fühle mich angenommen.

Ihre Stimme, mit der sie die Worte gesprochen hat, berauscht mich.

Ich glaube zu spüren, dass Regina darauf wartet, zu erfahren wie es mir seit gestern Abend geht.

Ihr Haar fliegt im Wind. Immer wenn sie zu mir herüberblickt, sehe ich ihr in die grünblauen Augen.

Plötzlich werde ich ihres Duftes gewahr. Als ich gestern dicht zu ihr getreten war, ihr das Feuerzeug hingehalten habe, und sie mit ihrer Hand die meine, kaum spürbar, berührte, während sie die Zigarette an der Flamme anzündete, habe ich ihre Mischung aus Süße und weiblicher Wärme zum ersten Mal eingesogen. So wie jetzt auch wieder.

3

Regina verrät nicht, wie ihr Plan aussieht. Ich frage nicht. Wir lassen die Stadt hinter uns, passieren Dörfer, fahren durch eine sanfte Hügellandschaft, durch sattes Hochsommergrün und unter einem stahlblauen Himmel hindurch. Ich beobachte Regina, wie sie Kurven schneidet und runterschaltet, wenn sie beschleunigt. Irgendwann hält sie an einem Feldweg an und stellt den Motor ab.

„Aussteigen. Wir sind da.“

Ich wundere mich. Wo sind wir? Was wollen wir hier?

Ich sehe Regina einen Picknickkorb und eine Tasche mit Badetüchern von der Rückbank nehmen. Ich erkläre ihr, nicht auf baden eingestellt zu sein.

„Es ist für alles gesorgt.“ Sie lacht.

Ich nehme den Picknickkorb.

Nach kurzer Wegstrecke schwenkt Regina nach links in einen nur zu erahnenden Pfad zwischen zwei Maisfeldern. Die Pflanzen stehen Spalier, übermannshoch, und neigen sich von beiden Seiten zu einem Gewölbe. Ich folge Regina. Wir sind unsichtbar geworden, von der Erdoberfläche verschwunden. Am Ende des Tunnels gelangen wir auf einen Wiesenstreifen, gesäumt gegenüber von einem Waldrand. Meine Verwunderung steigert sich. Dann erkenne ich einen See, wenige Schritte zwischen den Bäumen hindurch.

Wir stellen die Taschen auf der Wiese ab. Mit wenigen Handgriffen leert Regina sie und wirft die Badetücher aus.

Dann fasst sie mit beiden Händen in den Stoff ihres Kleides, zieht es über den Kopf und steht nackt vor mir. Ich sehe sie an – bewundere sie. Zum ersten Mal wird mir ihre Haarfarbe bewusst.

Sie streckt mir eine Hand entgegen.

„Komm. Lass uns schwimmen.“

Ihre Worte, ihre Stimme rauschen in meinem Kopf. Außer dem Flüstern der Maisblätter vernehme ich nichts. Nur die Sonne sieht uns.

E N D E

Fremdkörper

1

Dicht und leicht wie Daunen taumelten die Schneeflocken herab. Cecilia war froh, den schweren Mantel und die festen Stiefel anzuhaben. Die Wischerblätter ihres alten Wagens hatten Mühe, ihr die Sicht freizuhalten. Schemenhaft erkannte sie umhereilende Passanten, die Mantelkrägen hochgestellt, die Köpfe eingezogen. Die Kirche vorne am Platz war vom Schneefall verschluckt. Schade. Sie mochte deren barocke Pracht.

Über vier Ampelphasen hinweg war sie nun schon kaum vorangekommen. Wann würde es endlich weitergehen und sie abbiegen können zu ihrem letzten Termin für diese Woche? Das Gespräch war für siebzehn Uhr vereinbart. Das könnte knapp werden. Sie griff nach dem Handy und tippte.

„Hallo Herr Schildkamp, wegen des Schneefalls verspäte ich mich voraussichtlich um 15 Minuten. Sorry.“

Grüße, Cecilia König, Fairfood Handels-AG‘

Culture Club, Do you really want to hurt me, dröhnte aus den Lautsprechern. Der Kassettenspieler war vermutlich das Einzige an dem Wagen, das noch einwandfrei funktionierte, dachte sie. In jedem Fall war ihr das Gerät das wichtigste Teil an ihrem Auto. Sie hörte noch immer die Musik ihrer Pubertät.

Eigentlich ein Jammer, dass die Rostlaube den fälligen TÜV nicht überstehen würde. Welch Glück, dass sie nächste Woche den neuen Wagen bekam. Ihren ersten Dienstwagen. Die Anstrengungen hatten sich gelohnt. Nie hätte sie geglaubt, mit nur einem Hauptschulabschluss und einer Lehre soweit zu kommen. Sie wippte zur Musik und hoffte, in vier Wochen bei solchen Tunes in das Jahr 2000 hineinzutanzen. Die Karosserie schwankte mit. Der Sound wechselte. Sade, Smooth Operator. Bei dem Song hat Felix sie zum ersten Mal geküsst – und leider auch nur dieses eine Mal.

Ungeduldig wartete sie auf Gelb und Grün. Noch bevor es grün wurde, schubste ein Aufprall von hinten ihren Wagen nach vorne. Der Sicherheitsgut einrastete sofort ein. „Der funktioniert also auch noch“, stellte sie lakonisch fest. Der Stoß war harmlos gewesen, sie dagegen schlagartig sauer. Jetzt würde sie endgültig zu spät zu Schildkamp kommen.

Noch bevor sie sich abschnallen konnte, klopfte es an der Seitenscheibe. Sie schob das Fensterchen auf. Draußen stand ein Typ. Er rief etwas in den Wind. Sie verstand Nichts. Von hinten hörte sie einsetzendes Hupen. Er trat zurück und ließ sie aussteigen. Sie ging zum Heck und spürte, dass er ihr folgte. Ihr war bewusst, dass die Heckklappe schon vor dem Aufprall diverse Dellen aufgewiesen hatte.

Welche der Beulen eben dazugekommen sein mochte konnte sie nicht ausmachen. An seinem Auto sah sie keinen Kratzer. Dafür erkannte sie, dass der Kerl nicht einfach einen Golf fuhr – sondern einen GTI. Dabei war er in ihrem Alter. Das Hupkonzert hielt an. Die Ampel stand auf grün. Schneeflocken umtanzten sie.

„Das macht nichts. Die Kiste kommt ohnehin auf den Schrott. Aus meiner Sicht müssen wir nichts regeln. Schöne Weihnachten“. Der Arme, dachte sie, er musste frieren, stand nur im Hemd da und hatte dünne Slipper an.

„Vielen Dank. Das ist sehr großzügig von Ihnen. Darf ich Sie wenigstens auf einen Kaffee einladen?“

„Keine Zeit, hab's eilig. Und ich glaube, wir sollten die Straße freimachen.“ Hörte der GTI-Schnösel die Huperei denn gar nicht?, wunderte sie sich, stieg ein und fuhr davon.

2

Justus sah zum Beifahrersitz. Dort lag die Mappe mit seinen Initialen: J. H. In der Zeile darunter stand: Wis-Mit. In der Mappe lag der Sachverhalt. Morgenfrüh erwartete die Anwältin, der er in der Kanzlei als Wissenschaftlicher Mitarbeiter zugeordnet war, den Entwurf eines Schriftsatzes.

Bis zweiundzwanzig Uhr würde er das hinbekommen, war er sich sicher. Anschließend würde er für das zweite Staatsexamen büffeln.

Er schaute in das dichte Schneetreiben, betrachtete den verrosteten roten Wagen vor sich und spürte den Druck, den er jedes Mal verspürte, wenn er an sein neues Auto dachte. Er wusste, was von ihm erwartet wurde. Wenn er schon nicht Arzt wurde wie seine Eltern und Großväter, dann sollte er wenigstens ein Prädiatsexamen abliefern. Vor drei Monaten hatten ihn seine Eltern mit dem GTI überrascht. „Vorschusslorbeeren auf das zweite Examen“, hatte sein Vater zum Besten gegeben. „Es war gerade eine kleine Kapitalanlage frei geworden. Da haben wir gedacht, so ein Wagen ist sicherlich eine gute Investition in deine Zukunft“, hatte seine Mutter ergänzt. Seither lastete der Wagen wie eine Tonne Stahl auf ihm.

Unruhig spielte er mit Kupplung und Gangschaltung, gleich würde es gelb und dann grün werden. Er legte den ersten Gang ein – und schon passierte es, er fuhr dem Wagen vor sich drauf. Die Rostlaube hüpfte nach vorne. So ein Mist, fluchte er. Er schaltete den Motor ab und die Warnblinkanlage ein. Darauf löste er den Gurt, stieg aus, ging zu dem Wagen vor ihm und klopfte an die Seitenscheibe. Das Fensterchen ging auf.

Er erkannte eine Frau und rief. „Entschuldigung. Ich hoffe, Ihnen ist nichts passiert. Natürlich komme ich für den Schaden auf.“

Er fror, hatte weder Jackett noch Mantel an, und nur dünne Lederschuhe. Die Frau schloss das Fenster. Er trat zurück, damit sie aussteigen konnte. Blonde Haare quollen unter ihrer Wollmütze hervor. Sie trug einen festen Wintermantel und schwere Stiefel.

„Cecilia“, hörte er sie sagen, und: „Wie konnte das denn passieren?“

„Habe mit der Kupplung gespielt“, bibberte er. „Tut mir leid.“

Sie nickte. Er folgte ihr, als sie zum Heck des Wagens ging. Gemeinsam sahen sie nach dem Schaden. Mit einer Geste winkte sie.

„Das macht nichts. Die Kiste kommt ohnehin auf den Schrott. Aus meiner Sicht müssen wir nichts regeln. Schöne Weihnachten“.

Er war verblüfft. Sie hätte mindestens tausend Mark herauschlagen können. Wer so eine Kiste fährt, kann einen Tausender sicher gut gebrauchen. Obwohl er keine Zeit hatte, bot er ihr an, sie auf einen Kaffee einzuladen – als eine kleine Entschädigung. Die Frau winkte aber erneut ab, erwähnte, es eilig zu haben, rief dann noch etwas, was er nicht verstand, stieg ein und verschwand im Schneegestöber.

„Freitag“, jubelte Cecilia. Bald würde sie den letzten Termin für die Woche hinter sich haben. Sie spürte die Spätsommersonne, die durch das offene Schiebedach hineinschien im Gesicht, und sah zu den gelben Zwillingstürmen der Kirche vorne am Platz. Vor dem stahlblauen Himmel leuchteten sie wie Gold. Nur zu öde, dass die Straße wieder Mal verstopft war. Dass sich ihre Kolonne an der Reihe links von ihr stetig vorbeischoob – bis auch sie wieder stehenbleiben musste – war ihr nur ein schwacher Trost.

Der Fahrer des Wagens, neben dem sie jetzt stand, öffnete die Beifahrerscheibe und gestikulierte zu ihr herüber. Was wollte er? Sie ruckelte an der Tür. Sie war fest verschlossen. Dann sah sie ihn eine Kurbelbewegung machen. Sie drückte den Schalter und ließ das Fenster herunter.

„Hallo. Sind Sie nicht Cecilia? Erinnern Sie sich an mich? Ich bin Ihnen kurz vor Weihnachten, dort vorne an der Ampel“, er deutete voraus, „aufgefahren.“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, fragte er nach dem roten Auto und fügte hinzu: „Einen schicken Wagen fahren Sie da jetzt.“

Cecilia war sich sicher, dass sie ihn im Vorbeigehen nicht erkannt hätte. Aber sie erkannte seine Stimme wieder.

„Hallo. Ja. Ich bin es. Wie geht es Ihnen. Und wie geht es GTI?“

„Beiden geht es gut. Ist das hier Ihre Stammstrecke?“

„Nur jeden zweiten Freitag. Ich bin auf dem Weg zu meinem letzten Termin. Dann ist endlich Wochenende.“

„Darf ich Sie danach zum Abendessen einladen? Die Zinsen auf den ausgefallenen Kaffee im Dezember haben sich sicherlich schon zu einem Abendessen akkumuliert.“

Der GTI-Schnösel war ja richtig spontan, und witzig war er auch. Und irgendwie sah er viel besser aus, als sie ihn in Erinnerung hatte.

„Warum eigentlich nicht.“ Für den Abend hatte sie nichts vor.

Die Fahrzeuge vor ihr bewegten sich weiter und sie musste eine Lücke aufreißen lassen, um auf seiner Höhe zu bleiben. „Ich könnte ab zwanzig Uhr.“

Sie hörte ihn einen Namen rufen. Es war nicht seiner, sondern der eines Gartenlokals, das sie kannte. Sie hob den Daumen und schloss zu dem inzwischen vorausgefahrenen Wagen auf. Seinen Namen wusste sie weiterhin nicht.

Die oberste Visitenkarte fühlt sich gut an. Der Stapel lag in einem Kästchen. Justus glitt mit zwei Fingerkuppen darüber. Sein Name stand im oberen Drittel, mittig. Darüber, dezent das elegante Logo und der Name der Kanzlei. Unter seinem Namen stand: Rechtsanwalt. Heute früh hatte er das Päckchen zusammen mit dem Arbeitsvertrag bekommen. Es hatte sich also gelohnt, während des Referendariats an so manchen Wochenenden in der Kanzlei an Schriftsätzen zu arbeiten. Er fand, dass er ein bisschen stolz sein durfte und überlegte, mit wem er heute Abend schon mal anstoßen könnte. Morgen Abend würde er das Ende des WG-Lebens und den Einstieg in das Berufsleben in großer Runde feiern. Alles angehende Juristinnen und Juristen würden kommen. Nur Benedikt, Roxanas Freund, war Arzt.

Aber statt bald schon mal mit jemandem auf die Übernahme in die Kanzlei anzustoßen, stand er im Stau, noch dazu in der falschen Spur. Die Kolonne rechts, schob sich ständig an ihm vorbei. Kurz dachte er an morgen. Vormittags würde er die Einkäufe erledigen müssen. Auch die Getränke für dreißig Leute. Eine elende Schlepperei würde das werden. Für einundzwanzig Uhr hatte er vierzig Pizzen bestellt. Wenigstens dieser Luxus musste sein.

Er sah nach rechts. Die kannte er doch. Der war er doch im Dezember auf ihre Schrottbeule aufgefahren. Die war irgendwie komisch gewesen, hätte einen Reibach aus der Bagatelle machen können. Den Kaffee wollte sie dann auch nicht. Einen schicken Wagen fährt sie jetzt. Dann stellte er fest, dass sie sein Alter war. Er hatte sie älter in Erinnerung. Er drückte den Knopf um die Scheibe auf der Beifahrerseite herunterzulassen und deutete ihr an, ihr Fenster zu öffnen. Stattdessen sah er sie an der Fahrertür ruckeln. Mann, so doof kann man doch gar nicht sein. Er versuchte es mit einer Kurbelgeste. Darauf glitt ihr Fenster herunter.

„Hallo. Sind Sie nicht Cecilia? Erinnern Sie sich an mich? Ich bin Ihnen kurz vor Weihnachten, dort vorne an der Ampel, aufgefahren. Was ist aus dem alten roten Auto geworden? Einen schicken Wagen fahren Sie da jetzt.“

Während sie redeten, beobachtete er, dass Cecilia eine Lücke vor sich aufreißen lassen musste, um auf seiner Höhe zu bleiben. Das schien sie nicht zu irritieren. Seine spontane Einladung zu einem Abendessen nahm sie ohne zu zögern an. Er rief ihr den Namen eines Lokals zu. Darauf hob sie den Daumen und fuhr los, um die Lücke vor ihr zu schließen. Ganz schön cool, die Lady. Jetzt hatte er jemanden, um heute Abend schon mal anzustoßen.

Er freute sich – aber nur kurz. War es nicht reichlich beliebig, mit dieser Cecilia anzustoßen? Sie kannten sich doch gar nicht – und würde sie überhaupt kommen?

5

Sie war zu früh, hatte aber keine Lust, die Zeit mit einem Spaziergang in der Umgebung zu überbrücken. Im Garten des Lokals suchte sie sich einen Tisch aus und kaum saß sie, stand er vor dem Tisch.

„Hi“, begrüße sie ihn. „Komm, setze dich.“

Er setzte sich.

„Toll übrigens, dass du nach so langer Zeit meinen Namen noch wusstest“. Sie duzte ihn. Warum, wusste ich nicht. „Ich weiß nicht mehr, wie du heißt.“

„Justus.“

„Und was macht Justus, wenn er nicht gerade Autos demoliert?“ Mit einem unschuldigen Lächeln versuchte sie die freche Bemerkung zu entschärfen.

„Lass uns was bestellen. Dann erzähle ich dir alles,“ schlug Justus vor. Sie stutze. Was Alles? Vielleicht wollte sie dieses Alles gar nicht wissen.

Ohne sie nach ihrem Wunsch gefragt zu haben, bestellte Justus zwei Gläser Champagner.

„Gibt es etwas zu feiern? Immerhin Champagner.“

Der Kellner kam mit zwei Gläsern und einer Flasche und schenkte ein.

6

„Heute war mein erster Arbeitstag nach dem Studium. Darauf stoßen wir an.“

Sie erhoben die Flöten. Cecilia legte den Kopf schräg und nickte ihm zu. „Gratulation.“

Als sie das Glas wieder absetzte, lag Glanz und ein Lächeln auf ihren leicht geöffneten Lippen, die ungeschminkt waren. Er fand es attraktiv.

„Ich bin frisch gebackener Jurist und seit heute in der Kanzlei angestellt, in der ich während des Referendariats gearbeitet habe. Jetzt bin ich offiziell Teil des Teams. Mit Vertrag und Visitenkarten.“

„Bekomme ich eine?“

„Was eine?“

„Na, eine Visitenkarte. Bekomme ich eine?“

Zum ersten Mal überreichte er eine Visitenkarte und spürte seinen Stolz. Er beobachtete Cecilia die Oberfläche mit schlanken Fingern befühlen. Ihre Nägel waren unlackiert. Auch das gefiel ihm.

Dann sah er sie die Karte wenden und wieder auf die Vorderseite drehen.

„Gehört bei so einer Kanzlei nicht immer ein Doktor-Titel dazu?“

„Stimmt. Drei Jahre habe ich für die Dissertation. Steht so im Arbeitsvertrag. Das sollte klappen.“

Cecilia entschuldigte sich, stand auf und ging in das Lokal. Er sah ihr nach und erkannte, wie groß sie war. Fast einen Meter achtzig musste sie sein. Sie trug weiße Sneaker. Mit hohen Absätzen war sie vielleicht größer als er.

„Und was machst du?“, fragte er, nach dem Cecilia zurückgekommen war und ihm gegenüber saß.

7

„Etwas eher Bodenständiges. Nichts mit akademischem Hintergrund. Ich bin in einem Heim aufgewachsen. Die Äbtissin gab mir den Namen Cecilia. Das steht für ‚die Himmlische‘ oder auch ‚die Blinde‘, denn meine Herkunft ist unbekannt. In dem Heim wurde nicht viel geredet. Und wenn doch, in kurzen Sätzen und einfachen Worten. Meist waren es Anweisungen oder Tadel. Es war keine liebevolle Welt. Die Schwestern hatten das Bestreben, uns baldmöglich auf die eigenen Füße zu stellen. Aber immerhin durfte ich den Qualifizierten Hauptschulabschluss machen. Bei einer Discounterkette habe ich dann eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau durchlaufen und bin anschließend dageblieben. Schritt für Schritt habe ich mich hochgearbeitet.“

Seit kurzem bin ich Regionalleiterin Süd. Ich leite eine der umsatzstärksten Regionen. Die anderen Regionen werden von Männern ab Ende dreißig, meist älter und meist mit Studium, geführt.“

Sie sah Justus an. Interessierte ihn das alles überhaupt? Justus machte eine Handbewegung, mit der er sie aufforderte, weiterzuerzählen.

„Mein Arbeitsumfeld ist praktisch geprägt. Tempo und die Gewährleistung der reibungslosen Abwicklung minuziös geplanter Abläufe sind meine Welt. Aus Schwankungen in den Tagesauswertungen ziehe ich Schlüsse auf Sand im Getriebe und reagiere, womit wir wieder beim Tempo und Zeitmanagement sind. An zwei bis drei Tagen pro Woche bin ich in meiner Region unterwegs, in den Märkten. Das alles ist ein ganz anderer Kosmos, als der einer Wirtschaftskanzlei.“

Konnte Justus mit ihren Erklärungen überhaupt etwas anfangen? Sie kannte diese Typen. Saßen in schicken Büros, waren eloquent und hatten zu allen Fragestellungen Lösungen parat. Sie fühlte sich unwohl und fragte sich, was sie hier eigentlich zu suchen hatte.

„Morgenabend feiere ich mit einigen Freunden meine Anstellung in der Kanzlei. Hättest du Lust, dazukommen? Ich würde mich freuen.“

Hatte Justus ihr Unbehagen gespürt und mit dem Themensprung ablenken wollen? Sie zuckte mit den Schultern. Fortan redeten sie über alles mögliche, nur nicht mehr über ihren und nicht über seinen Beruf. Als sie das Lokal verließen, begleitete er sie zu ihrem Fahrrad und wiederholte die Einladung für den nächsten Abend.

„Ich würde mich wirklich sehr freuen, wenn du kämst.“

„O.K. Ich komme gerne.“ Sie reichte ihm seine Visitenkarte. Sie hatte sie den Abend über in Händen gehalten.

„Bitte schreibe mir die Adresse auf die Rückseite.“

8

Am nächsten Vormittag sah sich Cecilia in einer Buchhandlung um und überlegte, welches Buch zu Justus passen könnte. Sie wandte sich an einen Verkäufer. Nachdem sie dem Buchhändler gesagt hatte, dass der zu Beschenkende als Anwalt in einer Wirtschaftskanzlei arbeitet, empfahl er *Die dunkle Seite des Mondes* von Martin Suter. Sie ließ das Buch als Geschenk einpacken.

Um zwanzig Uhr stand sie vor Justus Haus, orientierte sich auf dem Klingelbrett und drückte den Klingelknopf.

Ohne Rückfrage ertönte das Summen des Türöffners. Im dritten Stock ging sie auf den Lärm zu. Die Wohnungstür war angelehnt. Sie ging hinein. Im Wohnungsflur standen erste Gäste. Sie sahen kurz auf und führten ihr Gespräch fort. Einer sagte „Hallo“. Die Wohnung erschien ihr riesig für nur einen Studenten – mindestens drei Zimmer und eine geräumige Küche erkannte sie. Und die Räume war nur spärlich möbliert. Justus sah sie nicht. War sie hier richtig? Das Alter der Anwesenden passt jedoch zu Justus. Und der herrschende Dresscode entsprach ihren Erwartungen. Sie wusste, dass die Klamotten teuer waren ohne modisch zu wirken. Und fast alle trugen eine Brille. Auch die waren im Trend. Zwei der Frauen trugen wuchtige schwarze Gestelle, die anderen, wie Justus, filigrane Fassungen, in Gold oder randlose. Und noch etwas fiel ihr auf: Trotz ihrer flachen Ballerinas überragte sie fast alle, jedenfalls alle anwesenden Frauen.

Auf der Suche nach Justus ging sie in eines der Zimmer. In diesem Raum stand nur ein Bett. Sie verstand: Justus hatte die großzügige Wohnung, die er sich jetzt als gutverdienender Anwalt leisten konnte, erst jüngst bezogen und die Möblierung stand noch aus. Einstand ins Berufsleben und Wohnungseinweihung in einem. Wie praktisch.

Justus stand mit Roxana auf dem Balkon, als er durch das große Fenster Cecilia das Zimmer betreten sah. Er freute sich. Sie war der letzte Gast, der noch gefehlt hatte. Er hatte sich schon gefragt, ob sie vielleicht doch nicht kommt? Er entschuldigte sich bei Roxana und während er auf Cecilia zuing, fiel ihm auf, wie anders und eigen sie auftrat. Das wadenlange Blusenkleid in dunklem schilfgrün floss an ihr herab und schimmerte seidig. Die unteren Knöpfe waren offen. Bei jedem Schritt schlüpfte ein schlankes Bein bis übers Knie hinauf hervor. Das blonde Haar leuchtete wie Weizen. Unter den anderen Frauen stach sie regelrecht heraus.

„Willkommen, Cecilia. Schön, dass du da bist.“

Auf jede Wange gab er ihr einen Kuss. „Was darf ich dir zu trinken anbieten? Weißwein? Oder lieber Sekt? Oder ein Bier? Nur Wasser darfst du nicht sagen.“

„Gerne Weißwein.“

„Komm mit.“ Er ging voraus. In der Küche beugte er sich zum Kühlschrank herab und griff nach einer Flasche mit Wein. Als er wieder hochkam und vor Cecilia stand, wurde er abermals ihrer Größe gewahr. Sie waren knapp auf Augenhöhe.

Sie musste hohe Schuhe tragen. Später würde er nach den Absätzen sehen.

10

Nachdem Justus ihr das Glas Wein überreicht hatte, sagte er „Lass uns auf den Balkon gehen. Ich möchte dir jemanden vorstellen.“ Sie folgte ihm. Er ging wieder zu der Frau, mit der er auf dem Balkon stand, als sie das Zimmer betreten hatte.

„Cecilia. Darf ich dir meine Kollegin Roxana vorstellen. Die Fairfood Handels-AG gehört zu Roxanas Mandantenkreis.“

„Arbeiten Sie als Juristin in der Rechtsabteilung der Fairfood Handels-AG?“, fragte Roxana?

„Nein. Ich leite eine Region.“

„Ah. Im Vertrieb. Außendienst.“

Roxanas Tonfall sprach Bände.

Während des knappen Dialogs beobachtete Cecilia Justus das Geschenk auspacken. Er freute und bedankte sich – und erwähnte, von dem Buch gehört zu haben.

„Ich hole mir eben ein Glas Wasser“, sagte sie und ging, noch bevor Justus ihr anbieten könnte, das Wasser für sie zu holen. Ihr war nicht danach, weiter neben der Zicke Roxana zu stehen.

Während sie den Balkon verließ, hörte sie Roxana sagen: „*Die dunkle Seite des Mondes*. Für einen Anwalt in einer Wirtschaftskanzlei. Wie originell.“

In der Küche traf sie auf einen Mann, der nicht zur herrschenden Klasse zu gehören schien. Seine Locken waren zerzaust und seine Kleidung entsprach nicht dem uniformen Dresscode.

„Du bist kein Anwalt, oder.“ Sie hatte das nicht als Frage gemeint – und wunderte sich, ihn geduzt zu haben.

„Nein. Du sicher auch nicht.“

Sie nickte.

Beide lachten sie.

„Ich bin Arzt, heiße Benedikt. Ich bin der Freund von Roxana.“

Der Freund von Roxana. Erstaunlich. Sie hatten sich noch nicht lange unterhalten, als Roxana in die Küche kam. Sie tat, als sehe sie sich um und überlege, was sie trinken wollte. Sie schenkte sich aber nichts ein. Währenddessen hörte sie scheinbar desinteressiert zu – bis sie Benedikt mitten im Satz unterbrach.

„Leider muss ich Ihnen Herrn Dr. Bonenberger jetzt entführen. Ich muss ihn jemandem vorstellen.“

Sie zuckte mit den Schultern und entließ Benedikt mit einem Augenzwinkern. Wenig später sah sie die beiden abseitsstehen.

Roxana gestikulierte heftig und redete auf Benedikt ein. Der schwieg – den Blick zu Boden gerichtet.

Cecilia wurde klar, dass sie gehen wollte. Sie ging auf den Balkon, um sich von Justus zu verabschieden. Der begleitete sie in Richtung der Wohnungstür. Aber schon auf dem Weg wurde er von anderen Gästen in ein Gespräch gezogen. Sie ließ ihn zurück und winkte beim Hinausgehen. „Wir sehen uns“, hörte sie ihn in den Flur rufen.

Das glaube ich nicht, dachte sie. Hier gehöre ich nicht hin, hier habe sie nichts zu erwarten. Heute war ich hier ein Fremdkörper.

11

Sonntagmittag wachte Justus auf und spürte das Verlangen nach einer Kopfschmerztablette. Die letzten Gäste waren um fünf Uhr gegangen. Zumindest das wusste er noch. Er stand auf und sah sich um. Gute Geister hatten viele der Gläser in die Küche gestellt. Die Pizzakartons fand er auf dem Balkon aufgeschichtet vor. Die Aufräumarbeiten würden sich in Grenzen halten. Er war erleichtert. Für morgen hatte er einen Transporter gemietet, um die letzten Möbel in seine neue Wohnung zu bringen.

Damit würde das WG-Leben endgültig sein Ende haben, sann er und ging ins Bad.

Irgendwann fiel ihm Cecilia ein. Sie war früh gegangen. Hatte sie sich nicht wohlfühlt? Er würde sie anrufen und ein Wiedersehen vereinbaren. Ihm wurde bewusst, keine Telefonnummer von ihr zu haben. Auch ihren Nachnamen kannte er nicht, und er wusste nicht, wo sie wohnte. Dienstagfrüh rief er bei der Fairfood Handels-AG an. Gottlob war Cecilia die einzige Mitarbeiterin mit diesem Vornamen. Eine Verwechslung war ausgeschlossen. Da er ihren Nachnamen aber nicht wusste, bat ihn der Mann an der Zentrale um seine Kontaktdaten, die er Cecilia für einen Rückruf zuleiten würde. Nach dem Cecilia bis Freitag nicht zurückgerufen hatte, versuchte er es ein zweites Mal. Der Mann an der Zentrale versicherte ihm, das er Cecilia die Nachricht mit der Bitte um Rückruf zuverlässig übermittelt hätte. Cecilia rief ihn nie zurück.

12

Vier Jahre später sprach Cecilia ihn an, in einem Fairfood-Markt, der kürzlich um die Ecke seines Büros eröffnet hatte.

„Hallo Justus. Wie geht es dir? Ist deine Wohnung inzwischen möbliert?“

Er stutze. Dann begriff er.

„Nein und ja. Die Wohnung, in der wir damals gefeiert haben, war unsere Studenten-WG. Ich teilte sie mit zwei Freunden. Die meisten unserer Möbel hatten wir schon vor der Feier in unsere jeweiligen neuen Wohnungen umgezogen. Mit dem Fest habe ich nicht nur meine Anstellung in der Kanzlei gefeiert. Es war auch eine Abschiedsfeier vom WG-Leben. Seither wohne ich in einer Zweizimmerwohnung. Alleine für mich. Übrigens. Nach dem Abend habe ich zwei Mal versucht, dich über dein Büro zu erreichen. Schade, dass du dich nicht gemeldet hast. Du wirst deine Gründe gehabt haben.“ Er sah Cecilia kaum merklich nicken. „In jedem Fall würde ich mich immer noch freuen, dich zu einem gemütlichen Abend wiederzusehen. Oder würde das bei jemandem zu unbequemen Fragen führen?“

Er sah sie den Kopf schütteln – langsam und scheinbar nachdenklich.

„Dann wäre es wirklich schön, dich bald wiederzusehen“, bekräftigte er seinen Vorschlag, ohne zu wissen wie er ihn genau meinte.

Cecilia schwieg. Lag Skepsis in ihren Zügen? Er wagte einen letzten Vorstoß. „Wie wäre es mit Freitag, zwanzig Uhr? Das hätte Tradition. An einem Freitag bin ich dir aufgefahren. An einem Freitag waren wir um zwanzig Uhr in dem Gartenlokal verabredet.“

Jetzt lachte sie und nickte. „Also gut.“

„Gerne bei mir. Magst du Sushi?“

Sie nickte.

Auf die Rückseite einer Visitenkarte schrieb er seine Adresse und gab ihr die Karte. Cecilia gab ihm die ihre. Zu ersten Mal erfuhr er ihren Nachnamen und hatte jetzt ihre Kontaktdaten.

13

Jetzt also eine Zweizimmerwohnung, Küche, Bad – vielleicht ein kleiner Balkon. Für ihn alleine, hat er gesagt. Auf der Rückseite seiner Visitenkarte vergewisserte sie sich der Hausnummer. Dann warf sie einen Blick auf die Vorderseite. Das hatte sie bisher versäumt. Vor seinem Namen stand jetzt *Dr. jur.* und unter seinem Namen *Partner*.

Sie bog in die ruhige Straße in dem hippen Innenviertel, erkannte sanierte Altbauten und dazwischen moderne Häuser in ansprechender Architektur. In so einem wohnte er, stellte sie fest und parkte ein. Sie sah das Schild Anwohnerparkzone. In der Hoffnung, kein Knöllchen zu kassieren, schickte sie ein kurzes Stoßgebet gen Himmel.

Sie klingelte. Das Treppenhaus war elegant beige gestrichen. Im Spiegel im Aufzug streckte sie sich die Zunge entgegen. Warum? Sie wusste es nicht.

Im obersten Stock stieg sie aus. Justus erwartete sie, stand an den Rahmen seiner Wohnungstür angelehnt da. Er drückte sich ab und kam auf sie zu. Jetzt freute sie sich doch, gekommen zu sein. Zur Begrüßung hielt sie ihm die Wangen hin. Sie folgte seiner Geste, vorauszugehen. Die Wohnungstür schloss sich mit einem satten Ton. Das Entree war großzügig, mit Natursteinboden und Einbaugarderobe, in der Justus ihre Jacke hängte. Eine schmale Tür war das untrügliche Zeichen für die Gästetoilette. Mit einer Handbewegung bat Justus sie, durchzugehen. Sie betrat einen offenen Raum – Wohnzimmer und Esszimmer in einem. Auf den zweiten Blick erkannte sie im Hintergrund die in Dämmerlicht getauchte Küche. In die andere Richtung sah sie hinter einem deckenhohen Regal als Raumteiler einen Schreibtisch. Darauf Bluetooth-Maus und -Tastatur, und ein Bildschirm. Dahinter ein Lederdrehstuhl mit hoher Rückenlehne. Im Neunziggradwinkel ein Sideboard mit Drucker. Alles in Schwarz, alles makellos leergeräumt.

Die einzige weitere Tür musste ins Schlafzimmer führen, das Badezimmer en Suite dahinterliegen. Eine andere Tür gab es nicht. Der Balkon war eine Terrasse. So hatte sie sich eine Zweizimmerwohnung, die ein Junganwalt anlässlich seiner ersten Anstellung bezogen hatte, nicht vorgestellt.

Vielleicht war bei Justus' Eltern zufällig wieder mal eine kleine Kapitalanlage fällig geworden und sie hatten in seine Zukunft investiert. Sie ermahnte sich ob ihres Sarkasmus.

Das prasselnde Feuer im Kamin tat ihr gut. Sie fröstelte.

Du siehst gut aus, gereift, aber auch angestrengt, stellte sie für sich fest. Das Berufsalltag schien Tribut zu fordern. Er trug keinen Ehering und sie erkannte keine Spur einer Frau, die hier ein- und ausging.

14

„Nimm bitte Platz“, forderte er sie auf und sah sie an. Sie sah toll aus in der Hose aus schwarzem feinem Leder, der khakifarbenen Seidenbluse und mit dem breiten dunkelbraunen Flechtgürtel. Die Ballerinas streifte sie ab und zog die Beine aufs Sofa hoch. „Bitte bediene dich.“ Er deutete auf die Sushi-Platte, die auf dem niedrigen Tisch zwischen ihnen stand. „Weißwein?“, fragte er und sie nickte. Zu Sushi bevorzugte er Bier – aus der Flasche.

„Warum bist du damals so plötzlich und so früh gegangen?“, fragte er.

„Erinnerst du dich an die Schilderung meiner Kindheit in dem Heim. Es war eine Umgebung, in der mit Worten sparsam umgegangen wurde.“

Und wenn, wurde Klartext geredet. Meine Art, mit Menschen umzugehen, ist gänzlich anders, als ich das an dem Abend in deiner WG erlebt habe. Ich kommuniziere ohne Drama und Theatralik. Frage Roxana, für sie war ich ein Fremdkörper, ein Eindringling in euer Universum. Da gehörte ich nicht hin – und gehöre auch heute nicht dahin.“

Er verstand Cecilia. Als er Roxana einige Tage nach der Feier begegnet war, hatte sie ihn aufgebracht gefragt, woher er denn zu dieser Vertriebstussi hatte.

„Ich war dann einigermaßen überrascht“, fuhr Cecilia fort, „als ich deine Bitte um Rückruf im Büro vorfand. Ich hatte vermutet, dass der Abend auch dir gezeigt hätte, dass ich nicht in deine Welt passe.“

Ihr langes, blondes Haar lag offen über ihre rechte Schulter. Sie sah wirklich toll aus, sogar besser als damals, dachte er. Aber mehr als ihr Aussehen beeindruckte ihn ihre Selbsteinschätzung und die Konsequenz, mit der sie sich seinen Versuchen zur Kontaktaufnahme verweigert hatte.

Cecilia sah ihn mit einem fast stechenden Blick an. Sie hielt den Blick – bis sie plötzlich aufstand.

„Ich glaube, es ist besser, wenn ich gehe. Ich hätte nicht kommen sollen. Nichts hat sich seit damals geändert. Das alles hier,“ mit den Armen zog sie einen weiten Bogen, „und deine Frage und meine Antwort, haben mich gerade eben daran erinnert.“

Sie schlüpfte in die Ballerina.

Als er im Fairfood-Markt die Einladung für den heutigen Abend ausgesprochen hatte, war das ein abermaliger Versuch, mit Cecilia wieder und vielleicht näher in Kontakt zu kommen.

„Wie du meinst“ – gab er auf.

Im Entree hielt er Cecilia die Jacke hin. Anschließend begleitete er sie nach unten zu ihrem Wagen. Als sie vor einem größeren Modell stehenblieb als dem zuletzt gefahrenen, wusste er, dass sie in der Hierarchie ihrer Welt erneut aufgestiegen war. Er freute sich für sie.

Cecilia verabschiedete sich rasch. „Es tut mir leid. Wirklich. Ich hätte nicht kommen sollen.“

Er nickte nur, sagte „mach’s gut“.

Sie stieg ein und fuhr ab. Er sah den Rücklichtern nach, bis Cecilia abbog und seinem Blick entschwand.

E N D E

Fischessen

Ein ziemlich wahrer Kern

1

Ich warf einen letzten Blick in den Kofferraum: Die Tasche mit den Klamotten, die Fressalienbox mit Dosen vom Discounter – Gulasch, Linsensuppe, Würstchen, Tomaten, Nudeln. Zudem Salz, Pfeffer, Öl, Kaffee, Kerzen – eigentlich Grablichter. Außerdem zwei Bierkästen und ein Zapfkarton mit Rotwein. Alles war da. Auch das Wichtigste: die Mappe mit den Büchern für den Lern-Endspurt zum Examen. Es war an der Zeit, dass ich mein eigenes Geld verdiente. Auch mein alter Herr hatte kürzlich etwas in diese Richtung anklingen lassen.

Im Internet hatte mich die Werbung für ein Ferienhaus, ein Tiny-House, zu einem sensationellen Nachsaisonpreis angeblinkt. In der Beschreibung hieß es, das Häuschen stehe in absoluter Ruhelage auf einer Klippe und besteche mit Meerblick. Einziger Wehmutstropfen waren die über zweitausend Kilometer Fahrstrecke, die nun vor mir lagen. Aber das hatte mich nicht abgeschreckt, und ich buchte vier Wochen – in der Annahme, es wäre der ideale Ort, um ungestört auf die Prüfung zu lernen. Ich ahnte nicht, welche Prüfung tatsächlich auf mich warten würde.

Ich sog den Spätsommerduft ein. Genauer gesagt, den des ersten Septembers. Nur noch wenige Vögel waren zu hören. Bald würden die letzten Schwärme aufbrechen – in den Süden, so wie ich jetzt. Ich setzte mich in den Wagen und schaute in den Rückspiegel. Meine kaum zu bändigenden dichten schwarzen Haare standen noch zerzauster ab als sonst. Ich schnallte mich an und startete den Motor.

Nach einer Übernachtung auf halber Strecke erreichte ich mein Ziel gerade noch rechtzeitig, um in einem Laden für Stroh Hüte, Sonnencreme und Bodybords den Schlüssel für das Tiny House entgegenzunehmen. Der Ort war überschaubar. Die Häuser waren niedrig und manche standen schief. Um den mit Kopfsteinen belegten Hauptplatz dösten in der Abendsonne ein Café, zwei Restaurants und eine geschlossene Bar. Die Tische unter den Schirmen waren leer. Kellner lehnten scheinbar gelangweilt an Türstöcken und riefen einander etwas zu. Ihre Stimmen klangen heiser.

Bis zum Tiny-House waren es drei Kilometer die Küste entlang. Das Dutzend baugleicher Häuschen lag in einem Pinienhain. Aber bevor ich das Auto ausräumen würde, wollte ich mich orientieren. Ich rollte die Hosenbeine hoch und ging barfuß den Weg von der Klippe hinunter zum Strand. Der Sand war fast noch heiß.

Ich lief in Richtung des Ortes, in dem ich den Schlüssel abgeholt hatte. Nach einer Viertelstunde fiel mir auf, dass außer mir fast niemand unterwegs war. Irgendwann kam ich zu einem Strandrestaurant. Es war das einzige weit und breit. Auf der mit Bambusmatten beschatteten Holzterrasse saßen nur wenige Gäste. Richtig, Saisonende, fiel es mir wieder ein. Ich kehrte um, ging unterhalb der Klippe, auf der meine Kemenate stand, vorbei und lief weiter – auf der einen Seite das Meer, auf der anderen Dünen. Am Horizont erspähte ich ein weiteres Wäldchen – und nirgendwo eine Menschenseele.

Ich bewohnte das Häuschen mit der Nummer vier. Die Behausung war geräumiger, als ich es mir vorgestellt hatte. Die Kleidertasche schob ich unausgepackt unters Bett. Die Lebensmittel verstaute ich in der Küche. Den Esstisch kürte ich zu meinem Schreibtisch und reihte die Bücher auf der Eckbank auf. Der Endspurt konnte beginnen, dachte ich. Als ich wieder nach draußen schaute, war es dunkel.

Mit einem Bier in der Hand trat ich an die Kante der Klippe und schaute übers Meer. Das Wasser war bleiern. Auf jedem Scheitel der anrollenden Wellen legte das Mondlicht einen silbrigen Streifen. Der zersplitterte, wenn die Brandung donnernd auf den Strand aufschlug. Eine Zeitlang beobachtete ich das Zerklirren.

Als ich mich umdrehte um zurückzugehen, durchschnitt ein einziges Licht das Dunkel der Nacht: Die Lampe über meinem Schreibtisch. Keines der anderen Häuser war bewohnt.

Wenig später lag ich im Bett und ich hörte der Brandung zu – bis mir klar wurde, dass *Tiny* für meine Hütte durchaus zutreffend war, aber *House* an Hochstapelei grenzte. Es war eine dünnwandige, hellhörige Bretterbude.

2

Zwischenzeitlich ist es Mitte September und der Sommer scheint dem Herbst keinen Platz überlassen zu wollen. Jeden Morgen leuchtet der Himmel in milchigem Hellblau – bis ab mittags die Luft zu flimmern beginnt. Gleich am zweiten Tag habe ich Magdalena kennengelernt. Wir sitzen in dem Strandlokal, bis zu dem ich an meinem Ankunftstag gelaufen war. Ende des Monats schließt es und öffnet erst wieder Ostern. Auch heute habe ich Fisch gegessen und Magdalena hat mir dabei erneut aufmerksam zugesehen.

Den Strand entlang, unterhalb der Dünen, zu denen Magdalena gerade hinüberschaut, haben wir uns kennengelernt. Die Dünen sind inzwischen unser Versteck. Ich lag hinter einem Felsbrocken im Sand, und wollte ungestört lernen.

Dabei war nirgends jemand zu sehen gewesen, der mich hätte stören wollen. Über einem Buch bin ich dann eingeschlafen. Als ich wieder aufwachte, hörte ich ein Geräusch. Ich setzte mich auf, schaute auf die andere Seite des Brockens und sah sie – blond, braun-gebrannt, nackt.

Vor Schreck schrie sie auf – und sprang auf.

„Entschuldigung“, stammelte ich in der Landessprache.

„Mein Gott. Wie kannst du mich nur so erschrecken“, waren ihre ersten Worte – und griff nach ihrem Handtuch. Sie hatte auf Deutsch geantwortet.

„Tut mir leid. War nicht meine Absicht. Übrigens. Ich heiße Jan.“

„Magdalena“, maulte sie.

Magdalena hat die Fassung dann schnell wiedergefunden und wir kamen ins Gespräch. Sie erzählte, in Bonn Sprach- und Politische Wissenschaften zu studieren, mit dem Ziel Journalismus – und ergänzte „Derzeit habe ich Semesterferien und bin für einige Tage hier, um meine Eltern zu besuchen. Sie leben hier.“

Ich erzählte von meinem Holzhäuschen mit Meerblick auf der Klippe und meiner Mission: „Ich gehe davon aus, dass mich um diese Jahreszeit dort nichts und niemand vom Lernen abhalten wird.“

Magdalena nickte. „Ich kenne die Häuschen. Die sind vor Jahren aufgestellt worden. Während des Sommers herrscht da oben Hochbetrieb. Jetzt ist die Saison vorbei. Vielleicht bist du sogar der einzige Gast.“

Den restlichen Nachmittag redeten wir weiter. Magdalena gestikulierte, fixierte mich mit ihrem klaren Blick, und wenn sie lachte, blitzten ihre schönen Zähne. Wenn sie schwimmen ging, ließ sie das Handtuch achtlos zurück.

Irgendwann sagte sie „Ich möchte dich zum Abendessen einladen. Darf ich? Dort vorne.“ Sie deutete in Richtung das Strandrestaurant, in dem wir jetzt wieder sitzen. „Du müsstest aber Fisch essen. Das ist die Bedingung.“

Ich bedankte mich und nahm die Einladung an. Magdalenas lebendige Art gefiel mir. Und der Lernstoff würde einen Abend auch ohne mich auskommen. Irgendwann habe ich mich dann auf den Weg in mein Häuschen gemacht, habe geduscht, mich angezogen und bin den Strand entlanggelaufen zu dem Restaurant.

Magdalena erwartete mich. In einem Kühler stand eine Flasche Weißwein bereit. Nach der Vorspeise gab es gegrillten Fisch. Als ich begann, den Fisch zu filetieren und die saftigen und zarten Happen zu essen, verstummte Magdalena.

Sie ließ mich nicht aus den Augen. Zu meiner Verwunderung verfolgte sie jede meiner Handbewegungen und wie ich die Gabel zum Mund führte. Nach dem ich den letzten Bissen gegessen hatte, strahlte sie mich mit ihren üppigen Lippen an. Ihre Augen leuchteten und ihr Redefluss war nicht mehr zu bremsen.

Später machten wir uns auf zu einem nächtlichen Spaziergang – zunächst entlang des Wassers, dann durch die Dünen. Irgendwann standen wir zu meiner Überraschung vor meiner Hütte. Magdalena blieb und ich war bald froh, dass die anderen Unterkünfte unbewohnt waren – so hellhörig wie die Klausur war.

Von da an fiel mir das Lernen schwer.

3

Seit Magdalenas Abendeinladung zum Fischessen haben wir wiederholt in dem Strandrestaurant gegessen. Meine Espadrilles liegen unterm Stuhl und ich spüre die rauen Holzbohlen der Terrasse. Ein Windhauch streichelt um meine bloßen Beine. Gelegentlich hebt eine Böe den Sonnenschutz über unseren Köpfen an. Dann blendet mich das gleißende Sonnenlicht für einen Augenblick. Magdalenas Vorspeise waren gegrilltes Gemüse, Oliven und Peperoni. Sie ist die einzige Frau, die ich bisher kennengelernt habe, die ihre Peperoni selbst isst.

Auch heute verstummte Magdalena während ich gegrillten Fisch aß, und ihr Blick blieb wieder auf mich gerichtet, bis nur noch der Kopf und das Rückgrat mit den Gräten übrig waren. Warum sie das jedes Mal tut, bleibt ihr Geheimnis. Mir kommt es so vor, als bereite es ihr diebische Freude, mir dabei zuzusehen, wie ich das feine Fleisch genieße.

Inzwischen ist der Tisch leergeräumt. Nur unsere Gläser und die leere Weinflasche stehen noch da und halten die weiße Papiertischdecke fest. Träge Stille liegt in der Luft. Magdalena hat ihren Stuhl quer gestellt und sitzt im Profil zu mir da. Ich sehe sie an. Sie blickt den Strand entlang, herüber zu den Dünen, in denen wir, wenn wir keinen Ausflug in die Umgebung unternehmen, die Tage verbringen. Verschluckt von einer Sandkuhle und unsichtbar für die Welt, genießen wir dort Sonne und Wind. Gelegentlich schürzen wir uns Handtücher um, rennen über den Strand, und lassen sie fallen, bevor wir ins Meer springen. Eigentlich wären die Tücher nicht nötig. Fast nie ist irgendjemand am Strand. Meine Vorbereitungen auf das Examen habe ich in den Wind geschrieben und entschieden, ein Semester später anzutreten. Die Berufswelt wird auch noch ein weiteres Halbjahr ohne mich auskommen. Gedanken an die mahnenden Worte meines Alten Herren überlasse ich dem Wind.

Er wird es verkraften, mich noch ein paar weitere Monate zu finanzieren. Magdalena spricht nicht mehr davon, nur einige Tage bleiben zu wollen. Zusammen werden wir zurückfahren.

Magdalena dreht sich zurück zum Tisch. Mit beiden Armen reicht sie herüber und fährt mir durchs Haar. Dann hält sie meinen Kopf und sieht mir in die Augen.

„Heute erzähle ich dir eine Geschichte. Noch nie habe ich sie jemandem erzählt. Niemandem. Und die Geschichte handelt von Magdalena.“

4

Magdalenas Vater, er hieß Mateus, liebte die Arbeit auf seinem Kutter und die Fische, die er fing. Wenn er von der Arbeit auf dem Meer heimkam, nahm er mit seinen riesigen Händen die kleine Magdalena auf und warf sie in die Luft und Magdalena jauchzte vor Vergnügen. Anschließend umfasste er seine Frau Johanna und wirbelte sie im Kreis herum, so dass ihr blondes Haar flog. Wenn auch sie jauchzte, beugte er sich zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr, woraufhin sie lachte, den Kopf zurückwarf, nach seiner Hand griff und ihn ins Schlafzimmer zog. Wenig später vernahm Magdalena aufwallende Laute – und verstand bald, dass dies Laute der Freude waren.

Magdalenas früheste Erinnerung an ihre Mutter war deren Haar. Es war lange und dick und dicht, und leuchtete wie Gold. Kaum konnte Magdalena greifen, spielte sie mit den glänzenden Locken. Nur wenige hundert Meter trennten das Wohnhaus vom Meer und Magdalena verbrachte als kleines Mädchen mit ihrer Mutter unzählige Tage am Strand – zwischen Dünen und Wellen und unter endlosem Himmel. In der kalten Jahreszeit liefen sie die Wasserlinie ab und hielten Ausschau nach Treibgut. Sobald es warm wurde, badeten sie und bauten Seejungfrauen und Meeresmonster aus Sand, die sie mit Muscheln verzierten. Immer waren sie allein und unbekleidet. Der nächste Ort war zu Fuß fast eine Stunde entfernt und nie kamen jemand bis zu ihnen. Wenn sie im warmen Sand lagen und in den Himmel schauten erfanden sie Märchengeschichten zu den Wolkenfiguren über ihnen. Und natürlich beobachtete Magdalena das Meer und die Wellen, und wenn sie nicht über ihren Vater, der irgendwo da draußen auf seinem Kutter stand und Fische fing, redete, so dachte Magdalena oft an ihn.

Einmal in der Woche fuhr Magdalena mit ihrer Mutter zum Einkaufen in die Kreisstadt. Als Magdalena fünf war, anfang sie an, diese Fahrten spannend zu finden.

Wenn sie mit ihrer Mutter zwischen den schmalen, alten Häusern durch die Gassen lief oder Geschäfte betrat, entdeckte sie zunehmend, wie unterschiedlich die Menschen waren. Kinder. Männer und Frauen. Jung und alt. Groß und klein. Zierlich oder kräftig. Laut oder stumm. Und die unendliche Vielfalt an Haut- und Haarfarben. Und anders als ihr Vater, hatten manche Männer dicke Bäuche, und anders als ihre Mutter, hatte manche Frauen mächtige Brüste. Mit jedem Mal entdeckte sie neu Details. Als sie eines Tages wieder einmal mit ihrer Mutter im Sand lag und sie ansah und an die Menschen in der Kreisstadt dachte, erkannte sie, wie schön ihre Mutter war. Und wie weiß und ebenmäßig und seidig die Haut der Mutter war. Und in der Sonne leuchteten die langen Haare und die dicht bewachsene Scham noch goldener als sonst. Nach langem Nachdenken sagte Magdalena:

„Du bist die schönste Frau auf der Welt. So schön wie du möchte ich auch werden. Und so schöne Haare und so weiche Haut möchte ich auch haben, wenn ich groß bin.“

Nach einer Pause fragte Magdalena: „Wieso hast du eigentlich so weiße Haut?“

Joanna streichelte Magdalena über die Wange.

„Weil Milch in meinen Adern fließt.“

Magdalena dachte lange nach bis sie ahnte, dass das nicht stimmen konnte – fand die Vorstellung aber lustig und kicherte.

Joanna legte die wöchentlichen Fahrten in die Stadt so, dass die Einkäufe erledigt waren, wenn Mateus mit seinem Kutter in den kleinen Hafen einfuhr. Magdalena beobachteten ihn dann beim Sortieren des Fangs, und liebte es, ihm dabei zuzusehen, wie er jeden Fisch liebevoll aufnahm und nach Art und Größe auf die Kühlkisten verteilte.

Anlässlich Magdalenas sechsten Geburtstags Mitte März unternahmen ihre Eltern einen Ausflug mit ihr in die entfernte große Hafenstadt. Nie zuvor war Magdalena dort gewesen. Auf einem Kai erklärte ihr Vater ihr die großen Trawler.

„Die Männer, die auf diesen Schiffen arbeiten und Fische fangen, sind wochenlang auf dem Meer bevor sie irgendwann wieder nachhause zu ihren Familien zurückkehren.“

Bei der Vorstellung, ihr Vater würde nicht jeden Tag nachmittags nachhause kommen, bekam Magdalena Angst. Sie legte ihre kleine Hand in seine rechte und spürte Kraft und Geborgenheit. Und sie sah ihre Mutter beide Hände um den linken Oberarm des Vaters klammern und den Kopf an seine Schulter legen. Magdalena liebte ihre Eltern sehr.

Die Monate bis zum ersten Schultag hielt Magdalena vor lauter Erwartungen an die anderen Kinder kaum aus. Schnell freundete sie sich mit einigen Mädchen an. Fortan verbrachten die Freundinnen Sommer um Sommer endlose Stunden am Strand unterhalb Magdalenas Elternhauses und tobten umher. Als die Freundinnen in die Pubertät kamen entdeckten sie die Dünen als ihr Versteck. Dort stellten sie fest, wie unterschiedlich ihre Körper sich entwickelten, obwohl sie doch alle Mädchen waren. Und dort sprachen sie auch über Jungs.

Irgendwann wechselte Magdalena auf die weiterführende Schule in der Kreisstadt und übernachtete von Montag bis Freitag in dem angeschlossenen Internat. Ihre Mutter nahm Arbeit in dem neu eröffneten Fremdenverkehrsbüro im Ort an. Der aufkeimende Tourismus erforderte alle Hände. Wenn Magdalena freitags nach Hause kam, brachte der Vater die schönsten Fische mit. Sie begann ihm dabei zuzusehen, wenn er die Fische mit seinen mächtigen Händen fast zärtlich vorbereitete und nach dem Braten filetierte. Behänd zog er die Haut ab, entfernte die Flossengräten, hob die oberen Filets auf die Teller, hob dann das Grätenskelett mit dem Kopf ab und verteilte die unteren Filets. Das tat er ohne jede Hast und doch so flink, dass alle ihre Portion bekam solange das Fleisch noch heiß und saftig war.

„Woher weißt du, wie du mit den verschiedenen Fischen umgehen musst?“, fragte sie ihn eines Tages.

Der Vater überlegte und sagte schließlich: „Das liegt an meiner Liebe zur Schöpfung. Alle Meeresbewohner haben ihre einmalige Lebensform und Anatomie. Das gilt es, zu respektieren.“

Magdalena dachte nach. „Und Landtiere?“

„Da ist es genauso. Nimm die Bienen. Es gibt endlos viele Bienenarten. Die kleinste Art ist unter zwei Millimeter, die größte fast vier Zentimeter. Das ist zwanzig Mal größer. Es gibt Bienenarten, die als Einzelgänger leben, andere organisieren sich in Kolonien von nur einigen hundert. Wiederum andere leben in riesigen Bienenstaaten. Es gibt fleißige, soziale und aggressive Bienensorten, und solche ohne Stachel. Und doch sind sie alle Bienen“

„Und bei den Menschen?“, fasste Magdalena nach einer Weile nach.

„Da ist es ähnlich. So, wie jeder Mensch über eine einmalige Persönlichkeit und ein individuelles Aussehen verfügt, besitzt er eine eigene Anatomie. Nur wer diese Einzigartigkeiten erkennt und annimmt, wird Liebe erleben.“

Magdalena dachte an ihre Freundinnen, und wie unterschiedlich sich ihre Körper entwickelt hatten, obwohl sie doch alle Mädchen, inzwischen fast schon junge Frauen waren.

Aber was hatte das mit Liebe erleben zu tun?

Magdalena war sechzehn, da entdeckte sie den Bücherschatz ihrer Mutter. Nie zuvor hatte sie sich dafür interessiert. Kreuz und quer zog sie Bücher aus den Regalen und las Inhaltsangaben. Sie suchte nach Titeln, in denen Frauen und die Liebe im Mittelpunkt standen. Sie hoffte, so auch mehr über sich selbst zu erfahren – und vielleicht auch davon, worüber ihr Vater gesprochen hatte. Sie stellte eine Auswahl zusammen, die sie während der bald beginnenden Sommerferien lesen würde. Darunter waren Titel wie *Lady Chatterleys Liebhaber*, *Little Women*, *Madame Bovary*, *Nana* und *Erwachende Herzen*.

Am ersten Ferientag ging Magdalena mit einem Handtuch und *Bonjour Tristesse* zum Strand. Sie war allein. Touristen aus der neu eröffneten Ferienanlage in dem Pinienhain auf der Klippe verirrten sich nur selten bis zum Strandabschnitt unterhalb ihres Elternhauses. Sie begann zu lesen. Der Lebensstil des Mädchens, das nicht älter war als sie selbst, und dessen Gedanken, faszinierte sie. Aber irgendwann fiel es ihr zunehmend schwerer, sich auf die Entwicklung der Handlung zu konzentrieren. Immer wieder schweiften ihre Gedanken ab. Irgendwann blickte sie erst aufs Meer hinaus, dann zurück von wo sie gekommen war. Feiner Wind hatte ihre Spur im Sand verweht. Niemand könnte ihr folgen, sie ausfindig machen.

Aber wer hätte das schon sein sollen – ihr folgen und sie finden wollen?, grübelte sie. ‚Verschollen am Strand‘, fiel ihr ein. Wäre das ein Buchtitel? Vielleicht sollte sie im Leben etwas mit Schreiben machen? Sie schlug den Roman wieder auf und las weiter in den vergilbten Seiten. Nach weiteren Seiten war sie von den Ereignissen aufgewühlt, und sie begann sich zu fragen, wie es wohl wäre, einen Freund zu haben. Noch nie war sie mit einem Jungen ausgegangen, hatte noch nie einen Jungen geküsst. Gerne würde sie beides ausprobieren. Dass, was sie spüren und erfahren wollte, kannte sie nur von Liebesszenen und gelegentlichen Liebesakten in Filmen. Wann würde es bei ihr soweit sein?

Während sie den Gedanken nachhing, drang ein Ton, ein Winseln, aus den Dünen zu ihr. Ein Hund? Der Klang schwoll an. Sie legte das Buch zur Seite und sah zurück. Noch nie waren Geräusche von dort oben gekommen. Sie stand auf, lief über den Strand und erklimmte die Dünen. Vorsichtig schaute sie in die Sandmulde. Nichts. Dafür hörte sie das Gewinsel deutlicher. Gebückt schlich sie weiter. Am Rand einer Kuhle entdeckte sie zwei säuberlich aufgeschichteten Kleiderstapel: Rock, Bluse, Slip und BH. Daneben eine Shorts und ein T-Shirt. Das Gewinsel war jetzt ein Stöhnen.

Sie blickte auf und sah einen roten Haarschopf auftauchen und gleich wieder verschwinden. Abermals leuchtete der Schopf auf und tauchte ab. Jetzt robbte sie nur noch und schaute in die Kuhle. Das rote Haar gehörte einer Frau. Sie war nackt und hockte auf einem Mann. Auch er war nackt und lag auf dem Rücken. Die Frau bewegte sich – auf und ab. Magdalena konnte nicht wegsehen, war wie hypnotisiert. Auf und ab. Die Bewegung erschien ihr mechanisch. Auf und ab. Magdalena war klar, was da vor sich ging. Aber es fehlte jede Leidenschaft, wie sie das aus Filmen kannte. Zwei Tage später erhob sich das Gewinsel erneut, woraufhin Magdalena den Strand verließ

Für den nächsten Tag lud sie Sahra und Jonas aus der Schule ein, um den Tag mit ihr am Strand zu verbringen. Sie wollte die Zeit nicht wieder alleine dort verbringen. Abends grillten sie Fische, die ihr Vater mitgebracht hatte. Während des Essens beobachtete Magdalena, wie gewandt und zügig Sahra ihren Fisch zerlegte und genoss. Dagegen stocherte Jonas ungeschickt, ja geradezu grob und zögerlich in seinem Fisch herum. Es sah schrecklich aus, und der Fisch tat Magdalena leid. Das Fleisch musste längst erkaltet und trocken sein, dachte sie, und ihr wurde klar, dass Jonas nicht wusste, dass das Fleisch nur saftig blieb, solange es heiß war.

Tags darauf saß sie wieder alleine am Strand, auf den Knien ein neuer französischer Roman. Irgendwann wurde sie abgelenkt. Der Wind trug Rufe aus den Dünen zu ihr. Was war diesmal dort oben los? Sie legte das Buch *Erwachende Herzen* zur Seite, rannte hoch zu den Dünen und folgte den immer deutlicher werdenden Lauten. Sie sah ein Kleid, Bermudas und ein Poloshirt wie weggeschleudert im Dünengras verteilt. In einer Senke erkannte sie die Frau mit dem roten Schopf – und traute ihren Augen nicht. Alles war so anders als zuletzt, auch der Mann war ein anderer. Die beiden waren wie verknotet. Welches Bein, welcher Arm gehörte wem? Die Augen der Frau glühten. Der Mann sah die Frau mit gierigen Blicken an. Schließlich legte die Frau den Kopf zurück und stieß langgezogene Rufe aus.

Magdalena kroch erst rückwärts, dann lief sie über den Strand zurück zu ihrem Handtuch und dem Buch. Sie setzte sich. Aber statt zu lesen, blickte sie über das Meer zum Horizont. Nur wer die Einzigartigkeit eines Menschen und dessen individuelle Anatomie versteht, wird Liebe spüren und Liebe erfahren, hatte ihr Vater sinngemäß gesagt. Erstmals glaubte sie, den Sinn der Worte zu erahnen. Die beiden in der Kuhle verstanden die Weisheit jedenfalls, war sie überzeugt. Ihr Vater erschien ihr auf einmal wie ein weiser Mann.

„Jetzt kennst du Magdalenas Geschichte und die Wahrheit.“

Magdalena sitzt mir gegenüber. Stumm sieht sie mich weiter an. Stumm wie ein Fisch, geht es mir durch den Kopf. Ich sehe ihr in die wasserblauen Augen und sage:

„Der Fisch, das Symbol für das Leben, für Glück, Liebe und Fruchtbarkeit. Seit du die Weisheit eines erfahrenen Fischers verstanden hast, fungiert deine Einladung zu Fischessen als Anatomie-Prüfung – quasi als Eignungstest für deine Aspiranten. Richtig?“

Magdalena setzt ein unschuldiges Lächeln auf.

„Fische wollen genossen werden, solange sie heiß sind. Erkalte das Fleisch, wird es trocken und ungenießbar.“

„Womit du auch deinem Sternzeichen Fisch treu bleibst.“ Ich überlege zu sagen, welches Glück ich hätte, die Prüfung bestanden zu haben – lasse es aber. Beide haben wir Glück.

Wir halten den Blick. Dann stehen wir im selben Moment auf. Wir schieben die Stühle an den Tisch, verlassen die Terrasse, laufen den Strand entlang und entschwinden in die Dünen, wo uns fern der Welt nur der Wind erreicht.

Bezahlen dürfen wir nicht. Das Strandrestaurant gehört Magdalenas Eltern. Mit dem aufkommenden Tourismus hat Mateus seinen Kutter verkauft und lebt seine Liebe zu Fischen seither in der Küche aus.

E N D E

Das Leben erzählt die wunderbarsten Geschichten. Tatsächlich praktizierte Magdalena die Fischessen während ihres Studiums.

Dreifaltigkeit

1

Eduard freute sich. Der Smoking, eine Maßanfertigung, passte ihm immer noch. Nur einmal jährlich, zu den Festspielen, holte er das Kleidungsstück aus dem Schrank. Er rückte das blütenweiße Einstecktuch zurecht, betrachtete sich im Spiegel und nickte sich zufrieden zu.

„Mein lieber Eduard“, raunte er, „für deine dreiundfünfzig siehst du noch recht passabel aus.“

Mit dem Zeigefinger fuhr er unter den Hemdkragen entlang. Der lag durch die gebundene Fliege eng an. Er wusste genau, warum er seit langem im Alltag keine Krawatten mehr trug.

Er vergewisserte sich, dass er die Brieftasche und das Etui mit den Visitenkarten eingesteckt hatte. Auf dem Smartphone überprüfte er seinen Sitzplatz: Reihe sieben, Mitte. Seit Miriam mit ihrem Geliebten durchgebrannt war, genoss er wenigstens die Genugtuung, stets erstklassig zu sitzen. Einzelkarten in den vordersten Reihen waren immer verfügbar.

Er verließ das Hotel, überquerte den Theaterplatz und blickte nach oben. Würde es regnen? Egal – er freute sich auf die Premiere der Neuinszenierung.

Das Opernhaus betrat er erst knapp vor Vorstellungsbeginn. Er wollte den Lärmpegel im Foyer vermeiden. Der gehörte zu jenen Phänomenen, die Rauschen in seinem Gehör auslösen konnten.

Während er Richtung Zuschauerraum ging, vernahm er einzelne Wortfetzen. Dazwischen Klirren von Gläsern. Das Klingelzeichen ertönte. Kurz bevor er den Eingang zum Parkett erreichte traf ihn aus der Geräuschkulisse eine Stimme. Ihre Stimme. Die Stimme nahm ihm den Atem.

Ariane. Das konnte nicht sein. Ariane war tot – bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. In der Hoffnung, die Stimme nochmals zu hören, blieb er stehen. Es war ihm egal, dem einsetzenden Strom in den Zuschauerraum im Weg zu stehen. Er brauchte Gewissheit. Und da war sie wieder. Die Stimme. Ihre Stimme. Es musste Ariane sein. Sie lebte. Er sah sich um. Würde er sie erkennen, nach sechsundzwanzig Jahren? Es war so unerwartet passiert. Alles ging so schnell. Er sah in Gesichter.

Die Klingel ertönte zum dritten Mal. Er musste auf seinen Platz. Alle saßen bereits, als er zu seiner Reihe kam. Mit versteinerten Mienen erhoben sie sich wieder. Er verabscheute es, zu spät zu kommen.

Kaum saß er, ging auch schon das Licht aus. Er hätte gerne noch zwei Minuten gehabt, wenigstens eine, um sich auf die Aufführung einzustellen.

Aber der Dirigent kam bereits, verbeugte sich knapp, wandte sich dem Orchester zu und gab den Einsatz. Die ersten Noten der Ouvertüre spürte er mehr, als dass er sie hörte. Aber er wusste, dass es ihm ohnehin unmöglich sein würde, sich auf die Musik zu konzentrieren. Augenblicklich eilte er mit den Gedanken zu Ariane. Hatte er sich vielleicht doch getäuscht? Gut, er kannte Zwillingsgeschwestern, deren Stimmen waren selbst für ihre Mutter nicht zu unterscheiden gewesen. Ariane hatte aber keine Schwester gehabt. Stimmen waren wie Fingerabdrücke, einmalig. Es musste Ariane sein. Sie musste hier im Saal sein. Aber wie war das möglich? Wie ein Blitzlicht-Gewitter zuckten Erinnerungen vor ihm auf. Zusammen waren sie eingeschult worden. Er als Spätentwickler mit sieben. Später hatte Ariane eine Klasse übersprungen und mit siebzehn Abitur gemacht. Sie war sechzehn, als sie sich ineinander verliebten. Unbedarf und unbeholfen hatten sie sich dem Abenteuer Liebe genähert und waren bald mutiger geworden. Meist war es Ariane gewesen, die Neues ausprobieren wollte, so wie auf dem federnden Waldboden mit dem weichen Moos. Er war auf dem Rücken gelegen, ein Zapfen hatte ihn wundgescheuert.

Die Musik schwoll an. Er wollte nicht an Arianes Eskapaden denken.

Und auch nicht an ihre Anziehungskräfte. Tag und Nacht, mit Haut und Haaren, hat sie ihn wahnsinnig gemacht. Ariane hatte ihn tief durchdrungen und auch später noch war er ihr lange ausgeliefert gewesen.

Nach seinem Abitur waren sie zusammengezogen. Er studierte Volkswirtschaft und im Nebenfach Kunstgeschichte. Ariane kam da ins dritte Semester Medizin. Im klinischen Abschnitt, war sie dann nicht nur durch ihre Leistungen aufgefallen, sondern durch ihr Aussehen auch dem Chefarzt. Er selbst hatte das erst bemerkt, als Ariane Hals über Kopf auszog. Von einem Tag auf den anderen hatte sie ihn sitzen gelassen.

Trotz all der vergangenen Jahren zog es ihm bei den Erinnerungen auch jetzt noch den Magen zusammen. Ein Paukenschlag schien ihn zu ermahnen, sich auf die Aufführung zu konzentrieren. Mein Gott – was hatte er sich auf die Inszenierung gefreut. Aber nichts davon war mehr übrig – und schon zogen weitere Erinnerungen hoch. Anlässlich von Ehemaligentreffen der Schule hatte er immer gehofft, Ariane wiederzusehen. Aber sie war nie aufgetaucht, und erfuhr er etwas über sie.

Seit sie ihn sitzengelassen hatte, war er überzeugt gewesen, dass sie für ihn unerreichbar bleiben würde – bis er eines Tages jenes Gemälde entdeckte.

Als er es sah, wusste er sofort, dass er es haben musste. Kaum hing das Bild bei ihm, spürte er die Kraft, es zu wagen, Ariane ausfindig zu machen.

Wenige Wochen nachdem er das Bild gekauft hatte, war ihm Arianes einstiger Kommilitone Martin über den Weg gelaufen. Er hätte ihn nicht wiedererkannt. Aber Martin hatte ihn erkannt. Aufgedunsen und schwitzend war der vor ihm stehengeblieben. Nach einem kurzen „Hallo. Und, wie geht’s so?“, hatte Martin ihm ein Gespräch aufgedrängt – mitten auf der Straße. Erst erzählte er, dass Ariane nie als Ärztin tätig geworden sei, sondern als Mitinhaberin eines Private Equity-Unternehmens reich geworden wäre. Dann faselte er von einem Verkehrsunfall, bei dem sie ums Leben gekommen war. Trotz all der verstrichenen Jahre hatte ihn diese Nachricht fast um den Verstand gebracht – und sein Plan, Ariane ausfindig zu machen, zersplitterte.

Das war fünf Jahre her. Wie passten Martins damalige Schilderungen damit zusammen, dass er eben Arianes Stimme gehört hatte? Oder konnte er sich doch nicht sicher sein, dass es tatsächlich ihre Stimme gewesen war?

Und Martin. Vor drei Monaten hatte er die Todesanzeige in der Zeitung gelesen. Kaum fünfundfünfzig war er geworden.

In der ersten Pause trieb ihn der Lärm im Foyer hinaus ins Freie unter die Arkaden. Obwohl es begonnen hatte, sanft zu regnen, war die Temperatur mild. Er lief den Gang herunter und kehrte am Ende um. Eigentlich hatte er im Programm lesen wollen, aber stattdessen dachte er mit jedem Schritt an Ariane.

„Eduard?“, hörte er seinen Namen. Damit war immer er gemeint. Kaum jemand hieß so. Und da war sie wieder – die Stimme, die er kannte wie keine andere. Er drehte sich um und sofort erkannte er sie. Zur Salzsäule erstarrt, blieb er stehen.

„A-riane – was für eine Überraschung.“

Er wusste, er würde kein weiteres Wort über die Lippen bekommen – und dass er gestammelt hatte.

„Sieh mich nicht so an. Ich bin doch kein Gespenst.“

Er versuchte sich zu fangen und nicht an die Geschichte von dem Unfall zu denken. Er streckte ihr die Arme entgegen. Er kam sich unbeholfen vor. Zu seiner Verblüffung umfasste sie ihn. Ihm war, als schmiegte sich Ariane an ihn.

Nachdem sie sich wieder von ihm gelöst hatte, sah er sie an. Sie sah umwerfend aus. Apart. Auf ihrem Antlitz lag ein zugewandtes Lächeln.

„Du siehst gut aus“, erlöste sie ihn aus seiner Erstarrung, „wirklich. Es scheint dir gut zu gehen. Das freut mich. Weißt du eigentlich – nein, woher solltest du auch – dass ich dich in den Medien verfolge? Immer wieder lese ich von dir, in Kunstmagazinen oder anlässlich großer Art Shows in der Tagespresse. Dein Wort hat Gewicht in der Kunstszene. Deine Karriere als Galerist im internationalen Kunstmarkt ist beeindruckend. Diesen Weg habe ich bei dir nie erahnt. Aber so ist das Leben eben. Voller Überraschungen.“

Wie Recht sie hatte, dachte er. Das Leben war wirklich voller Überraschungen. So wie gerade eben.

„Wollen wir uns in der zweiten Pause wieder hier treffen?“, brachte er gerade noch heraus.

Sie nickte zustimmend. Das Klingelzeichen zum zweiten Aufzug ertönte. Mit einigen Rückwärtsschritten entfernte sie sich und winkte kurz. Dann drehte sie sich um und ging. Er sah ihr zu, sah, wie sie sich entfernte – sah ihr nach. Das dunkelblonde Haar war wie früher dicht und lang. Es war zu einer Spirale eingedreht und hochgesteckt. Einige Haare ragten verspielt heraus. Bei jedem ihrer Schritte glitzerten ihre Pumps unter dem lichtgrauen Seidenkleid hervor, als seien sie mit hunderten Diamanten besetzt.

Er hatte sie größer in Erinnerung. Es war wohl ihre Persönlichkeit. Ariane gefiel ihm – noch immer, und rundherum.

Ariane bemerkte kaum, wie sich der Saal verdunkelte, Applaus aufkam, als der Dirigent vor das Orchester trat, und die Musik einsetzte. Sie war, als sie Eduard das Foyer durchqueren gesehen hatte, die ersten vier Stufen zu den Rängen wieder herunter und in seine Richtung geeilt. Als sie ihn fast erreicht hatte, war sie mit einer Dame zusammengestoßen, deren Glas daraufhin etwas überschwappte. Mehrfach hat sie sich bei ihr entschuldigt, obwohl diese betonte, es sei doch nur Wasser gewesen. Während dessen hat sie Eduard aus dem Augenwinkel beobachtet. Zwei Meter entfernt war er abrupt stehengeblieben. Durch den Zuschauerstrom von ihr abgeschnitten, hatte er sich umgesehen. Dann war er weitergegangen. Darauf musste sie sich beeilen, noch rechtzeitig auf ihren Platz zu gelangen.

Nicht einen Moment hatte sie daran gezweifelt, dass es nicht Eduard gewesen sein könnte. Auch nach der langen Zeit wusste sie, wie er aussah. Wenn sie Bilder von ihm in der Presse entdeckte, betrachtete sie ihn jedes Mal nachdenklich. Gelegentlich fragte sie sich sogar, was aus ihnen hätte werden können. Er sah noch immer gut aus – und jetzt auch interessant. Das Haar war voll wie einst. Und – Gottlob – er färbte nicht. Die grauen Strähnen machten ihn markant.

War Eduard alleine hier? Kam er jedes Jahr zu den Festspielen? Sie hatte ihn noch nie hier gesehen. Ihr fiel ein, diese Saison speziell für die heutige Premiere früher als sonst angereist zu sein. Jetzt war sie also mit ihm für die zweite Pause verabredet. Na ja, eine Verabredung konnte sie das guten Gewissens nicht nennen.

Eduard, dachte sie. Er war wieder aufgetaucht. Nach neunundzwanzig Jahren. Nein. Nach sechsundzwanzig. Einmal hatte sie ihn wiedergesehen. Ganz kurz. Und sie hatten kein Wort miteinander gesprochen. Sie war bei ihm hereingeplatzt. Eigentlich war sie in seine Wohnung eingedrungen. Was war das nur für ein peinlicher Auftritt gewesen.

Sie überlegte, was ihre frühesten Erinnerungen an Eduard waren, als sie gemeinsam die Grundschule besuchten. Ihre ältesten Bilder waren die, als die Jungs anfangen, den Mädchen die Röcke hochheben zu wollen. Zusammen waren sie dann aufs Thomas-Mann-Gymnasium gewechselt. Ein Jahr später übersprang sie eine Klasse und verlor Eduard aus den Augen. Und dann passierte es: auf einem Schulfest ein paar Jahre später. Sie sah ihn angelehnt dastehen. Eine Fußsohle an die Wand gestemmt, trank er aus einer Flasche. Immer wieder schaute sie zu ihm herüber, bis sie schließlich zum ersten Mal wieder miteinander sprachen.

Eine Stunde später verließen sie das Fest und gingen zu ihr nach Hause. Ihr Vater war lange ausgezogen, ihre Mutter zum Nachtdienst am Flughafen. Das Morgenlicht dämmerte, als Eduard ging. Mittags rief sie ihn an. Eine Stunde später fuhren sie mit den Rädern zum Steinsee. Als sie auf die Uferstelle zukamen, an der die halbe Schule lagerte, fuhr sie weiter und rief Eduard zu, er solle ihr folgen. Auf der anderen Seeseite, wo die Studenten lagen, stiegen sie ab. Dort tat sie was, was sie noch nie getan hatte: Wie die meisten Frauen zog sie nur die Bikinihose an. Am Abend, als sie zurückkamen, war ihre Mutter schon zur Nachtschicht fort. Fortan lauerte sie Eduard mit immer neuen Kapriolen auf.

Bei den Erinnerungen hätte sie in ihrer Loge am liebsten laut losgelacht. Vieles war damals anders gewesen. Sie reisten mit Schillingen, Lira, französischen Franc oder Peseten, und an den Grenzen mussten sie ihre Pässe vorzeigen. Für Museumsbesuche mussten sie keine Zeitfenster reservieren, sondern kauften Eintrittskarten, wann immer ihnen danach war. Auch die Sprache hatte sich verändert. Zu ihrer Zeit gingen sie in die Disco, heute ging man in den Club. In Clubs gingen damals nur alte Männer. Und früher haben sie gebumst. Heute wurde gevögelt. Ihr war wieder nach Kichern.

Sie bemerkte, dass ihr Platznachbar wieder zu ihr herübersah. Vor Vorstellungsbeginn hatte er sie mit einem überfreundlichen „Guten Abend“ angesprochen, doch sie hatte ihn ignoriert. Jetzt sprach er sie wieder an.

„Verzeihen Sie. Sehe ich es richtig, dass auch Sie alleine hier sind? Darf ich Sie zur Pause begleiten?“

„... zur Pause begleiten?“ Was sollte das denn heißen?, überlegte sie. Sie wollte nicht unhöflich sein, nickte und sagte, dass sie zunächst aber etwas zu trinken holen wolle. Der Herr machte keine Anstalten, das zu übernehmen. Als sie mit zwei Gläsern Champagner von der Bar zurückkam, fragte er sie, wohin sie gerne gehen würde – zum Lustwandeln?

„... zum Lustwandeln?“ Glaubte der Knilch, eines der Gläser wäre für ihn? „Unter die Arkaden.“ Ihre Antwort war spröde und sie hoffte, Eduard bald zu sehen. Sie wollte den Kerl so schnell als möglich loswerden.

4

Wenige Augenblicke, nachdem Eduard sich zum zweiten Akt gesetzt hatte, erklangen auch schon die ersten Töne. Es störte ihn nicht mehr, dass er sich kaum auf die Aufführung konzentrieren konnte.

Seine Gedanken gehörten dem unerwarteten Wiedersehen mit Ariane. Er hatte sich also nicht verhöhrt, sich nicht geirrt. Ihm spukte das Gerücht, Ariane sei tot, im Kopf herum. Wusste Ariane von dem Gerede?

Ariane – er konnte ihren Namen kaum oft genug denken. Ariane lebte. Sie sprühte vor Energie und Glanz. Schon lange hatte er sich nicht mehr derart lebendig gefühlt. Ein einziges Mal hatte er sie wieder-gesehen – drei Jahre, nachdem sie so abrupt ausgezogen war. Es war ein Sonntag, als es klingelte. Er hatte geglaubt, Lilli hätte beim Gang zum Bäcker den Schlüssel vergessen, woraufhin er nach dem Drücken des Summers die Wohnungstür einen Spalt offengelassen hatte. Aber statt Lilli stand wenige Augenblicke später Ariane vor ihm. Sie sah alles andere als gut aus – fahl, kraftlos, ohne jeden Glanz. Sekunden später sperrte Lilli die Tür auf und kam mit der Bäckertüte herein. Kein Wort war bis dahin zwischen Ariane und ihm gefallen. Als Ariane Lilli sah, sagte sie nur: „Wenn ich das gewusst hätte“, und ging. Nach all den Jahren hallte ihm der Satz auch jetzt noch in den Ohren. Er hat nie erfahren, was Ariane wollte.

In die Erinnerungen mischte sich augenblicklich Wut – über Martin. Und über sich selbst. Warum hatte Martin behauptet, Ariane wäre tot? Und obwohl er gewusst hatte, dass Martin ein komischer Vogel war, hatte er ihm geglaubt.

Was für ein Idiot war er gewesen, Martins Behauptung nicht zu überprüfen. Vielleicht hätten Ariane und er seit Jahren in Kontakt stehen können.

Er versuchte, sich abzulenken: Wie war Arianes Leben verlaufen? Und würde er jetzt erfahren, was sie an jenem Sonntag vor sechsundzwanzig Jahren wollte, der, nachdem sie gegangen war, so fatal endete? Er durchbrach die Gedankenspirale und versuchte sich in die Musik zu vertiefen.

5

Nach dem zweiten Akt betrat er ungeduldig den Laubengang, in jeder Hand ein Glas Champagner. Ariane entdeckte er sofort – und neben ihr einen Mann. Natürlich, dachte er, schließlich hatte sie mit jemandem gesprochen, als er ihre Stimme vernommen hatte. Der Blick des Mannes zu Ariane sprach Bände. Und klar, eine Frau wie Ariane bewegte sich nicht allein durchs Leben. Er ging auf die beiden zu und stellte sich dem Herrn vor. „Guten Abend. Eduard Winterfeldt.“ Derweilen jonglierte er mit den Gläsern, als wollte er fragen, ob jemand eines wollte.

„Der Herr ist mein Platznachbar und war so freundlich, mir Gesellschaft zu leisten, bis du kommst“, erklärte Ariane beiläufig.

Der Mann blickte irritiert drein und schaute zwischen Ariane und ihm hin und her. Dann verschwand er mit einer Drehung grußlos im Gedränge. Eduard war erleichtert, nun alleine mit Ariane sprechen zu können. Er sah Einvernehmen und auch Erleichterung in ihren Augen. Aber mit wem hatte Ariane dann gesprochen, als er ihre Stimme im Foyer gehört hatte? Er würde nicht fragen. Eines der beiden Gläser stellte er auf den Säulenfuß des Pylons, an dem sie standen. Ariane tat es ihm gleich. Mit den anderen Gläsern stießen sie an.

„Ich freue mich so, dich zu sehen.“

Während Ariane sprach, verspürte er in ihrer Stimme ein sanftes Vibrieren.

„Was war das für eine Überraschung, dich unter all den Besuchern im Foyer zu entdecken – bis du schnell verschwunden bist. Den ganzen ersten Akt über fragte ich mich, ob du es auch wirklich warst. Inständig hoffte ich, diesen Mann hier irgendwo wiederzufinden. Und siehe da – ich habe ihn gefunden. Den ganzen zweiten Akt über konnte ich mich nun freuen, dass du es wirklich bist.“

Sie hielt ihm ihr Glas entgegen.

Während sie die Gläser ein zweites Mal zum Klingen brachten, sah er in ihren grün-grauen Augen Goldeinschlüsse strahlen. Er schüttelte den Kopf, noch immer fassungslos über das unverhoffte Wiedersehen.

„Kurz bevor ich den Zuschauerraum betreten wollte, hörte ich deine Stimme. Ich war mir sofort sicher, dass du es warst – bist. Wie geht es dir und wo wohnst du? Ein paar Stichworte nur. Bitte.“

„Ich mache es kurz. Für die vollständige Version bräuchte ich einen Tag – oder besser eine Nacht. Mein Leben: Nach dem Medizinstudium einige Jahre als Augenärztin tätig gewesen; in Kontakt mit einem Mann aus dem Investmentbanking gekommen, der mir das Geschäft erklärte; zusammen gründeten wir ein Privat Equity-Unternehmen; vor einigen Jahren habe ich mich aus dem operativen Geschäft zurückgezogen und investiere heute lieber in Kunst als in Unternehmen, auch wenn ich das gelegentlich immer noch tue – in Unternehmen investieren; keine Kinder. Zum Wohnen: In ‚Mitte‘ bewohne ich eine Wohnung mit Blick über Berlin. Seit ich mich aus dem Tagesgeschäft verabschiedet habe, verbringe ich viel Zeit in meinem Haus in Südfrankreich; dort lebe ich umgeben von Olivenbäumen und Weinfeldern – und das Meer in Sichtweite. Du siehst: das Schicksal hat es gut mit mir gemeint. Und du?“

Die Glocke zum letzten Akt ertönte. Er zuckte mit den Schultern. „Zu spät. Hast du Lust, nach der Vorstellung auf einen Absacker zu gehen?“ Jetzt würde sich zeigen, ob Ariane alleine hier war. Er merkte seine Anspannung.

„Warum nicht. Gerne“, bestätigte sie das Angebot.

„Dann schlage ich vor, dass wir uns nach der Vorstellung wieder hier treffen. Einverstanden?“

Sie nickte. „Verrate auch du mir, bevor wir auf die Plätze gehen: Wo und wie lebst du? Zwei Stichpunkte.“

„Auch Berlin. Und in Köln.“

„Natürlich. Moderne Kunst. Da sind Berlin und Köln ein Muss. Ich glaube, wir müssen jetzt aber dringend auf unsere Plätze.“

Ohne dass Ariane lächelte, sah er ihr tiefes Wohlwollen. Auch als erwachsene Frau lagen mädchenhafte Züge auf ihrem Antlitz. Sie legte eine Hand auf seine Arme und gab ihm einen Kuss auf jede Wange. Er spürte die seidigen Lippen. Umwerfend.

Dann ging sie und er sah ihr wieder nach. Es war ihm jetzt gleichgültig, dass sich gleich alle in seiner Reihe nochmals erheben mussten, um ihn auf seinen Platz zu lassen.

Während des letzten Akts sezierte Eduard jedes ihrer Worte. Ariane hatte gesagt, dass er gut aussehe und dass sie ihn in den Medien verfolge und seine Karriere beeindruckend fände. Nichts davon hatte sie überzeugt, den Kontakt mit ihm zu suchen. Er ließ die Beschreibung ihres Lebens Revue passieren. Sie hatte einige Jahre als Augenärztin gearbeitet. Martins Narrativ, Ariane sei nie als Ärztin tätig geworden, war ebenso eine Mär wie seine Lüge über ihren angeblichen Unfalltod. Er spürte die Wut, die wieder in ihm aufstieg – aber dieser Mistkerl wäre seiner Wut nicht würdig, entschied er. Nur die Sache mit der Investmentfirma und Arianes Wohlstand schien zu stimmen. Sie hatte erwähnt, ein Pendelleben zwischen Berlin und Südfrankreich zu führen.

Kurz gelang es ihm, sich auf die Musik zu konzentrieren – bis sich eine Frage anschlich: Waren Ariane und der Mann aus dem Investmentbanking ein Paar? Vielleicht verheiratet? Oft, auch vor dem Erwerb des Bildes, hatte er erwogen, Ariane ausfindig zu machen. Jetzt wusste er, dass es besser gewesen war, es nie versucht zu haben. In Arianes Leben wäre kein Platz für ihn gewesen – dabei hätte er ihretwegen jede andere Frau bedenkenlos verlassen. Das Eingeständnis schmerzte ihn.

Der Beifall war frenetisch und wollte nicht enden. Das Publikum feierte die Solistinnen und Solisten, den Chor, die Dirigentin, und das Orchester. Es war aussichtslos, aus seiner Reihe herauszukommen. Dabei wollte er dringend los und Ariane wiedersehen. Er griff nach dem Smartphone und reservierte, den tosenden Applaus um sich herum, in einer Weinstube einen Tisch.

7

Der Regen hatte aufgehört, als sie über den Opernplatz in Richtung des kleinen Weinlokals schlenderten. Sie hakte sich bei Eduard ein und ließ sich von Eduard führen. Das Gehen mit ihren Pumps über die Pflastersteine war unangenehm. Im Lokal fühlte sie sich geehrt, als sie verstand, dass Eduard in der Kürze der Zeit einen Tisch reserviert hatte. Binnen Minuten füllte sich das Lokal mit festlich gekleideten Gästen.

Kulturtourismus – Big Business, wurde ihr mal wieder klar. Eine Kellnerin reichte Karten.

„Ich möchte nichts essen. Nur etwas trinken. Eduard, bitte suche du etwas aus. Und lass dich nicht stören, wenn du Hunger hast und iss etwas.“

Eduard bestellte eine Flasche Eppaner Weißburgunder.

„Wasser?“, fragte Eduard sie.

„Gerne. Bitte mit Kohlensäure,“ richtete sie an die Kellnerin. Sie lehnte sich zurück und musste erst einmal tief durchatmen. Darauf sagte sie:

„Was war das für ein Ritt. Wie hat dir die Vorstellung gefallen?“

„Soweit ich mich darauf konzentrieren konnte, gut.“

„Ist mir ähnlich ergangen. Mein Platznachbar ist übrigens nach der Pause nicht mehr aufgetaucht.“

Die Kellnerin brachte die Getränke. Eduard übernahm das Einschenken und sie stießen an.

„Jetzt aber zu dir. Du hast zwar erwähnt, in Köln und auch in Berlin zu wohnen. Aber das wie, und eventuell mit wem, hast du unterschlagen. Hast du gehofft, ich hätte das nicht bemerkt? Wie ging es weiter mit dir und der Frau, die mit einer Brötchentüte hereinkam, als ich dich überfallen hatte?“

Er sah ihren herausfordernden Blick.

„Nachdem du die Wohnung genauso plötzlich verlassen hattest, wie du auf einmal im Raum gestanden hattest, fragte mich die Frau mit der Brötchentüte – Lilli, meine damalige Freundin – sofort, wer du warst. Ich sagte, du seist Ariane. Lilli wusste um deine Rolle in meinem Leben – und geriet in helle Aufregung. ‚Warum hast du sie reingelassen?‘, schrie Lilli mich an.“ Ich erkläre, dich nicht reingelassen zu haben, sondern dass ich angenommen hatte, sie hätte geläu-

tet. Aber stattdessen seist eben du dagestanden. ‚Und was wollte die?‘, hatte Lilli aggressiv nachgehakt. Ich erklärte ihr, dass bis zu ihrem Eintreten kein Wort zwischen uns gefallen war, und ich daher nicht wisse, warum du gekommen warst. Lilli glaubte mir nicht. Ein Streit brach aus. Sie warf mir vor, nie von dir losgekommen zu sein, und dass sie jetzt verstehe, warum ich sie nicht heiraten würde. Nie zuvor war davon die Rede gewesen – wir wohnten noch nicht einmal zusammen. Rasend zog sie meinen Schlüssel von ihrem Bund und warf ihn mir vor die Füße. Dann war sie weg. Zwei Tage später rief mich Tanja, eine Freundin von Lilli, an – sie sollte Lillis Sachen abholen.

Damit war das Thema Lilli beendet. Vorläufig zumindest – bis mich Tanja ein Jahr später erneut anrief und erklärte, mich dringend treffen zu müssen. Es gäbe Wichtiges zu besprechen. Abends trafen wir uns in einer Kneipe und Tanja legte Fotos von einem Baby auf den Tisch. ‚Deine Tochter Beatrice. Lilli möchte nicht, dass du von dem Kind weißt – und schon gar nicht, dass du jemals etwas mit eurer Tochter zu tun hast. Sie will niemandem verraten, wer der Vater ist, auch später einmal ihrer Tochter nicht. Dich möchte sie damit bestrafen. Dass es keine Strafe für dich sein kann, solange du von Beatrice nichts weißt, sieht sie nicht.

Und dass sie ihre Tochter mit diesem Plan hintergeht, auch nicht. Lilli hat sich verrannt.’

Zunächst wusste ich nicht, wie mir geschah. In meiner Verblüffung warf ich ein, vielleicht gar nicht der Vater zu sein. Darauf gab Tanja mir ein Plastiktütchen. Darin, auf einem Wattestäbchen, eine Speichelprobe des Babys. ‚Lass einen Test machen. Das ist zwar nicht legal und das Ergebnis nicht gerichtstauglich, aber dann hast du Gewissheit‘, waren ihre Worte. Seit fünfundzwanzig Jahren bin ich Vater einer wunderbaren Tochter.“

„Uhhhh“, fiel Ariane ihm ins Wort, „da ruht schwere Schuld auf meinen Schultern. Eine zerbrochene Beziehung. Eine nicht erlebte Vaterschaft. Das tut mir unendlich leid.“

Er winkte ab. „Ich hätte Lilli nachlaufen und versuchen können, ihre Wut und Eifersucht zu besänftigen. Aber ich hatte keine Lust – weder auf das Beruhigen noch auf sie selbst. Nach der Trennung von dir war ich in meinem desolaten Zustand und aus einer Laune heraus die Beziehung mit Lilli eingegangen. Das war unverantwortlich von mir gewesen.“

„Stopp!“, unterbrach sie ihn wieder. „Wir haben uns nicht getrennt. Ich habe dich sitzengelassen.“

„Also schön. Aber mit dem Vorwurf, ich hätte die Trennung von dir nicht verarbeitet, hatte Lilli recht. Ich war ihr gegenüber unfair gewesen.“

Während Eduard sprach, bewunderte sie seine gepflegten Hände, die flach auf dem Tisch lagen.

„Der Gedanke, dass ich ein Kind habe, ließ mich fortan nicht los. Ich ließ mich beraten und erfuhr, dass meine Rechte als Vater, ohne Zustimmung der Mutter, gleich Null waren. Ich setzte auf Geduld und auf die Hoffnung, dass Beatrice und ich schon irgendwann zu einander finden. Und kam es auch.

Tanja begann, mir Fotos und später kurze Videos von Beatrice aufs Handy zu senden. Manchmal steckte Tanja mir per Kurznachricht den Spielplatz zu dem sie gingen, wenn sie als Patentante alleine mit Beatrice loszog. Dann sah ich meiner Tochter heimlich zu wie sie im Sand spielte, rutschte oder schaukelte. Es war aufwühlend. Mehr als einmal war ich versucht, mich wider aller Vernunft Beatrice zu nähern. Aber ich wollte das Kind nicht verstören. Vor allem wollte ich die Möglichkeit, Beatrice aus dem Verborgenen zu beobachten, nicht aufs Spiel setzen.“

„Warum hat diese Tanja das auf sich genommen? War sie in dich verliebt?“

„Überhaupt nicht. Als Patentante von Beatrice fand sie es einfach nicht richtig, wie Lilli mit dem Thema Vaterschaft umging. Anscheinend stritt sie sich darüber häufig mit Lilli. Als Beatrice vierzehn wurde, stellte Tanja schließlich Lilli vor die Wahl:

Entweder Lilli regelte den Kontakt zwischen Vater und Tochter jetzt selbst, oder sie würde das erledigen. Da gab Lilli den Widerstand auf. Heute wohnt Beatrice längst in ihrer eigenen Wohnung. Statt unerwünschten Unterhalt zu leisten, kaufte ich eine Wohnung und zahlte den Kredit über die Jahre ab. Zwischenzeitlich gehört die Wohnung meiner Tochter. Wir sehen uns häufig. Versäumte Erfahrungen können wir natürlich nicht nachholen. Das wissen wir beide. Aber wir können sehr gut und laut zusammen lachen und gemeinsam gut kochen. Einige Male schon hat sie mich auf Reisen zu meinen Galerien und auf Messen begleitet. Wir überlegen, ob sie in meinen Kunsthandel einsteigt.“

Sie genoss es, Eduard zuzuhören und hätte gern mehr von seinem Leben erfahren. Aber all die Nachrichten waren genug für heute. Sie spürte tiefe Erschöpfung.

„Ich bin hundemüde. Lass uns bitte gehen.“

Er bat die Kellnerin um die Rechnung und zahlte.

8

„Wenn es dir recht ist, begleite ich dich zu deinem Hotel.“

Ariane hakte sich wieder bei ihm ein und wies die Richtung. „Es ist nicht weit.“

„Nichts ist hier weit“, ergänzte er.

Die frische Luft tat ihm gut. Nachdem sie ein kurzes Stück gelaufen waren, wollte er es endlich wissen:

„Und du und der Investment-Mann? Wie ist euer Deal? Mag er keine Oper?“

Ariane blieb stehen und sah in den Nachthimmel.

„Warren ist vor vier Monaten gestorben.“

Ihre Stimme klang gebrochen. Den ganzen Abend über hatte er nichts bemerkt. Sollte er ihr sein Beileid aussprechen? Er war unsicher. Er hatte Warren nicht gekannt und wusste nicht, in welchem Verhältnis Ariane zu ihm gestanden hatte. In jedem Fall tat sie ihm leid.

„Warren hat seinen neunundfünfzigsten Geburtstag um wenige Tage nicht erreicht. Vor zwölf Jahren haben wir geheiratet. Du kennst das vielleicht: Aus einer Laune heraus verabredet man sich zu heiraten, wenn zu einem bestimmten Zeitpunkt keiner von beiden verheiratet sein sollte. An meinem vierzigsten Geburtstag gaben Warren und ich uns das Ja-Wort. Es war keine Liebesheirat. Uns verband tiefe Zuneigung, endloses Vertrauen und stummes Einverständnis im Geschäft. Es war eine Vernunft Ehe mit getrennten Schlafzimmern. Wir ließen uns unsere Freiheiten wie bisher.“

Ariane ging weiter – er neben ihr. Als wäre ihr kalt, zog sie den Mantel enger.

„Erlaube mir zu sagen, dass – soweit ich glaube, dich zu kennen – so ein Arrangement nicht deinem Naturell entspricht.“

„Das hast du schön umschrieben.“ Er sah ein zaghaftes Lachen über Arianes Gesicht huschen. „Die Heirat mit Warren war ein Pakt – wie zu Zeiten Ludwig des XIV.“ Sie blieb stehen und deutete auf einen Hoteleingang.

„Wann bist du zurück in Berlin?“, fragte er. „Darf ich dich dann zum Essen einladen?“

„In den kommenden Tagen sehe ich noch zwei Aufführungen. Ab Mittwoch bin ich zurück.“

Mit einem Griff in die Jackentasche holte er das silberbeschlagene dunkelgrüne Lederetui mit den Visitenkarten hervor und gab ihr eine.

„Wenn du mir deine Kontaktdaten schreibst, mache ich dir Vorschläge.“

Ariane nickte, nahm die Karte entgegen und steckte sie in die Manteltasche. „Danke dir für die Einladung.“

Wieder fasste sie ihn bei den Armen und gab ihm erneut auf jede Wange einen Kuss. Dann ging sie auf den Hoteleingang zu.

„Vergiss nicht, zu mailen“, rief er ihr nach. Ohne sich umzudrehen winkte sie während sie weiterging. Bewegungslös wartete er in der Dunkelheit, bis Ariane durch die Drehtür verschwunden war.

Würde sie aus dem Karussell nochmals herauskommen? Hoffte er es? Er sah der langsamer werdenden Drehbewegung zu. Dann ging er.

9

Im Hotelzimmer leerte er den Inhalt seiner Taschen auf die Kommode. Als er das Smartphone in Händen hielt, prüfte er den Maileingang. Ariane hatte ihm eine Nachricht geschickt – „Vielen Dank“ – und ein lachendes Emoji. Darunter ihre Signatur. Er speicherte die Daten. Die Smoking-Jacke hängte er auf einen Bügel, nahm die Fliege ab und löste den obersten Knopf. Er öffnete das Fenster und sog die frische Luft ein. Dann schob den Sessel davor und setzte sich.

Er merkte, aufgewühlt zu sein wie seit Jahren nicht mehr – und jagte Gedanken vor sich her. Er hatte sich nicht geirrt. Unter tausenden, unter Millionen Stimmen, würde er Arianes Stimme heraushören. Ohne dass es einen Moment der Annäherung bedurfte, haben sie sich nach fast drei Dekaden vertraut und sich einen Abend lang vieles anvertraut. Aber was alles haben sie beide nicht erzählt? Was verbarg sich hinter Arianes Andeutung, ihre Ehe sei ein Pakt gewesen? Und hätte sie dem Vorschlag eines Abendessens in Berlin auch zugestimmt, wenn Warren noch lebte?

Wie hatte Ariane es ausgedrückt: ‚Wir ließen uns unsere Freiheiten wie bisher.‘

Und er selbst? Aus welchem Grund sollte er sich mit Ariane verabreden und sie in Berlin treffen wollen? Er legte keinen Wert darauf, die Vergangenheit aufzurollen, aufzuwühlen. Was war, war – und war lange her und es war vorbei.

Er griff nach dem Smartphone, prüfte seinen Kalender für die kommenden zwei Wochen und mailte Ariane zwei Vorschläge zu. Am nächsten Morgen fand er ihre Zusage zum ersten der beiden Termine vor. Sie hatte die Nachricht um zwei Uhr siebenundfünfzig abgeschickt. Ariane war also auch noch lange wach gewesen. Er schickte ihr Name und Adresse einer Bar – mit dem Hinweis, dass die Speisekarte zwar klein, aber ansprechend sei.

Sollte er ihr anbieten, sie abzuholen? Er ließ es.

10

Eine Viertelstunde vor der vereinbarten Zeit saß er in der mit dunklem Holz halbhoch getäfelten Bar – die Putzwände darüber und die Decke beige gespachtelt. Die Sitzbank und das Rückenpolster entlang der Wand waren mit dunklem, glattem Leder bezogen. Keine Bilder oder sonstige Dekoration waren aufgehängt.

Er schätzte diesen Purismus. Obwohl er wusste, dass es das Entrecôte mit Bratkartoffeln werden würde, überflog er die Speisekarte. Als er aufsaß, stand Ariane am Tisch. Er erhob sich. Diesmal begrüßte er sie mit einem Kuss auf jede Wange. Sie duftete himmlisch. Ihre Haut war zart, das Haar offen. Sie trug eine weiße Bluse.

Er hatte einen Eckplatz reserviert und deutete auf den freien Platz. Während Ariane auf die Bank schlüpfte, sah er, wie perfekt die dunkelblaue Jeans saß. Den Blazer legte sie neben sich. Er beobachtete, wie sie sich umschaute.

„Schön hier“, sagte sie.

Er reichte ihr die Karte. Der Kellner in bodenlanger weißer Schürze kam an den Tisch und blieb mit erwartungsvollem Blick stehen.

„Ariane. Was möchtest du?“

„Für mich das Entrecôte, medium, mit Bratkartoffeln, bitte“, richtete Ariane sich an den Ober. „Dazu ein Glas vom Côtes du Rhône. Besten Dank.“

„Gerne, Madame. Für Monsieur?“

„Auch das Entrecôte, bleu bitte, auch mit Bratkartoffeln. Und ersetzen Sie bitte das Glas Côtes du Rhône für Madame durch eine Flasche vom Gleichen mit zwei Gläsern.“

An Ariane gewandt, fragte er: „Weiterhin Wasser – mit Kohlensäure?“

„Sehr aufmerksam.“ Sie nickte und lächelte.

Er blickte den Kellner an. Der bestätigte mit einem Augenaufschlag.

Ariane lehnte sich zurück und er vernahm, wie sie hörbar ausatmete. Diese Angewohnheit hatte sie früher nicht. Er sah sie an und überlegte. Seit sie vor sechszwanzig Jahren unerwartet in seine Wohnung geplatzt und nach einem einzigen Satz – ‚wenn ich das gewusst hätte‘ – wieder weg war, stand die Frage, was sie damals eigentlich gewollt hatte, noch immer im Raum. Wollte er das noch wissen?

„Erinnerst du dich daran, wie ich dich in unserer“, sie senkte die Stimme, „nein, entschuldige bitte, es war inzwischen deine Wohnung, überfallen habe?“

„Und? Was wolltest du?“ Er sah, wie sie ihre Ellbogen auf die Tischplatte aufsetzte. Mit der Kuppe des rechten Daumens strich sie über den Nagel des linken. Kurz schien sie in die Ferne, in die Vergangenheit zu blicken. Dann sah sie ihm in die Augen.

„Dich.“

Er sackte zusammen – und spürte sein Herz aussetzen. Sie saßen noch keine fünf Minuten zusammen und schon waren sie genau da, wohin er nicht gewollt hatte: in der Vergangenheit – mitten im Eingemachten.

„Ich weiß nicht, wie oft ich vor dem Haus stand, bis ich den Mut fand, bei dir zu klingeln.“

Sie grinste verlegen. „Hätte ich von Lilli gewusst, wäre ich nicht reingeplatzt.“

Ihre Finger waren jetzt ineinander verschränkt. Es kam ihm vor, als würden die Hände miteinander ringen.

„Es war nicht einfach. Der Professor hatte sich als Irrtum erwiesen. Ich brauchte lange, um das zu verstehen. Daraufhin begann ich, unserer Beziehung nachzuhängen und mich nach dir, nach uns zu sehnen. Schadenfreude sei dir vergönnt.“ Ihr Lachen klang echt und warm.

„Worin hatte der Irrtum bestanden?“ Aber im Grunde interessierte ihn die Antwort nicht. Arianes ‚Dich‘ hallte weiter und glockenklar in ihm. Am liebsten hätte er nichts anderes getan, als mit ihr über dieses ‚Dich‘ zu sprechen.

„Er war ein Arschloch. Dafür entschuldige ich mich. Und ich war eine blöde Kuh. Dafür entschuldige ich mich nicht.“ Sie lachte. „Ich bin auf die älteste Masche reingefallen. Er war gerade zum Klinikchef gekürt worden, als ich die Famulatur anfang. Er schwebte über die Flure und durch die Räume, und bediente alle Klischees eines Halbgottes in Weiß. Auch ich spürte jene Ehrfurcht, die ihm die Patienten – besonders seine Patientinnen – entgegenbrachten. Er scherzte mit ihnen und mit den Kolleginnen und Schwestern – und mit mir.“

Im Nachhinein muss ich sagen: Er suhlte sich in seiner Strahlkraft. Männer hingegen, vor allem Kollegen, übersah er rundweg.

Kurz vor dem Ende meines Praktikums machte er mir Komplimente für meinen Einsatz, lud mich zweimal zum Mittagessen in die Kantine ein und bot mir an, auf der Intensivstation weiter zu famulieren. Als ich im neuen Dienstplan vor allem Nachtschichten vorfand, dachte ich mir nichts dabei – auch nicht, als der Chef bald regelmäßig nachts auf der Station auftauchte. Dann bat er mich, ihm zur Hand zu gehen und erklärte mir die veranlassten Maßnahmen. Anschließend sollte ich alles in die Patientenblätter eintragen. Während ich das tat, trat er dicht zu mir, las über meine Schulter hinweg mit und unterschrieb. Ich war stolz ohne Ende. Und seine Nähe ... Na, lassen wir das. Eines Nachts kündigte er an, eine Runde durchs Haus zu machen, und lud mich ein, ihn zu begleiten – wenn ich wollte. Er wusste, dass ich wollen würde. Und da fing es an mit ihm und mir.

Zwei Tage zog ich aus unserer Wohnung aus – zur Überbrückung zu Martin. Sechs Wochen später in ein Appartement. Es war winzig, aber das machte nichts, ich verbrachte die meiste Zeit in der Klinik. Fortan bestimmten die mir vom Chef zugewiesenen time slots mein Leben. Ich stand ihm auf Abruf zur Verfügung – mein Leben verlief im Stand-by-Modus.

Er nahm mich auf auswärtige Kongresse mit und war großzügig solange ich tat, was er wollte. Bald hatte ich kein eigenes Leben und keine eigenen Kontakte mehr. Irgendwann wagte ich es, einen Ausstellungsbesuch vorzuschlagen. Da rastete er aus. Er brüllte mich an und fragte, wie ich mir das vorstellte – mich mit ihm in der Öffentlichkeit zu zeigen. Er sei eine bekannte Persönlichkeit in der Stadt und könne es sich nicht leisten mit mir gesehen zu werden. ‚Aber auf auswärtige Kongresse kannst du mich mitnehmen‘, warf ich ihm stumm vor.

Zum ersten Mal war ich verärgert, und mir dämmerte, dass ich fast zwei Jahre lang ein Leben im Verborgenen geführt hatte – das einer heimlichen, einer versteckten Geliebten. Ich hatte mich fortlaufend demütigen lassen. Von diesem Tag an fehlte mir jeder Glaube an mich und an meine Fähigkeiten. Kannst du dir das vorstellen?“

Er sah sie nicht an, sah auf ihre Hände. Was hatte eine so intelligente Frau in diesen Sumpf getrieben? Er war gespannt, was noch alles folgen würde.

„Am nächsten Tag verstand ich, woher der Wind wehte. Einer der anderen Famulanten steckte mir, dass in der Klinik über uns getuschelt wurde, und die Frage die Runde machte, ob seine Frau von unserer Affäre wusste. Von einem Tag auf den anderen kannte der Chef mich nicht mehr.

Meine Famulatur wurde nicht verlängert. Von seinem Angebot, das Praktische Jahr in seiner Klinik zu absolvieren, wusste niemand etwas. Aber das hätte ich auch nicht mehr gewollt. Nach dem bitteren Ende musste ich meine ganze Kräfte zusammennehmen, um das Studium abzuschließen.“

Der Kellner trat an den Tisch, zeigte das Etikett der Weinflasche und entkorkte sie, nachdem Ariane und er genickt hatten. Er bat Ariane zu probieren. Nach ihrer Zustimmung schenkte der Kellner ein und verließ den Tisch.

Beide erhoben das Glas, ließen den Wein kreisen, rochen das Bouquet und tranken einen ersten Schluck.

„Gute Wahl“, sagten sie gleichzeitig.

„Allmählich erwachte ich aus dem Albtraum und begann, wieder an dich, an uns zu denken. Mir wurde klar, was für eine dumme Gans ich gewesen war. Immer wieder stand ich vor deinem Haus – ohne Mut zu läuten. Schließlich traute ich mich – und legte meinen kurzen Auftritt hin. Was war das peinlich gewesen.“

„In jedem Fall hatte der Auftritt auch eine gute Seite. Er schaffte Klarheit zwischen Lilli und mir.“

Er wollte nicht mehr über das Thema reden und sah sich um. Die Bar war inzwischen gut besucht. Dennoch war die Atmosphäre diskret.

Die Tische standen weit genug auseinander, um ungestört persönliche Gespräche führen zu können. Leise Jazzmusik lief im Hintergrund.

11

„Was dachtest du, als wir uns in der ersten Pause gegenübergestanden?“

„Ganz ehrlich: Martins unsägliche Nachricht, damals, hat bleibende Spuren bei mir hinterlassen. Folglich konnte ich während des ersten Aktes nicht sicher sein, ob es wirklich deine Stimme war, die ich im Foyer gehört hatte. Als du vor mir standest, war das für einen kurzen Moment ein Schock. Umso erleichterter bin ich, mit dir jetzt hier zu sitzen.“

Er sah Arianes fragenden Blick. „Von welcher unsäglichen Nachricht sprichst du?“

Augenblicklich war er wütend auf sich. Er hätte das Thema nicht ansprechen dürfen. Aber das Gerücht steckte tief in ihm und es hatte ein Ventil gefunden.

„Wie soll ich es sagen? Es besteht das Gerücht, dass du bei einem Unfall ums Leben gekommen seist. Entschuldige bitte – ich hätte das Gerücht nicht aufgreifen sollen. Als ich davon hörte, war ich tief erschüttert und blieb es lange. Du ahnst nicht, wie sehr ich mich freue, dich lachend vor mir zu sehen.“

Nochmals: Entschuldige bitte. Das alles muss dir mehr als merkwürdig vorkommen.“

„Davon höre ich zum ersten Mal. Sehr seltsam. Dem Gerede werde ich nachgehen, sobald ich zurück bin in Berlin.“ Er beobachtete sie, wie sie an ihrem Ohrring nestelte. „Aber wie du siehst, lebe ich. Lass uns auf meine Wiedergeburt anstoßen.“ Sie erhob das Glas, doch statt zu trinken, setzte sie es wieder ab. „Das Gerücht haut mich jetzt doch aus der Bahn.“ Ihre Stimme klang erschüttert. „So etwas Verrücktes habe ich noch nie gehört. Woher kommt eigentlich das Gerede, dass ich verunglückt sei?“

„Martin hat es mir erzählt. Das ist jetzt etwas mehr als fünf Jahre her. Wir waren uns zufällig auf der Straße begegnet. Eigentlich wollte ich nach einem kurzen ‚Hallo. Alles gut?‘ weitergehen. Aber er drängte mir das Gespräch regelrecht auf. Erst erzählte er davon, dass du nie als Ärztin tätig geworden seist und jeden Mediziner als blöd bezeichnen würdest, der kurativ arbeite, statt im Gesundheitsmarkt Millionen zu scheffeln. Dann, er merkte nicht, dass ich ihm schon nicht mehr wirklich zuhörte, faselte er von dem Unfall. Nachdem ich weitergegangen war, wäre ich beinahe in ein fahrendes Auto gelaufen.“

Er sah Arianes aufgerissene Augen. „Oh Gott, du Armer“, rief sie. Zugleich glaube ich, jetzt einiges zu verstehen.

Martin hat es nie geschmeckt, dass wir beide ein Paar waren. Geradezu euphorisch war er geworden, als ich ihn augenzwinkernd fragte, ob er mir vorübergehend Unterschlupf gewähren würde. Ich ließ ihn im Glauben, dass wir uns getrennt hätten. Den Professor habe ich natürlich nicht erwähnt. Kaum waren meine sieben Sachen bei ihm eingestellt, ging es los. Er hoffte, mit mir zusammenzukommen. Um Schlimmeres zu verhindern, blieb mir nichts anders übrig, als ihm die Liaison mit dem Prof zu gestehen. Zuerst meine Beziehung mit dir, dann meine Zurückweisung und schließlich mein Geständnis. Das war scheinbar zu viel für Martin gewesen.

Nach dem Aus der professoralen Episode fragte ich ihn nach deiner Adresse, worauf er erwähnte, dass du weiterhin in unserer Wohnung leben würdest. Zu Lillis Existenz ließ er kein Wort fallen. Vielleicht war sein Gerede von dem Unfall seine Form einer Rache. Und nie habe ich etwas so Törichtes über den Arztberuf gesagt – schon nicht wegen des hippokratischen Eids. Die zufällige Begegnung mit Warren hat meinen Weg in eine neue Richtung gelenkt. Blanke Eifersucht muss Martin getrieben haben. Dass er ein komischer Kauz ist, wussten wir schon damals. Dass er mich in seinen Hirngespinsten allerdings hatte sterben lassen, schlägt dem Fass den Boden aus.

Zum Glück ist er mir nicht tatsächlich zu Leibe gerückt. Solchen Psychopathen ist alles zuzutrauen. Den knüpfe ich mir vor.“

„Das würde ich auch gerne tun, geht aber nicht mehr. Martin ist im Frühjahr gestorben.“

„Oh.“ Sie senkte den Kopf und schwieg. „Was soll ich sagen? Am besten nichts. Über Tote soll man ja nichts Schlechtes sagen.“

Er wartete ab, wollte Ariane Zeit geben, die Neuigkeiten sacken zu lassen und ihre Gedanken zu sortieren. Sie umklammerte ihr Wasserglas mit beiden Händen, als wollte sie sich daran festhalten. Der Kellner kam, legte weiße Stoffservietten und Besteck auf, stellte Pfeffer und Salz ab und schenkte Wein und Wasser nach. Ein anderer servierte das Essen.

„Und du und Warren seid immer Geschäftspartner geblieben? Verstehe ich das richtig?“ Er wollte sie mit einem neuen Thema ablenken.

„Der gute Warren. Ich erzähle dir von ihm.“

12

„Als ich Warren kennenlernte, volontierte ich in einem Krankenhaus in Indien. Von der Hitze dehydriert, war er eingeliefert worden. Aus meinem Akzent schloss er, dass ich aus Deutschland kam und sprach mich auf Deutsch an.

Er sprach mit einer wunderbaren österreichischen Färbung.

„Woher können Sie so gut Deutsch und warum mit einem Ösi-Tonfall?“ fragte ich ihn.

„Meine Schule in Amerika pflegte ein Austauschprogramm mit einem Stiftsinternat in Österreich. Nach einigen Jahren Deutschunterricht am College verbrachte ich ein Jahr in dem Internat. Das Ergebnis ist ein Ösi-Swing in meinem Deutsch.“

„Sehr charmant“, schmeichelte ich ihm.

Wir unterhielten uns gelegentlich. Er war sympathisch und sah gut aus. Ein paar Tage später war er wieder auf den Beinen und reisefähig, und ich sorgte für seinen Rücktransport nach England. Warren stammte zwar aus den USA, aus einem Kaff irgendwo in Ohio, lebte aber in London, wo er bei einer Investmentbank arbeitete. Zwei Monate später lud er mich ein, ihn an der Themse zu besuchen. In der Erwartung, dass er mich anbaggern würde, reiste ich hin. Aber nichts dergleichen passierte. Er zeigte nur Beschützerinstinkt, und bald wurden wir enge Freunde. Fortan trafen wir uns oft in Frankfurt, wo ich damals lebte und Warren häufig zu tun hatte. Gelegentlich erzählte er mir von seinen Deals.

Irgendwann sagte ich zu ihm, dass all diese Transaktionen doch gar nicht so schwierig sein könnten, worauf er lachte.

Eines Tages – ich war inzwischen als Augenärztin an einer Klinik tätig – erzählte er mir von einer Finanzierungsanfrage eines jungen Medizintechnik-Unternehmens aus Deutschland und fragte mich, was ich von dem vorgeschlagenen neuen Messverfahren halten würde. Ich antwortete ihm, dass die Technik großartig wäre, wenn sie denn funktionierte.

Warren leitete mir die Beschreibung des Produkts zu. Das hätte ihn mehr als den Job kosten können. Eine Woche später erläuterte ich ihm, dass das ein großer Fortschritt in der Augenheilkunde sein würde und sagte flapsig: ‚Das könnten doch wir beide stemmen. Du strukturierst. Ich kümmere mich um das Start-Up‘. Ich mache es kurz: Zusammen gründeten wir ein Private Equity-Unternehmen in Berlin. Ich nahm Kontakt mit der jungen Firma auf und erklärte, als Augenärztin die Produktchancen gut einschätzen zu können und Investoren an der Hand zu haben, die an solchen Themen interessiert wären. Das junge Team war froh, überhaupt ein Gesprächsangebot zu bekommen und stellte nicht viele Fragen. Die waren so naiv, wie ich blauäugig. Warren agierte aus dem Hintergrund. Kaum war der Vertrag mit der Start-up-Bude unterschrieben, kündigte Warren und zog mit seinem Adressbüchlein voller Kontakte zu potenziellen Investoren nach Berlin. Es war ein Ritt auf Messers Schneide, aber die Transaktion hob ab.

Fortan flatterten die Finanzierungsanfragen von alleine auf den Schreibtisch. Bis heute halte ich Anteile an unserem ersten Investment. Bald stand ein Team hinter Warren und mir, und die Firma wuchs. So ist es lange geblieben. Seit einigen Jahren bin ich nicht mehr das Gesicht der Firma im Markt. Das machen heute andere, die Warren und ich aufgebaut und von denen wir zwei zu Partnern gemacht haben.“

Noch immer umfasste sie ihr Weinglas, hob es aber jetzt an und trank.

„Das war ganz schön riskant, deine sichere Stellung als Ärztin gegen eine Selbständigkeit im Hai-fischbecken der Finanzbranche einzutauschen, oder?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Ich habe meinem Gespür vertraut.“

„Und euer Pakt? Was meintest du damit?“

„Später. Jetzt bist du dran. Wie ist dein Leben verlaufen, nachdem die Beziehung mit Lilli geplatzt war? Schieß los. Ich bin neugierig.“

„Ich bin viel unterwegs, zwischen Köln und Berlin, wo ich jeweils eine Wohnung unterhalte und Galerien führe. Zudem gehören Dependancen in London und New York zu meinem kleinen Kunsthandels- univer-

sum. Dort wohne ich in Hotels oder miete mir ein Appartement über Airbnb, wenn ich länger bleibe. Das Geschäft in Singapur überlege ich zu schließen und dafür eines in Sydney zu eröffnen. Ein, zwei weitere Standorte gingen vielleicht noch. Außerdem muss ich auf Auktionen und Kunstmessen. Ich führe ein Vagabundenleben – bin sozusagen mit meinem Beruf verheiratet, statt mit einer Frau.“

„Das ist in jedem Fall eine interessante Nachricht.“ Sie lachte und prostete ihm zu: „Auf eine weiterhin erfolgreiche Ehe.“

„Nach Lilli und einigen weiteren Beziehungen ergab sich dann doch noch eine Partnerschaft – mit Miriam. Ich wollte aber nicht heiraten. Nicht ihretwegen, sondern ganz grundsätzlich nicht. Miriam behielt immer ihre eigene Wohnung. Sie vertrat den Standpunkt, dass sie sich in einer gemeinsamen Wohnung bis zu meiner Rückkehr immer wie in einem Wartezimmer vorkommen würde. Sie wollte ein genauso selbständiges Leben führen wie ich.

Vor drei Jahren beschloss sie dann ebenso selbständig durchzubrennen, mit ihrem argentinischen Liebhaber. Vielleicht war das der Preis für mein Nomadenleben?“

„Trauerst du ihr nach?“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht mehr.“

„Hm. Und seither?“

„Beziehungen? Nichts.“

Ariane nickte. Sie kam ihm nachdenklich vor.

„Möchtest du ein Dessert? Mir ist nach etwas Süßem. Ich glaube, eine Schokoladentarte auf der Karte gesehen zu haben.“

Er wollte nicht weiter von sich erzählen. Nur über das „Dich“ hätte er sprechen wollen – aber von sich aus würde er es nicht ansprechen.

„Und ich nehme Käse. Der steht in jedem Fall auf der Karte.“

14

Sie hörte Eduard zu, wie er über die Entwicklungen in der Kunstszene sprach, von den Künstlern, die er vertrat, von den aus seiner Sicht überzogenen Preisen, die der Markt aufrief, und von Käufern, die ihm eher wie Investoren denn wie Sammler vorkamen.

Mit großem Interesse saugte sie das alles auf und lauschte seiner Stimme. Er sprach ruhig und mit großer Überzeugungskraft. Jedes Wort kam ihr wie bewusst gewählt vor, und keines war zu viel. Wie schon im Weinlokal hätte sie ihm auch jetzt endlos weiter zuhören können. Aber sie wusste, dass sie ihm eine Antwort schuldig war.

Während ein Kellner den Tisch abräumte, gaben sie ihre Bestellungen für den Nachttisch auf.

„Ich bin dir noch die Antwort auf deine Frage zu dem Pakt zwischen Warren und mir schuldig. Dann muss ich ins Bett. Wie gesagt, war es ein Pakt. Der beruhte auf dem Vorbild einer außergewöhnlichen Frau. Ihr Name war Émilie du Châtelet. Sie lebte im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. Sie überragte fast alle Männer ihrer Umgebung – nicht nur wegen ihrer Größe von einem Meter fünfundsiebzig, sondern auch durch Klugheit und Bildung. Émilie liebte den Luxus und war verschwenderisch. Darüber hinaus war sie ehrgeizig. Sie interessierte sich für die Gedanken der Aufklärung und Naturwissenschaften. Zu guter Letzt gehörten Amouren zu ihren Leidenschaften.

Nach zwei Kindern mit ihrem Gatten, dem Marquis Florent-Claude du Châtelet-Lomont, verständigte sich das Paar darauf, nur noch bei höfischen Anlässen gemeinsam aufzutreten, ansonsten aber getrennte Wege zu gehen. Fortan ordnete Émilie ihr Leben in einer Art Dreifaltigkeit. Während die Kinder durch Gouvernanten erzogen wurden, genoss sie den Luxus bei Hofe. Ihre intellektuellen Interessen nährte sie in Gesprächen mit den geistigen Größen ihrer Zeit. Darüber hinaus gab sie sich den Vergnügungen der Liebe hin. Gelegentlich verband Émilie ihre intellektuellen Interessen mit Amouren.

So machte sie den Gelehrten für newtonsche Physik, Pierre Louis Maupertuis, zu einem ihrer Liebhaber. Später holte sie Voltaire auf ihr Schloss in der Champagne. Fünfzehn Jahre lebten die beiden zusammen.

Émilies Dreiteilung leuchtete mir ein und erschien mir genial. Ich schlug Warren einen vergleichbaren Pakt vor. Gegenseitig wurden wir uns ein gesellschaftliches Aushängeschild. Ansonsten tat jeder, was ihm gefiel. Warren mochte die Oper so wenig wie die Hitze im Süden. Seine Erfahrung in Indien waren ihm in Erinnerung geblieben. Ein einziges Mal, während der Bauphase, besuchte er mich in Südfrankreich. Ob meiner Begeisterungstürme über das Klima und die Lage stand er kopfschüttelnd da. Beide haben wir herzlich gelacht. So waren wir: leben und leben lassen. Unser gemeinsames Leben fand in Berlin statt mit gesellschaftlichen und kulturellen Ereignissen und natürlich unserer Firma.

Wir lebten in einem großen Haus in Dahlem statt in der Wohnung in ‚Mitte‘, die ich erst nach Warrens Tod bezogen habe. Zu deiner Ahnung, dass diese Form der Ehe nicht meinem Naturell entspricht, sei dir gesagt, dass ich im Sinne von Émilie du Châtelet mit dem Architekten, der mein Haus in Gigaro geplant hatte, jeden Sommer aufs Neue eine Liebschaft eingegangen war.

Eigentlich wollte ich dir das alles erst erzählen, wenn wir uns wiedersehen. Aber wer weiß, ob und wann das der Fall sein wird? Einstweilen würde die Frage zwischen uns stehen. Das möchte ich nicht.“

„Und was ist aus dem Architekten, deinem amant, geworden, um auch diese Flanke zu schließen?“

Eigentlich hätte er noch viele Fragen gehabt, aber das passte jetzt nicht.

„Passé.“

Hatte sich das beklommen angehört? In jedem Fall war Arianes Lebensweg eine erstaunliche Geschichte. Das wäre genug Stoff für einen ganzen Roman oder ein Drehbuch. Er wollte aber nicht taktlos wirken und sprach den Gedanken nicht aus.

„Lass uns gehen“, bat Ariane.

Er gewährte ihr den Wunsch, ihn einzuladen.

„Wie bist du unterwegs?“

„Ich nehme ein Taxi.“

Er bat einen Kellner, ein Taxi zu rufen. Wenige Minuten später gab der das Zeichen und Eduard begleitete Ariane zum Wagen.

„Wann bist du das nächste Mal in Berlin? Lust auf Sonnenuntergang von meiner Terrasse aus?“

Er nickte. „Ab dem fünfzehnten August bin ich zurück. Ich melde mich vorab per Mail und wir machen etwas aus. Würde dir das passen?“

„Ja.“ Rasch drückte sie ihm einen Kuss auf die Wange und stieg in das Taxi.

Er sah dem Fahrzeug nach und wusste, dass er noch immer jede Frau bedingungslos für Ariane verlassen würde. Aber es war ein flüchtiger Kuss gewesen. Hatte Ariane es so eilig gehabt, weil das Taxi in der zweiten Reihe wartete? Oder war sie geflüchtet? Nein. Sie hat ihn in ihr neues Zuhause eingeladen.

Ihr neues Zuhause. Dabei kam ihm die Idee, was er Ariane zum Einzug schenken würde: das Bild. Seit über fünf Jahren hing es in der Galerie in New York und war als unverkäuflich ausgezeichnet. Er hatte es sich selbst gekauft.

15

Seit dem Abendessen mit Eduard lenkte sich Ariane durch allerlei Unternehmungen ab. Wie jedes Jahr verbrachte sie den Sommer an der Spree. Die Hitze an der Côte d'Azur war auch ihr dann zu viel. Sie genoss die Wochen in Berlin wenn die Schulen und Universitäten geschlossen waren, die Regierung nicht regierte und die Stadt in einen Dämmerzustand versank. Sie war rundum frei, zu tun oder zu lassen, was sie wollte, traf sich mit Bekannten, ging in Ausstellungen und entdeckte auf Streifzügen durch die Stadt immer wieder neue Quartiere, Plätze und Hinterhöfe.

Sie merkte aber auch, wie alleine sie war, seit Warren ihr kein treuer Begleiter mehr war.

An einem Vormittag blieb sie vor einem Laden stehen, an dem sie schon mehrfach vorbeigekommen war. Es war eine Galerie. Und zum ersten Mal realisierte sie, dass es Eduards Galerie war. Sie schaute durch eines der Schaufenster und sah Bilder. Im Hintergrund erkannte sie eine junge Frau hinter einem Schreibtisch. War es seine Tochter? Sah sie Eduard ähnlich? Sie wollte nicht aufdringlich wirken und ging weiter.

Fortan dachte sie noch häufiger an Eduard als sie es seit dem Wiedersehen bei den Festspielen ohnehin tat. Mit einem Glas Wein in der Hand ging sie auf die Terrasse, sah in Richtung Fernsehturm am Alexanderplatz und zu der tief stehenden Sonne. Bald würde Eduard zu Besuch kommen. Der Gedanke beunruhigte sie. Was erwartete sie sich von seinem Besuch? Sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass sie keinen Smalltalk wollte – nicht über Belanglosigkeiten und auch nicht über alte Zeiten reden wollte. Und schon erinnerte sie sich daran, wie alles zwischen ihnen angefangen hatte. Wie sie sich ineinander verliebt und ahnungslos aufeinander eingelassen hatten. Sie war sechzehn. Mit allem war sie früh dran gewesen. Ihrer Mutter und Eduards Eltern hatte es nicht gefallen, dass sie nach Eduards Abitur gleich zusammenzogen.

Ihr gemeinsames Leben verlief oft planlos. Nur die Leidenschaft nicht. Dafür hatte sie gesorgt. Mit immer neuen Einfällen und Maskeraden hat sie ihm aufgelauert. Einmal stand sie vor ihm, mit nichts an als einem Dutzend Ketten um den Hals.

Sie verwarf die Erinnerungen. Hatte Eduard ihr inzwischen verziehen? Oder würde er ihr verzeihen können, dass sie ihn damals sitzengelassen hatte?, von einem Tag auf den anderen – ohne Vorwarnung, ohne Chance. Wie naiv, wie dumm war sie gewesen, zu glauben, der Chefarzt hätte ernste Absichten gehegt? Wie ein Spielzeug hatte er sie benutzt und hat sie dann achtlos liegengelassen. War sie ihm hörig gewesen?

Eduard. Heute war er auf eine neue Art begehrenswert. Begehrenswerter denn je. Aber Halt. War sie dabei, sich in einem Irrgarten an Fantasien zu verlaufen?

16

Anfang August erkundigte er sich von New York aus per Mail, ob die Einladung zum Sonnenuntergang auf der Terrasse noch galt. ‚Klar. Was denkst du!‘, las er wenig später Arianes Antwort – und den Terminvorschlag mit Zeitangabe. Während er weiterlas, hörte er ihre Stimme:

„Ich hoffe, achtzehn Uhr ist dir nicht zu früh, aber die Sonnenuntergänge von hier oben aus sind einfach grandios. Eine Bitte habe ich: Du musst nachsichtig sein. Ich habe die Wohnung erst vor zwei Monaten bezogen. So manches ist noch ein Provisorium.“

Er antwortete mit einem nach oben gerichteten Daumen und einem Smiley.

Den letzten Satz las er nochmals – „... und so manches ist noch ein Provisorium“. Sein Entschluss stand fest: Für ihre neue Wohnung würde er Ariane das Bild schenken. Wenn er ehrlich mit sich war, hatte er es ohnehin nicht für sich gekauft. Er bat die Leiterin seiner Galerie in Soho, das Gemälde per Luftfracht an die Kunsthandlung in Berlin zu schicken. Als er zwei Wochen später den Eckladen betrat, stand die sperrige Transportverpackung im Lager. Er entriegelte die Box und zog das in Luftkissenfolie und festes Papier eingeschlagene Bild heraus. Auch ohne den Transportcontainer war es immer noch groß: einen Meter vierzig im Quadrat. Er musste ein Großraumtaxi bestellen, um es zu Ariane mitzunehmen.

Kurz vor achtzehn Uhr prüfte Ariane im Spiegel nochmals die Frisur. Dann zupfte sie am Kragen der neuen dunkel-lilafarbenen Bluse und stellte zufrieden fest, wie gut die weiße Hose saß. Die hatte sie ebenfalls für den heutigen Abend gekauft.

Nach dem es geklingelt hatte, lief sie barfuß zur Tür und öffnete. Aber da war niemand. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis Eduard im Treppenhaus auftauchte. Als er schließlich vor ihr stand, sah sie kaum etwas von ihm. Ein übergroßes Teil, das er mit weit ausgestreckten Armen vor sich hielt, verdeckte ihn.

„Huiiii. Willkommen. Komm erst einmal herein und gehe gleich gerade durch.“

Eduard schien zu verstehen, wohin er sollte, und lief durch den Flur geradewegs ins Wohnzimmer. Dort stellte er das große Etwas an der Rückseite eines mittig im Raum stehenden Sofas ab und lehnte es an. Sie war ihm gefolgt und sah ihn jetzt fragend an.

„Los. Aufmachen.“ Er trat zur Seite.

Sie merkte Eduards Ungeduld. „Für mich?“ Sie kniete sich hin und suchte an der Verpackung nach einem Einstieg. Dabei spürte sie Eduard hinter sich. Vorsichtig entfernte sie erst die Folie, dann das Papier. Vor ihr kam ein quadratisches Gemälde, größer als ein Meter mal ein Meter, ein weiblicher Torso, zum Vorschein. Sie erhob sich und trat einige Schritte zurück. Der Pinselstrich war teils grob, an einigen Stellen sogar dick und breit aufgetragen. Dennoch war alles da. Jedes Detail war deutlich und eindeutig. Sie war irritiert.

War das ein angemessenes Geschenk anlässlich der Einladung der Jugendliebe zu Drinks auf der Terrasse? Eduard war Galerist. Vielleicht sah er die Dinge anders, mit professionellem Blick? In jedem Fall gefiel ihr das Werk.

„Ist das ein Geschenk?“

Er nickte. „Du erwähntest, lieber in Kunst als in Unternehmen zu investieren. Das Bild ist beides – Kunst und eine gute Bank.“

„Dir entgeht aber auch nichts. Du bist verrückt. Entschuldige bitte, so meine ich das nicht. In jedem Fall vielen, vielen Dank.“

Sie war überwältigt und ihre Gedanken flatterten. Die Darstellung machte sie nervös. Zugleich spürte sie Rührung. Das Gemälde ließ etwas in ihr anklingen, das sie lange verdrängt hatte. Der Torso wirkte stark, aber auch verletzlich. Je länger sie hinsah, desto mehr glaubte sie zu spüren, dass die Darstellung kein fremdes Motiv war, sondern ein Spiegel ihrer selbst.

„Bitte. Bitte sag etwas dazu. Wer hat das gemalt? Was ist das Motiv für das Bild, wer die dargestellte Person?“

„Gerne erzähle ich dir das alles. Bekomme ich bitte zuerst etwas zu trinken. Berlin ist heißer als New York war, und ich musste das Bild hochtragen. Es war zu sperrig für den Aufzug.“

„Tut mir leid. Natürlich. Und begrüßt haben wir uns auch noch nicht.“ Sie umarmte ihn, drückte ihn kurz, lies ihn aber gleich wieder los. Auf dem Weg in die Küche fragte sie „Was möchtest du?“

„Am liebsten ein Bier, wenn du hast.“

Die kühle Luft, die ihr beim Öffnen des Kühlschranks entgegenschlug, ließ sie kurz innehalten. Ihre Gedanken kehrten zu dem Gemälde zurück. Ob Eduard ahnte, was das Bild in ihr in Bewegung setzte? Sie schenkte das Bier ein, atmete tief durch, streckte sich einmal und kehrte zu Eduard zurück.

Während er einen ersten Schluck trank, wandte sie sich wieder dem Gemälde zu. Es zeigte den nackten Körper einer Frau – vom Schlüsselbein bis zur Mitte der Oberschenkel. Es war keine junge Frau. Es war eine Frau in den besten Jahren. Plakativ und überlebensgroß. Der Torso füllte die Leinwand. Die Farben schienen zu glühen, sandgelb, rot, orange, apricot, teils waren sie flächig aufgetragen, teils verwischt. Die Darstellung wirkte plastisch und in Bewegung. Der Hintergrund war in blassen Grüntönen – wie hoher Farn. Das Bild wirkte sinnlich auf sie, geradezu lustvoll.

„Die Malerin heißt Suzan Allende. Wie der einstige Präsident von Chile. Sie ist aber nicht verwandt mit ihm.“ Eduard stellte das Glas auf einen Tisch und trat neben sie, sodass beide auf das Bild sahen.

„Suzan war und ist als Psychologin in Upstate New York tätig. Als sie anfang, Maltherapien in ihre Arbeit einzubinden, entdeckte sie ihre Leidenschaft fürs Malen. Sie besuchte Malklassen und nahm Privatunterricht. Irgendwann entschied sich, professionell zu malen und reduzierte ihre Patientenzahl. Ihre ersten Werke, Landschaftsbilder, hingen in einem kleinen Restaurant – am Ausgang lag ihr Flyer.“

Ariane hörte aufmerksam zu, ohne den Blick von dem Torso zu nehmen. Edwards Erläuterungen veränderten ihren Blick. Plötzlich sah sie auf der Leinwand keinen anonymen Frauenkörper mehr, sondern verfolgte die Hand einer Frau, die mit jedem Pinselstrich etwas von sich selbst preisgab.

„Ich rief Suzan Allende an, und sie lud mich in ihr Atelier ein. Dort stand das Bild – halb verdeckt. Ich deutete darauf, und sie zog es hervor. Ich war beeindruckt. Sie zeigte mir weitere Porträts und Bilder von Personengruppen. Aber keines war so ausdrucksstark wie dieses. Suzan erzählte mir, der Torso sei ihr erster Versuch der Aktmalerei gewesen, und dass sie sich selbst gemalt habe.

„Warum ein Akt?“, habe ich sie gefragt.

„Das sei das klassischste aller Motive, weswegen sie das Bild ohne Kopf und Beine angelegt hätte, um – wie in der Antike – das Weibliche an sich zu erfassen“, erklärte sie mir.

„Jeder solle in dem Bild sehen, was er oder sie erkennen möchte‘.

Ich verstand Suzan und bin froh, dass sie die Ansicht so gemalt hat. Bei einer Kanne Tee erklärte ich ihr die Rolle eines Agenten im Kunstmarkt. Einen Monat später trafen wir uns in der Galerie in New York und unterschrieben einen Vertrag. Sechs Monate später veranstaltete ich eine Vernissage für Nachwuchskünstler. Suzan war mit fünf Bildern vertreten. Noch vor der Eröffnung klebte ich einen roten Punkt für „Verkauft“ neben den Akt. Ich wollte das Bild unbedingt und kaufte es selbst. Es hätte an dem Abend mehrfach verkauft werden können. Zwischenzeitlich kann Suzan von ihrer Malerei leben. So. Jetzt kennst du die Geschichte des Bildes.“

Sie schwieg. Über sein Motiv, ihr das Bild zu schenken hatte Eduard weiterhin nichts gesagt.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll – zu dem Bild, dem Weg der Malerin, zu deinem Geschenk. Das alles bewegt mich tief. Gib mir Zeit. Ich muss das alles sacken lassen und darüber nachdenken.“

Sie führte Eduard auf die Terrasse, wo unter einem Sonnenschirm in einem Kühler eine Flasche Rosé stand. Sie bat ihn, die Flasche zu öffnen, während sie Vitello Tonnato und Weißbrot aus der Küche holen würde.

„Danke dir nochmals für das Bild. Ich werde bestimmt noch Fragen dazu haben. Lass uns aber jetzt anstoßen und den Ausblick genießen. Nochmals willkommen. Ich freue mich, dass du da bist.“

Bei dem Satz hatte ihr noch ein „so sehr“ auf der Zunge gelegen, verkniff es sich aber.

Als es soweit war, forderte sie Eduard auf, mit ihr an die Brüstung zu treten, um den Sonnenuntergang zu verfolgen. Dicht standen sie nebeneinander. Sie sah, wie Eduard das Glas mit seinen wohlgeformten Händen hielt. Nach dem Sonnenuntergang redeten sie noch bis tief in die Nacht.

Als Eduard gegangen war, stellte sie sich vor das Bild. Er hatte erwähnt, dass es eine Mischtechnik aus Öl und Acryl auf Leinwand sei. Lange betrachtete sie das Werk. Warren hätte der Akt nicht gefallen. Er war prüde gewesen und tat sich mit Nacktheit schwer.

Mit den Gedanken kehrte sie zu Eduard zurück, und empfand Freude. Aber worüber? Dass sie lebte? Über das Wiedersehen mit Eduard? Dass er ihr das Bild geschenkt hatte?

Am nächsten Tag fand sie eine Nachricht von Eduard per WhatsApp vor. Er bedankte sich für den Abend und gratulierte zur Wohnung. Mehr hatte er zu ihrem Leidwesen nicht geschrieben.

Zwei Tage später erhielt sie eine Mail von ihm.

Liebe Ariane,

Von 12. bis 15. September muss ich nach Ramatuelle. Du weißt sicherlich, wo das ist. Dort residiert ein Kunde, der auf der ArtMonte Carlo zwei Bilder bei mir gekauft hat. Er möchte die Hängung mit mir besprechen. Bei dem Preis, den er bezahlt hat, ist das drin. Außerdem ist er nicht nur ein interessanter Gesprächspartner, sondern auch ein exzellenter Koch. Vielleicht bist du zu dieser Zeit ebenfalls unten, und ich darf dich zu einem Abendessen ausführen? Herzliche Grüße, Eduard

Lieber Eduard,

Was für ein schöner Vorschlag. Ab dem 3. September bin ich wieder auf meiner Klippe, wie ich es nenne, und bleibe bis zum Ende der Olivenernte.

Mein Haus liegt in der Gemeinde Gigaro, oberhalb von La Croix-Valmer. Das ist einen Katzensprung von Ramatuelle entfernt. Ich freue mich schon jetzt darauf, dich wiederzusehen und mit dir auszugehen. Wenn ich etwas vorschlagen soll, lass es mich wissen.

Sie dachte an das Chez Camille – mit der unvergleichlichen Lage direkt am Strand, der sensationellen Bouillabaisse und den wunderbaren Fischgerichten vom Grill – und schrieb weiter.

Wegen des Datums bin ich flexibel. Bis zu meiner Abreise ist ja aber noch Zeit. Wollen wir bei mir kochen?

An dieser Stelle brach sie abermals ab. Sie dachte an früher. In ihrer einstigen gemeinsamen Wohnung haben sie oft zusammen gekocht. Sollten sie das wiederholen – einkaufen, vorbereiten, kochen? Nein. Ihr war nach einem entspannten Abend. Sie entschied, dass sie Leckereien besorgen würde, solche, die sie auf Spießchen oder mit den Fingern essen könnten.

Sie stand auf und dehnte sich. Die Sonne stand noch nicht hoch, aber es war schon wieder schwül in der Stadt. Bis zum Nachmittag waren abermals über dreißig Grad vorhergesagt. Sie setzte sich wieder, löschte den letzten Satz und schrieb.

*Komm doch zu einem Apéro, einem Apéritif dînatoire auf die Terrasse. Lass mich wissen, wann es dir passen würde.
Liebe Grüße, Ariane*

Am nächsten Abend hörte sie zwischen Donnereschlägen das Klingeln nur zufällig. Mit aller Macht entlud sich ein Hitzegewitter über der Stadt. Sie musste unwillkürlich und laut lachen, als Eduard wie der sprichwörtlich begossene Pudel aus dem Aufzug trat – in der einen Hand einen Schirm, der augenscheinlich wenig geholfen hatte, in der anderen eine Pappverpackung mit drei Flaschen Wein. Sie bat ihn herein und hängte das tropfende Jackett über einen Bügel.

„Trockene Sachen kann ich dir leider nicht bieten. Warrens Kleidung habe ich bei der Auflösung des Hauses in Dahlem der Obdachlosenhilfe gespendet. Aber die Wohnung ist reichlich aufgeheizt. Dein Hemd und die Hose sind sicherlich bald trocken.“

Eduard nickte und überreichte ihr den Wein. Ein Pouilly Fumé von der Loire – sieh einer an, dachte sie, auch Eduard wusste, was gut war. Zusammen gingen sie in die Küche, wo sie ihn bat, die erste Flasche zu öffnen und die beiden anderen in den Kühlschrank legte. Eduard schenkte ein und reichte ihr ein Glas.

„Danke dir. Und auch für das Bild möchte ich dir nochmals sehr danken.“

„Jetzt ist es aber genug“, sagte er fast barsch.

„Doch. Im Ernst. Ich sehe es mir immer wieder an, und jedes Mal gefällt es mir besser. Abgesehen davon hat es eine Geschichte, von der du ein Teil bist: Dir sind die Werke der Malerin aufgefallen und über dieses Bild hast du ihr Talent erkannt und sie fortan gefördert. Du hast dich in das Bild verliebt und es erworben.“

Sie stockte: Hatte Eduard sich auch in die Malerin verliebt? Hatte er etwas mit Suzan gehabt – oder hatte er noch immer?

„Und dann hast du das Bild nach Europa mitgenommen, wo es vielleicht in einer deiner Wohnungen oder Galerien hing und hast dich daran erfreut.“

Sie zögerte abermals. „Sag jetzt bloß nicht, das Bild stand irgendwo in einem Fundus. Jedenfalls hast du dich davon getrennt und es mir geschenkt.“

Er schüttelte den Kopf und lachte. „Ist ja gut.“

„Außerdem finde ich es mutig von dir, einer Frau – noch dazu deiner Jugendliebe – ein doch eher delikates Bild zu schenken.“

Eduard schwieg. „Ich würde es nicht als delikat bezeichnen, sondern als erotisch. Die Spannung des Bildes zu erfassen erfordert zugegebenermaßen eine positive Einstellung zur Sinnlichkeit – und die nimmt im besten Fall mit der Lebenserfahrung zu.“

Interessant. Und wie recht Eduard hatte, dachte sie.

„Was ist mein Teil der Geschichte an dem Bild? Was war oder ist dein Motiv, mir die Darstellung zu schenken?“

Sie wollte endlich wissen, was Eduard getrieben hatte, ihr den Akt zu schenken.

„Du bist nicht Teil der Geschichte des Bildes. Du bist das Bild. Als ich es entdeckte, dachte ich sofort an dich. Ich habe noch all die Fotos von dir – von damals in Apulien. Du nackt, überall – im Ferienhaus, auf der Terrasse, frühmorgens am Strand, wenn noch niemand da war. Du hast es geliebt, wenn ich dich in deinen ungenierten Posen fotografierte. Auch daran denke ich gelegentlich, wenn ich das Bild betrachte.

In meinem Innersten wusste ich immer, dass ich es nicht für mich gekauft hatte, sondern für dich.“

Sie merkte, wie sie verlegen wurde, und dass ihr Tränen in die Augen stiegen. Zugleich verstand sie jetzt, warum Eduard froh war, dass Suzan das Bild ohne Kopf gemalt hatte. Sah Eduard all die Sinnlichkeit, die das Werk ausstrahlte, tatsächlich in ihr? Noch immer? War das ein Kompliment? Dumme Frage. Was sonst.

„Warum hast du dich nie gemeldet, wenn ich so tief in dir verankert war“ – sie zögerte – „vielleicht sogar noch immer bin?“

Sie bemerkte, wie er trocken schluckte und einen nachdenklichen Zug auf seinem Gesicht.

„Vermutlich aus ähnlichen und vielleicht auch anderen Gründen, aus denen du dich auch nie bei mir gemeldet hast, obwohl du meine Karriere in den Medien verfolgt hast und dich für moderne Kunst interessierst. Nachdem ich das Bild gekauft hatte, begann ich bei dessen Anblick allmählich an meinem Glaubenssatz, dass du unerreichbar für mich wärst, zu zweifeln. Schließlich beschloss ich, dich ausfindig zu machen – wenigstens den Versuch zu wagen. Das ist gut fünf Jahre her. Wie wir wissen, hat Martins Lügegebilde das vereitelt. Seit unserem Wiedersehen in der Oper frage ich mich jeden Tag, warum er diese Lügen in die Welt gesetzt hat.

Ich kann dir gar nicht sagen, wie wütend ich auf den Kerl bin. Wir könnten seit Jahren in Kontakt stehen.“ Endlich. Endlich hatte er es ausgesprochen – und schien erleichtert zu sein. Er hatte schließlich nichts zu verlieren. Ariane bebte innerlich. ‚Wir könnten seit Jahren in Kontakt stehen‘, hatte Eduard gesagt. Was genau meinte er damit? War es ein Eingeständnis? Eduard musste ähnliche empfinden wie sie. Sie spürte ein Kribbeln – zwischen Wut, Verlangen, und auch Angst. Angst davor, was als nächstes kommen würde. Eduards Worte hatten vertraute Wärme in ihr ausgelöst und sie erinnerte sich an Einzelheiten von einst. Gleichzeitig begann die Gegenwart zu wachsen, wurde immer greifbarer, war voller Möglichkeiten.

Sie rief sich zu Ordnung. Jetzt nur nichts überstürzen, nichts Unbedachtes tun oder sagen – was sie, sie beide, schnell bereuen könnten. Ein Augenblick der Stille trat ein, und sie spürte, wie die Luft zwischen ihnen dicht wurde. Sie mussten Zeit gewinnen.

„Ich verstehe, dass du zornig auf Martin bist. Dabei kann ich mir gar nicht vorstellen, dass du wirklich wütend werden kannst.“

„Täusch dich da mal nicht. Auch ich habe im Leben dazugelernt. Zur Brust würde ich mir diese miese Ratte nehmen – wäre er noch unter uns. Meine Rache wäre bitter. Und du? Wie gehst du damit um?“

Eduard klang wieder gefasst. „Er hat dich ausgelöscht, hat auch dir die Chance auf ein Wiedersehen schon vor Jahren genommen.“

Natürlich hatte auch sie sich ähnliche Gedanken gemacht. Doch nach anfänglicher Empörung war ihr klar geworden, dass Martin ihr immer zu gleichgültig gewesen war, um sich posthum ernsthaft über ihn zu ärgern. Dafür ärgerte sie sich über sich selbst. Bei all dem Gerede über Martin war sie nicht auf Eduards wichtigste Botschaft eingegangen: Er hatte sie schon vor fünf Jahren ausfindig machen wollen. Dieses Geständnis berührte sie zu tiefst. Nein, es wühlte sie erneut auf.

Zugleich: Die Erfindung ihres Todes hatte Eduards Plan, sie ausfindig machen zu wollen, im Keim erstickt. Dafür konnte sie, so verrückt das auch war, Martin in gewisser Weise dankbar sein.

„Wie du weißt, war ich vor fünf Jahren noch mit Warren verheiratet – zugegebenermaßen mit viel Raum für Freiheiten. Eine Affäre mit dir wäre für mich aber nicht in Frage gekommen.“

Sie merkte, dass ihre Stimme fester geklungen hatte, als sie sich fühlte. Sie machte eine Pause, wartete und hoffte Eduard würde etwas sagen. Aber er schwieg. Die Stille war fast schmerzhaft.

„Warst du in Suzan verliebt? Oder wart ihr – oder seid ihr – ein Paar?“

Eduard hob langsam den Blick und sah in die Ferne. In seinen Augen lag etwas, das sie nicht deuten konnte – Zögern, vielleicht auch Trotz?

„Was würde die eine wie die andere Antwort in deinem Leben ändern?“, sagte er tonlos.

Seine Worte trafen sie unvorbereitet. Vielleicht einiges, dachte sie – und spürte, wie sich ihre Brust verengte und ihr den Atem nahm. Sie zwang sich zu einem Nicken. Eduard hatte recht. Es ging sie nichts an.

„Suzan und mich verband und verbindet ein freundschaftlicher und geschäftlicher Kontakt. Affären zwischen Kunstschaffenden und Agenten sind unprofessionell. Das weiß auch Suzan. Dein Bild ist übrigens bis heute ihr einziger Akt.“

Ariane sah Eduard an. Sie musste das seelenlose Thema eine Affäre zwischen ihm und Suzan beenden.

„Benötigt das Bild einen Rahmen?“ fragte sie fast hastig.

„Einen Rahmen? Ich weiß nicht. Vielleicht eine schlichte Rahmung mit Schattenfuge. Es hängt davon ab, in welcher Umgebung das Bild seinen Platz finden soll. Ich kenne die anderen Räume der Wohnung nicht. Und du musst dir die Frage beantworten, ob du den Akt nur für dich sichtbar hängen möchtest oder zum Beispiel hier im Wohnzimmer.“

Lasse ihn ein paar Tage oder Wochen in anderen Raum auf dem Boden stehen, angelehnt an die Wand oder ein Möbelstück. Dann wirst du spüren, wohin er gehört. Vielleicht gehört das Bild auch gar nicht nach Berlin, sondern in dein Haus in Frankreich – in südliches Licht, in die Wärme. Dort würde es eine eigene Wirkung entfalten.“

Ariane blickte das Gemälde an, dann Eduard. Wie recht er abermals hatte. Das Bild musste nach Gigaro, in den Süden, ins Licht und in die Wärme – so wie einst sie beide, als Eduard in Apulien die Fotos von ihr schoss. Sie würde das Bild nach Gigaro bringen lassen und Eduard überraschen, wenn er sie besuchen kam. Sie lächelte und dachte, dass sie nie geahnt hätte, dass ein Bild ihr so viel über den Ort sagte, an den es gehörte.

Während sie weiter vor dem Bild standen, aßen sie Antipasti von kleinen Tellern, tranken den Pouilly Fumé, und schwadronierten über wechselnde Themen. Über ihnen entlud sich derweilen weiter das Gewitter. Als es etwas ruhiger wurde, erklärte Eduard, die Gelegenheit nutzen zu wollen, um zu gehen.

Zum Abschied ließ sie sich von Eduard in die Arme nehmen, schmiegte sich an ihn, und nahm seinen ihr über die Jahre unvergesslich gebliebenen Duft wahr.

Nach dem Eduard gegangen war, lehnte sie sich mit dem Rücken an die geschlossene Wohnungstür. Noch immer grollten entfernt einzelne Donner. Sie war froh, dass sie beide die Contenance gewahrt hatten und keiner der Versuchung einer Annäherung erlegen war. Sie wusste nicht, ob sie widerstanden hätte. Dann dachte sie an ihre Erkenntnis des heutigen Abends: Eduard hat das Bild nie mit dem professionellen Blick eines Kunsthändlers betrachtet. Er sah es mit dem Blick eines Mannes, der voller Erinnerungen und Hoffnungen steckte.

An der glatten Oberfläche der Tür rutschte sie herunter bis sie auf dem Boden saß.

Auf der Haut spürte sie die dampfige Luft und fühlte sich endlos erschöpft – bis ein Donner direkt über dem Haus sie hochschreckte und aus den Gedanken riss.

17

Donnerstagmittag landete Eduard in Nizza und fuhr mit einem Mietwagen nach Ramatuelle zu seinem Kunden. Während des Abendessens besprachen sie die Hängung der Bilder. Freitagvormittag hängten sie die Werke auf. Auf den angebotenen Lunch verzichtete er dankend. Stattdessen fuhr er in sein kleines Hotel außerhalb von Saint Tropez.

Im Garten am Pool genoss er die Ruhe und dachte in der Abgeschlossenheit den letzten Abend mit Ariane. Erst hatte sie erwähnt, dass er vor fünf Jahren für sie für eine Affäre nicht in Betracht gekommen wäre – und hatte dann nach Suzan gefragt. Er glaubte, den Zusammenhang zu verstehen.

Am frühen Abend machte er sich auf den Weg, Ariane zum Abendessen abzuholen. Auf seine Bitte hatte sie ein Restaurant vorgeschlagen und angeboten, einen Tisch zu reservieren. Morgen würde er nach Saint-Paul-de-Vence fahren, und Museen und Galerien besuchen. Sonntag flog er zurück.

Die schmale Straße nach Gigaro führte durch eine vom Sommer verdorrte Landschaft. Die silbrigen Blätter der Olivenbäume schienen ihm zu winken. Dazwischen Korkeichen und Esskastanienbäume. Vereinzelt leuchteten bunte Blüten von Oleanderbüschen. Ariane hatte ihm den Weg genau erklärt. Er zählte die Serpentine, identifizierte die solitär stehende Zypresse, die sie als Orientierungspunkt erwähnt hatte, und erkannte die Einfahrt zu ihrem Anwesen. Nach dem er eingebogen und auf das Garagenhaus zugefahren war, sah er Ariane zwischen Olivenbäumen auf ihn zukommen.

Zu seiner Überraschung fiel die Begrüßung eher nüchtern aus – nur ein fast flüchtiger Kuss auf die Wange.

Dafür schien in ihren Augen etwas Geheimnisvolles zu liegen. Ariane führte ihn auf die Terrasse, wo er an die Steinbrüstung trat und zur Küstenlinie herunterschaute. „Phantastisch“, murmelte er.

Ariane trat neben ihn und reichte ihm ein Glas Crémant zum Aperitif. „Ja. Phantastisch“, griff sie sein Gemurmel auf, erklärte die zerklüftete Küstenlinie und deutete auf kleine, versteckte Buchten.

„Auch nach all den Jahren berauscht mich der Ausblick noch immer“, und behielt die zweite Hälfte des Satzes, „... und mit dir neben mir, mehr denn je“, für sich. Sie spürte seine Wärme an ihrer Schulter, so dicht stand Eduard neben ihr. Wie ein junges Mädchen kam sie sich vor. Voll von Erwartung. Sie deutete zum Horizont.

„Der Dunstschleier vor der Sonne ist ein erster Herbstbote. Aber die Tage zum Sonnen und Baden reichen noch bis in den November.

Lass uns fahren,“ wechselte sie das Thema.

Als sie durchs Wohnzimmer gingen, um das Haus zu verlassen, bemerkte er das Bild auf dem Kamin Sims, sagte aber nichts.

Ihr Tisch im Chez Camille bot einen fantastischen Blick auf die kleine Bucht.

„Genau diesen Tisch habe ich für uns reserviert. Es ist so wunderbar, mit dir hier zu sitzen.

Sie saßen tatsächlich im Chez Camille. Gelegentlich ging sie mit Freunden hin, aber noch nie war sie zu einem Rendezvous dort. Würde es heute ein Rendezvous sein?

„Danke dir für die Einladung. Darf ich das Menü auswählen? Du musst unbedingt die Bouillabaisse essen. Nur die im Fischlokal an der Plage du Layet ist vergleichbar mit dieser hier.“

„Nur zu. Ich begeben mich in deine Hände.“

Eduards Bemerkung löste ein warmes Kribbeln bei ihr aus.

Der Kellner nahm die Bestellung auf.

„Du hast das Bild tatsächlich hierhergeholt. Das finde ich gut.“

„Ja. Und ich weiß, wo es hinsoll. Hilfst du mir, es aufzuhängen?“

Er nickte.

„Möchtest du gar nicht wissen, wo es hinkommt?“

„Und?“

„Über den Kamin, wo es jetzt schon steht. Dort kann ich es vom Wohnzimmer und Esszimmer aus gleichgut sehen.“

„Ein guter Platz. Nur gut, dass niemand die Geschichte des Bildes kennt.“

Für einen Moment, da Arianes Hand die seine einen kurzen Augenblick berührte, schien ihm die Welt stillzustehen.

Sie sah ihm in die Augen und er glaubte, stilles Einvernehmen zu erkennen.

„Wie verbringst du die Tage, während du das Sommerhalbjahr hier lebst?“, holte er Ariane aus ihrer Trance, und während sie aßen, hörte er ihren Schilderungen zu.

„.... und seit kurzem verbringe ich die Zeit zunehmend damit, womit ich schon vor mehr als dreißig Jahren hätte anfangen sollen.“

Er hob die Augenbrauen und sah sie fragend an.

„Mit Schreiben.“

„Mit Schreiben? Du überraschst mich immer wieder – erst Augenärztin, dann Unternehmerin in Sachen Private Equity. Dazu ein Ehe-Pakt. Ein Pendelleben zwischen Berlin und hier. Und jetzt Schreiben.“

„Ich war noch keine sechzehn, da war schon allen klar, dass ich Medizin studieren würde. Schließlich habe ich es auch selbst geglaubt. Und warum war es allen klar, und warum habe ich Medizin studiert? Aus einem einzigen Grund: Weil ich es mit meinen Noten konnte. Aus keinem anderen Grund. Ohne die ständigen Indoktrinationen wäre ich nie Ärztin geworden.“

„Was für eine verrückte Geschichte.“

„Irre. Was? Vielleicht hätte ich Jura studiert – nicht, um als Juristin zu arbeiten, sondern weil mich die Logik der Denkprozesse dieser Disziplin beeindruckt.

Alternativ hätte ich Germanistik, Journalistik oder Geschichte studiert. Alles mit dem Ziel, zu schreiben.“

„Hmm. Und – was schreibst du so?“

„Nichts Konkretes. Textfragmente, Gedanken, Alltagsbeobachtungen. Manchmal Wutbriefe ans Universum.“

„Schreib ein Buch. Schreib dein Leben auf und bring es heraus.“

„Kein Verlag wartet auf die Geschichte einer in die Jahre gekommenen Karrierefrau, die in ihrer Vita nicht mit Schicksalsschlägen wie Verfolgung, Vertreibung, Missbrauch oder ähnlich tragischen Ereignissen aufwarten kann – auf die Lebensgeschichte einer Frau, die glaubt, spät zu ihrer Berufung gefunden zu haben.“

„Jetzt übertreibst du aber schamlos, liebe Ariane, in jeder Hinsicht.“

„Stimmt. Aber der Kern jeder Übertreibung ist die Wahrheit. Lese Rezensionen und die Waschzettel in Buchcovern. Wir beide wissen es: Deine Kunstszene ist genauso eitel und undurchsichtig wie der Literaturbetrieb.“

Er lachte. „Auch in dieser Übertreibung steckt vermutlich ein wahrer Kern.“

„Und die Sache mit in die Jahre gekommen, stimmt schließlich zur Gänze.“

„Jetzt hör aber auf. Sonst nehme ich dir das Bild wieder weg. Du bist eine umwerfend attraktive Frau. Das weißt du auch genau. Kaffee?“

„Den trinken wir bei mir zuhause auf der Terrasse.“

Er stimmte zu und sie gingen. Bezahlt hatte er bereits, als Ariane ihm kurz zuvor den Gefallen getan hatte, mal eben den Tisch zu verlassen.

18

In der Wärme der Nacht unterhielten sie sich noch eine Weile, tranken den Kaffee und hörten das Meeresrauschen. Zum Abschied ließ sie sich erneut von Eduard in die Arme nehmen, spürte seine Finger und dachte: Eine schöne Angewohnheit. Doch streichelt er sie nur zum Trost, als Witwe – oder steckte mehr dahinter? Oder bildete sie sich das nur ein? Sie lehnte an ihm, sog den vertrauten Geruch ein und spürte, wie sehr sie sich nach ihm sehnte. Auf einmal spürte sie seine Lippen auf der Wange, Küsse – dann auf ihren Lippen. Sie erschrak. Das Trauerjahr war noch nicht vorbei.

Mit einer Drehung wand sie sich aus seinen Armen. Sie konnte nicht. Zugleich dachte sie, wie jämmerlich das von ihr war.

„Bitte nicht.“ Es war mehr ein Hauchen als ein entschlossener Satz gewesen. Sie trat einen Schritt zurück und legte die Arme um sich, als wolle sie ein Cape um sich schließen, das sie schützen, verbergen, vielleicht sogar unsichtbar machen sollte. Sie spürte Eduards Blick.

„Dann gehe ich mal. Gute Nacht. Ich rufe dich an.“

Obwohl Eduard neben ihr stand, kamen ihr die Worte wie aus weiter Ferne vor. Sie verharrte bewegungslos, die Arme weiter um sich geschlungen. Aus dem Augenwinkel sah sie Eduard sich abwenden und gehen.

„Warte“, rief sie.

Eduard blieb stehen. Sie lief auf ihn zu, umfasste ihn, küsste ihn – nicht auf die Wangen, nicht vorsichtig. Auf den Mund, stürmisch und wild.

„Geh nicht. Bleib.“

Das Morgenlicht war noch blass, als das Zirpen der Zikaden ihr verriet, dass es bereits dreiundzwanzig Grad oder mehr hatte. Leise streifte sie das Laken ab. Sie spürte die warme Luft, die durch die offenstehenden Terrassentüren ins Schlafzimmer und ihr über die Haut strich. Ein wohliger Schauer durchlief sie. Sie sah zu Eduard – ihn an.

Still lag er neben ihr – die klaren Konturen seines Gesichts im sanften Licht, der Atem gleichmäßig. Sie konnte sich nicht sattsehen an ihm, an seinem Körper, an dem Mann, der ihr so lange fern war und jetzt so nah war. Ihre Haut, ihr Körper sehnte sich nach seinen Berührungen, nach seinen Händen und Lippen. Ein leiser Seufzer entwich ihr, als sie sich an ihn schmiegte. Seine Lippen streiften ihren Hals. Sein tiefes Brummen erregte sie. Und was führten sie immer für faszinierende Gespräche. Sie konnte ihm stundenlang zuhören. Dabei war sie es, das wusste sie genau, die mehrheitlich redete.

In seiner manchmal stillen Art war Eduard dennoch stets gegenwärtig, und sie wusste, dass er sie in all ihren Gedanken und Empfindungen verstand. Ihre gelegentlichen Spitzen ließ er mit einer solchen Gelassenheit und Humor an sich abperlen, dass sie ihn jedes Mal hätte umarmen wollen.

Das Trauerjahr, auf das sie sich vergangene Nacht in Gedanken berufen hatte, fiel ihr ein. Das war anmaßend von ihr gewesen. Nicht im Entferntesten stand es ihr zu, sich als Witwe zu sehen. Sie hatte ihren engsten Freund verloren, einen langjährig treuen und stets aufrichtigen Begleiter. Sie vermisste Warren und trauerte um ihn – doch sie war keine Witwe. Sie war so frei, wie sie es immer gewesen war, als Warren noch lebte:

frei, selbst zu entscheiden, wohin ihr Leben weiter verlaufen würde. Lag ein anderes, ein ganz neues Leben vor ihr? Wie einst Émilie du Châtelet mit Voltaire könnten Eduard und sie ihre geistigen Interessen und die Freuden der Liebe teilen – nur eben nicht in der Champagne, sondern an der Côte d'Azur.

Als Eduard die Augen öffnete, saß sie an das Kopfende angelehnt. Das Laken hatte sie noch immer abgestreift. Er sah zu ihr hoch.

„Und?“ – erwiderte sie stumm seinen Blick – „gefällt dir, was du siehst? Du denkst doch jetzt nicht an das Bild, oder? Das Original ist dir doch sicherlich lieber“ – hoffte sie jedenfalls.

Sie wartete, bis sich ein Lächeln auf Eduards Gesicht ausbreitete. Dann flüsterte sie: „Komm mit.“

Sie schlüpfte vom Bett, lief auf die Terrasse hinaus und trat an die Steinbalustrade. Eduard folgte ihr, trat hinter sie und legte seine Hände auf ihre Hüften. Sie wusste, sein Blick würde wie der ihre auf den endlosen Horizont über dem Meer gerichtet sein. Eduards Wärme durchströmte sie und sie verharrte bewegungslos – bis sie ihn auf einmal intensiver spürte. Mit einem scharfen Zug sog sie die salzige Luft ein.

„Lass uns an den Strand fahren, schwimmen gehen.“

Er nickte. Minuten später saßen sie in Arianes weißem Moke. Während der kurzen Fahrt mit dem offenen Wagen kicherte sie auf einmal.

„Was amüsiert dich?“

„Meine Erinnerung an deine Bemerkung, ich sei ungeniert gewesen – damals in Apulien, als du die Fotos von mir gemacht hast. Das bin ich vielleicht noch mindestens so sehr wie damals. Wie hast du es formuliert? Im besten Fall nimmt die Sinnlichkeit mit der Lebenserfahrung zu.“

Wenig später schwamm sie neben Eduard hinaus in das in die Morgensonne getauchte Meer und es kam ihr vor, als seien ihre Sinne wacher denn je.

Als sie beim Frühstück saßen, fragte sie: „Wie sehen deine Pläne für die nächste Zeit aus? Wann kommst du wieder?“

Sie erschrak. War sie dabei, den Ereignissen vorzugreifen, und ohne Eduard mitzunehmen, davonzueilen? Vielleicht würde er gar nicht zu ihr zurückkommen wollen. Vielleicht war sie ihm ein willkommenes Abenteuer, ein Wochenendvergnügen und er hatte ihr nicht verziehen?

Hegte Eduard Rachegelüste, weil sie ihn damals sitzen lassen hatte? Anlässlich Martins Lügen hatte er von Rache gesprochen. Aber zu spät. Sie hatte sich von ihren Gefühlen übertölpeln lassen und unbedacht losgeplappert. Vorsichtshalber schwieg sie jetzt und hoffte inständig, Eduard würde etwas sagen. Voller Angst und Zweifel sah sie über den Tisch hinweg zu ihm herüber – bis sie ihn nicken sah. Endlich.

„Morgen früh fliege ich für drei Tage nach Berlin und anschließend nach Köln. Von dort geht es weiter nach New York. Heute in zwei Wochen könnte ich wieder hier sein. Nach vier Tagen muss ich allerdings schon wieder weiter, auf eine Messe. Das ist der Kreislauf meines Vagabundendaseins. Ist das nicht geradezu eine Zumutung für dich?“

„... könnte ich wieder hier sein“, hatte Eduard gesagt. Sie war erleichtert. Alles war ihr recht. Bedingungslos. Hauptsache, Eduard würde hierher zu ihr zurückkehren – jedes Mal. Außerdem könnte sie ihn begleiten: London, New York. Warum nicht? Und vielleicht irgendwann Australien – dort war sie noch nie. Und wenn sie im Winter mehrere Monate in Berlin lebte, würde Gigaro im Vieleck der Anlaufpunkte entfallen. Ihre eigenen Verpflichtungen fielen ihr ein – in ihrer Firma, in den Beteiligungen und Aufsichtsräten. Dafür brauchte sie selbst Zeit und würde reisen müssen.

Ihr wurde bewusst, wie kompliziert – und damit wie dringlich – eine enge Abstimmung ihrer Lebensrhythmen sein würde.

„Bitte. Lass uns planen, statt wie früher die Dinge nur auf uns zukommen zu lassen.“ Sie machte eine Pause. „Oder überfahre ich dich gerade – und du möchtest das alles gar nicht?“

Hatte sie zaghaft geklungen? Spürte Eduard ihre Verunsicherung?

Eduard stand auf, kam um den Tisch herum zu ihr, und hielt ihr die Hände entgegen. Sie griff danach und ließ sich sanft aus dem Stuhl hochzog.

„Genauso machen wir es“, begann er. „Planen. Nichts dem Zufall überlassen. Gib uns aber auch Zeit und Luft – und den Raum, damit sich alles entwickeln kann. Wir haben nicht nur ein halbes Leben hinter uns, sondern auch viel Zeit vor uns. Damit müssen wir behutsam umgehen.“

Sie sank in seine Armen und spürte unendliche Dankbarkeit. Aber auch Anspannung. Sie wusste, dass das alles leichter gesagt war, als gelebt.

Sonntagfrüh begleitete sie Eduard im noch fahlen Morgenlicht zum Garagenhaus, wo sie ihn nochmals verabschiedete.

Dann winkte sie, bis der Wagen ihrem Blick entwand. Sie kehrte ins Haus zurück, setzte sich mit einer Schale Kaffee auf die Stufe am Küchenausgang und ließ den Blick über das Weinfeld in der Senke schweifen. Dunstschwaden lagen wie Schleier über den Reben. Die Trauben waren bereits gelesen. Wie der neue Rosé wohl schmecken würde? Das Morgenlicht waberte zwischen silbrig und milchig.

Und jetzt? Sie holte tief Luft. Waren Eduard und sie nun wieder ein Paar? Wirklich? Für wie lange? Auf Dauer? Vorgestern Nacht hatte ein einziges Wort – „Bleib“ – genügt, um ihn nach all den Jahren zurückzubekommen. Mehr mussten sie nicht aussprechen, besprechen, klären, bestätigen. Zum ersten Mal traute sie sich, sich vorbehaltlos zu freuen. Sie spürte aber auch tiefe Erschöpfung.

Sie erhob sich, schloss die Tür und ging langsam nach oben ins Schlafzimmer. Während der letzten Schritte auf das Bett zu, ließ sie den Morgenmantel zu Boden gleiten, legte sich hin, zog das Laken über sich, umklammerte das Kissen, auf dem Eduard zwei Nächte geschlafen hatte, drückte es an sich – und schlief ein.

Erst am Nachmittag wachte sie wieder auf. Ihr erster Griff galt dem Smartphone. Keine Nachricht von Eduard. Sie duschte. Dann fuhr sie an den Strand, an dem sie tags zuvor mit Eduard schwimmen war.

Sie lief die Wasserlinie auf und ab. Immer wieder sah sie zu der Stelle, an der sie mit Eduard, nach dem sie im Morgenlicht Schwimmen waren, im Sand gelegen hatte. Sie dachte daran, wie ihr Alltag bis zur Olivenernte im November und darüber hinaus verlaufen würde, wäre Eduard nicht wieder in ihr Leben getreten. Und obwohl sie ihr gemeinsames Leben noch gar nicht begonnen hatten, fühlte sich die Zukunft bereits anders an. Neu und verändert. Aber wollte sie das? Ein neues Leben? Würde ein verändertes Leben ihr nicht fremd sein? Sie spürte, wie eine leise Unruhe sie verunsicherte.

Sie lief weiter. Auf und ab. War sie jetzt nicht mehr frei? Würde sie nicht mehr unabhängig entscheiden können? Würde sie künftig die Sommer in Gigaro verbringen und aufs Meer hinaussehen und die Winter im nebligen Berlin hocken – und warten. Warten, bis Eduard aus Köln, London, New York, aus Singapur oder vielleicht irgendwann aus Sydney zurückkäme? Wollte sie das? Mariam hatte es nicht gewollt: warten.

Ariane blieb stehen – doch die Fragen liefen weiter. Hatte sie sich Schrullen angewöhnt? War sie zu alt für eine neue, eine feste und auf Dauer ausgelegte Beziehung? Oder war sie schlicht egozentrisch geworden – vielleicht immer gewesen?

Mit Warren hatte sie sich geschäftlich vereinbart, Termine für Einladungen und Veranstaltungen abgestimmt oder sie hatten sich zum Abendessen zuhause verabredet. Gewartet auf Warren hatte sie nie. So wie gestern früh, als Eduard auf der Terrasse vor dem Schlafzimmer hinter sie getreten war, schaute sie auch jetzt wieder zum Horizont. Auf Eduard würde sie warten. Das sah sie deutlich vor sich.

Aber die Erkenntnis bereitete ihr Angst. Sie setzte sich an die Stelle, an der sie mit Eduard gelegen hatte und begann, ihre Beziehung analytisch zu betrachten. Hatten ihre Erinnerungen an ihre junge Liebe – als Eduard und sie zur Schule gegangen waren und sie später studierten – irgendetwas mit ihrer heutigen Liebe zu tun? Es würde eine ganz andere Art von Beziehung sein. Und war es tatsächlich Liebe, die sie jetzt verband? Oder nur eine stürmisch aufflackernde Leidenschaft, die alsbald abebbte?

Was Paare üblicherweise verband und zusammenhielt, haben Eduard und sie nie gemeinsam durchgestanden. Nichts hatten sie zusammen aufgebaut, hatten keine Familie gegründet, kein Haus errichtet, nicht zusammen im Chor gesungen. Auch Leid und Sorgen hatten sie nicht geteilt. Sie allein hatte Eduard Leid zugefügt – und ihn damit allein zurückgelassen. Die Analyse erschien ihr niederschmetternd. Was war es also, was sie heute vereinte?

Erst spät ging sie zu Bett. In der Hoffnung, Nähe und Verbundenheit mit Eduard zu finden, griff sie wieder nach seinem Kissen und sog den Geruch ein. Sie schlief unruhig, wachte immer wieder auf und wälzte im Halbschlaf Gedanken hin und her.

Am Morgen galt ihr erster Griff dem Handy. Sie freute sich – Eduard hatte ihr einen zärtlichen Gutenmorgengruß geschickt. Sie hatten vereinbart, immer erst abends zu telefonieren. Dann fiel ihr Blick auf den Wecker: Es war schon zehn Uhr. So lange schlief sie sonst nie. Offenbar forderten die vielen Gedanken über die Veränderungen ihr mehr Kraft ab, als sie wahrhaben wollte. Sie lauschte dem Zirpen der Grillen und spürte die Wärme. Und während sie das tat, dämmerte ihr, dass sie über Nacht den Schlüssel zu der Beziehung mit Eduard gefunden hatte: Eduard und sie brauchten keine gemeinsame Vergangenheit. Heute waren sie gänzlich andere Persönlichkeiten als einst. Ihre neue Liebe war so unberührt wie die Zeit, die vor ihnen liegen würde. Ihre Perspektive würde das Streben nach dem Glück des Moments, des Alltags und der Vorfreude sein. Und irgendwann würden sie über gemeinsam erlebte Erinnerungen lachen.

Bei diesen Gedanken offenbarte sich ihr eine weitere Erkenntnis: Eduard hatte vollkommen recht gehabt.

Sie warf das Laken zurück, sprang aus dem Bett und beeilte sich im Bad.

23

Wenig später rief sie den Gärtner an, der ihr auch bei anderen Arbeiten rund ums Haus zur Hand ging. Er würde ihr helfen, den ehemaligen Ziegenstall zu entrümpeln. Das Gebäude stand bereits, als sie das Grundstück erworben hatte. Auch wenn sie den Bau aus hellem Naturstein nur als Remise vorgesehen hatte, hatte sie Strom und Wasseranschlüsse verlegen lassen. Durch die große Fensterfront war auch von dort zwischen den Olivenbäumen das Meer zu sehen.

Der Gärtner und ein Helfer kamen tags darauf mit einem Pritschenwagen. Bis auf drei einfache Holzstühle und eine Récamière hievten die Männer alles auf die Ladefläche und fuhren es zur Entsorgung ab. Während die beiden am folgenden Tag die Remise ausweißelten, machte sie sich auf den Weg nach Saint Tropez und bestellte bei Les Tissus Marinette Vorhänge und Schienen. Die Chefin versprach ihr, die Vorhänge binnen einer Woche zu nähen und aufzuhängen.

Ariane war froh, dass die Saison vorüber war und alle wieder entspannt waren. So würde ihr Projekt zügig Gestalt annehmen, freute sie sich. Aber sie weihte niemanden in ihr Geheimnis ein.

Am vierten Tag zerrte sie mit Hilfe des Gärtners einen alten Eichentisch aus der Garage, und sie trugen das Möbel in die Remise. Vor Jahren stand der Tisch als Sperrmüll am Straßenrand, und sie hatte ihn für zu gut befunden, um weggeworfen zu werden. Sie reinigte das Möbel gründlich und wachste es mehrfach ein, bis das Holz einen sanften Glanz annahm. Schließlich bugsierte sie den Tisch vor die Fensterfront und stellte einen der drei Stühle dazu. Darauf lief sie ins Haus, nahm das Bild, das noch nicht aufgehängt war, vom Kaminsims, und trug es durch den Olivenhain in die Remise. Gottlob, dachte sie, dass es nur groß, aber nicht schwer war. Sie stellte den Akt auf einen der beiden anderen Stühle entlang der Wand und lehnte das Bild gegen die hohe Rückenlehne. Damit war es soweit.

Abermals lief sie ins Haus, holte den Laptop und legte ihn auf den Tisch. Der würde ab sofort ihr Schreibtisch sein. Sie setzte sich an den Tisch und spürte tiefen Frieden. Binnen Wochenfrist hatte sie den einstigen Ziegenstall in ihr Skriptorium verwandelt. Hier würde sie fortan schreiben – zu allererst ihre eigene Geschichte. Eduard hatte recht.

Und es war unwichtig, ob sich ein Verlag für ihr Manuskript interessierte. Sie würde schreiben, weil es ihr ein Bedürfnis war. Und ohne Verlag würde sie vielleicht offener und ehrlicher erzählen.

Nichts davon würde sie Eduard, wenn sie heute Abend telefonierten, verraten. Dennoch malte sie sich seine Reaktion aus, wenn er erfahren würde, dass sie seinem Rat gefolgt war und angefangen hatte, zu schreiben.

Und wenn er zurück war, würde sie ihm ihre zweite Heimat zeigen. Sie würde mit ihm über die Wochenmärkte streifen, die jetzt wieder den Einheimischen und den wenigen verbliebenen Fremden gehörten. Sie würde mit ihm Hafenpromenaden entlangbummeln, pittoreske Fischerorte aufsuchen, ein Stück auf dem Sentier du Littoral wandern und ins Hinterland fahren. Und natürlich würden sie die Museen in Antibes, Nizza und Saint-Paul-de-Vance aufsuchen. Und vielleicht gab es ja auch noch Konzerte auf der Freilichtbühne von Ramatuelle.

Sie klappte den Laptop auf und las nochmals Eduards letzte Mail. Er war gut in New York angekommen und hatte ihr seine Termine geschrieben. Auch ein Treffen mit Suzan stand auf seinem Programm. Er würde ihre neuen Bilder taxieren.

Sie sah zu dem Torso auf dem Stuhl. Der Anblick ließ sie endlose Geborgenheit verspüren.

Wie in der Vergangenheit oft, war sie auch jetzt allein in ihrem Haus auf dem Cap, hoch über dem Meer. Aber seit Eduard wieder einen Platz in ihrem Leben einnahm, verspürte sie keinen Augenblick Einsamkeit. Erfüllt von dieser Erkenntnis, erfasste sie das Verlangen, Eduard zu schreiben und ihm von ihrem Alltag und ihren Gedanken zu erzählen. Das Geheimnis ihres Skriptoriums bewahrte sie für sich.

Und dann, nach dem sie Eduard geschrieben hatte, tat sie es – es kam ihr wie eine feierliche Handlung vor: Sie legte einen Ordner an und nannte ihn ‚Leben‘.

Sie schrieb die ersten Worte der Geschichte einer Ärztin wider Willen, einer Frau, die unbeabsichtigt Karriere und ein Vermögen in der Investmentbranche machte, einer Witwe, die keine war, und von zwei Lieben derselben Frau zu demselben Mann.

Es war einmal, begann sie – und lachte. Warum nicht. Sie lebte ein Märchen.

24

Es dämmerte, als sie vom Signalton für eine eingegangene E-Mail zurückgeholt wurde und las.

*Liebe Ariane,
heute früh erhielt ich einen unerwarteten Anruf von meinem langjährigen Freund Jonathan Bernstein.*

Jo ist Galerist in Sydney. Er teilte mir mit, dass er seine Galerie nun doch in neue Hände übergeben möchte. Jo weiß, dass ich mit dem Gedanken spiele, in Sydney einen Kunsthandel zu eröffnen. Ob er zu dem Schluss gekommen ist, dass es mit über achtzig an der Zeit wäre aufzuhören, oder ob es ihm gesundheitlich schlechter geht, weiß ich nicht. Jo ist seit Längerem angeschlagen und ich habe den Eindruck, dass er es jetzt plötzlich eilig hat. Mir ist es ein Anliegen, mich noch heute auf den Weg zu ihm zu machen – auch wenn es am Ende nur dazu dienen sollte, mich von ihm zu verabschieden, was ich natürlich nicht hoffe. Die Reise von hier aus ist kompliziert, über Los Angeles. Wie lange ich in Australien bleiben werde, weiß ich nicht. Der Rückweg nach Europa wird dann nicht weniger umständlich.

Um es kurz zu machen: Ich werde es nicht schaffen zum vereinbarten Datum nach Nizza zu kommen. Das finde ich schade, und ich versichere dir, dass solche plötzlichen Terminänderungen bei mir nicht an der Tagesordnung sind. Aber die Reise muss jetzt sein. Ich melde mich, wenn ich angekommen bin.

Ich halte dich in meinen Armen, Eduard

Sie las die Mail nochmals und abermals – und sackte jedes Mal ein Stück weiter zusammen.

Sie fühlte sich elend. Einsam. Verlassen?

Warum hatte er sich nicht per Videoanruf gemeldet, sie angesehen und sie seine Stimme hören lassen? Es war doch erst früher Nachmittag in New York. Sie ermahnte sich, nicht kindisch zu sein. Vermutlich war Eduard seit dem unerwarteten Anruf seines Freundes damit beschäftigt, Termine umzustellen und die Reise zu organisieren.

*Liebster Eduard,
sollte es deinem Freund tatsächlich nicht gut gehen, wäre das traurig. Wir wollen es nicht hoffen. Aber vielleicht eröffnet sich dir die Chance, seine Galerie zu übernehmen. Und wer weiß: Vielleicht könnte Herr Bernstein dabei noch eine Weile eine Rolle übernehmen?*

Sollte sie Eduard schreiben, dass es schade wäre, ihn nicht zu geplanten Zeitpunkt in Nizza abholen zu können, und dass hier eine Überraschung Geheimnis auf ihn wartete? Sie ließ es.

Habe einen guten Flug. Ich freue mich darauf, von dir zu hören.

Ich küsse dich, deine Ariane

Sie fuhr den Laptop herunter und schaltete die Schreibtischlampe aus. Als sie aufsah, erschrak sie. Im Dämmerlicht glühten die Farben des Aktes, der Torso wirkte so plastisch, als würde er sich gleich vom Stuhl erheben.

Mit dem Laptop unterm Arm ging sie unter den Olivenbäumen hindurch ins Haus und ohne Abendessen zu Bett.

25

Am Morgen wachte sie zu ihrem Erstaunen abermals spät auf. Ihr erster Gedanke galt Eduard. War er inzwischen gelandet? Sie machte den Arm lang, griff nach dem Smartphone und sah ihrem Zeigefinger zu, wie er sich bei der Eingabe der PIN zwei Mal vertippte. Erst nach dem dritten Versuch verband sich das Gerät mit dem WLAN und sie wartete ungeduldig auf Eduards Nachricht. Aber nichts passierte. Sie hörte kein Signal und spürte kein Vibrieren. Warum meldete er sich nicht? Wie lange dauerte der Flug? Was war los? Von Los Angeles aus hätte er sich doch melden können. Sie ließ die Hand sinken und fühlte sich noch elender und einsamer als am Vorabend.

Ihr fiel ein, dass Eduard Suzan treffen wollte, um ihre neuen Bilder zu taxieren. Lief doch etwas zwischen ihnen? Gegen alle Regeln.

Ihre Gedanken rasten und plötzlich spürte sie Panik. Gab es den Galeristen Jonathan Bernstein in Sydney überhaupt? Hektisch öffnete sie den Browser und gab den Namen ein. Als sie „Galerist“ und „Sydney“ ergänzen wollte, ließ sie die Hand sinken.

So etwas machte Eduard nicht. Lügen. Hat er nie. Hatte er nicht geschrieben, sich nach seiner Ankunft in Sydney zu melden? Er musste noch auf dem Flug sein.

26

Das Brummen der Triebwerke nahm er nicht mehr wahr. Seit der Zwischenlandung in Los Angeles hatten sie noch nicht einmal die Hälfte der Anschlussstrecke nach Sydney hinter sich.

Der Platz in der Business Class schützte ihn nicht vor Rückenschmerzen. Er griff nach einem Kissen, steckte es sich in den Rücken und drückte die Wirbelsäule durch. So lange Flüge waren wirklich pure Zeitverschwendung. Von Tür zu Tür, von Berlin oder Köln aus, würden es jedes Mal an die dreißig Stunden sein. Und das gleiche zurück. Sollte er Jos Galerie wirklich übernehmen?

Er dachte an die zurückliegenden Wochen und an Ariane. Seit sie in sein Leben wieder aufgetaucht war, strauchelte er mit seinem Weltbild. Zum ersten Mal hegte er Zweifel an seiner Lebensführung. Er funktionierte. Perfekt sogar. Er hatte sein Geschäft im Griff, pflegte Kontakte zu Künstlerinnen und Künstlern, zu Kunden und Geschäftspartnern. Mit einigen verband ihn eine freundschaftliche Beziehung.

Alle bedachte er mit Glückwünschen zum Geburtstag und mit auf die jeweilige Religion, Region und Herkunft abgestimmten Karten zu Festtagen. Kredite hatte er keine mehr offen. Bei Geldanlagen achtete er auf ethische Werte, bei der Steuer verzichtete er auf Trickereien. Als Miriam mit dem Argentinier durchgebrannt war, hatte er ihr den Hausrat nachschicken lassen und die Wohnung dem Vermieter übergeben. Was war er nur für ein Gutmensch – ein Langweiler. War er Ariane einst zu langweilig, zu korrekt und zu spröde gewesen? Fehlte ihm das gewisse Etwas, vielleicht etwas Verwegenes, Verruchtes, das ihn aufregend machte, machen würde? Hatte Ariane ihn genau deswegen für den Professor sitzengelassen?

Was für einen Unsinn fantasierte er sich da nur zusammen. Ariane hatte ihn vor sechsundzwanzig Jahren, als sie in seine Wohnung geplatzt war, genauso zurückhaben wollen wie jetzt. Er war genauso in ihrem Innersten haften geblieben, wie sie in ihm. Wie er, hatte sich Ariane mit dem Leben arrangiert und über Jahre mit Kompromissen gelebt.

Jonathan fiel ihm ein. Als Jo ihn angerufen und ihm seine Überlegungen zur Aufgabe der Galerie erläutert hatte, hatte er ihm eine Notlüge aufgetischt. Er hatte Jo erklärt, gerade auf dem Weg nach Sydney zu sein, um sich über den Stand Kunstszenen in down under zu informieren – und dass er ihn überraschen wollte.

Er wollte Jo kein schlechtes Gewissen bereiten, dass er sich wegen seines Anrufs aufmachte. Über diesen Gedanken fiel er in einen Dämmer Schlaf.

Von Geklappere kam er wieder zu sich. Eine kleine Mahlzeit wurde serviert. Der Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass es keine zwei Stunden mehr waren bis zur Landung und er sortierte seine Gedanken, die er in seinem Dämmerzustand gewälzt hatte.

Ariane hatte sich vor einigen Jahren aus dem operativen Geschäft zurückgezogen. So weit war er nicht. Aber darüber, die Galerie in Singapur zu schließen und eventuell in Sydney Position zu beziehen, würde er nicht mehr entscheiden. Das sollte Beatrice übernehmen. Für ihn reichten Berlin und Köln, London und New York – und ihn erfasste eine Idee: Sollte er in den Sommermonaten eine Pop Up-Galerie in Saint Tropez oder Nizza eröffnen? Ariane wäre sicherlich begeistert.

Ariane. Die Gespräche mit ihr, ihre Gedanken, Arianes Lebhaftigkeit, ihr sinnliches Wesen bedeuteten ihm so viel – eigentlich alles. Ariane war ihm so vertraut – und auf so neue Weise aufregender denn je. Das durfte er mit seinem Vagabundenleben nicht aufs Spiel setzen. Er dachte an die Zeit, als er und Ariane studierten und zusammenwohnten. Wie damals, durchdrang Ariane ihn auch heute tief, aber er fühlte sich ihr nicht mehr ausgeliefert.

Für heute Abend hatte Jonathan ihn zum Essen zu sich nach Hause eingeladen. Sicher würden sie bald über Jos Absichten hinsichtlich der Galerie sprechen. Sollte Jo ihm tatsächlich anbieten, die Galerie zu übernehmen, würde er ihm seinen Entschluss erläutern, diese Entscheidung Beatrice zu überlassen. Und natürlich würde er Jo von Ariane erzählen.

Ariane. Er schaute aus dem Fenster und beobachtete den Landeanflug – und noch bevor die Maschine auf den Sydney Kingsford Smith International Airport aufsetzte, wusste er, dass es nach dem Treffen mit Jo für ihn in Australien nichts mehr zu tun gab. Er würde früher in Nizza sein, als Ariane und er vorgesehen hatten.

Arianes Dreiklang – ihre Dreifaltigkeit – fiel ihm ein. Ein schöneres Happy Landing gab es nicht.

E N D E

Entscheidungen

1

Der Termin mit Frau Dr. Isabella Zetsche war für elf Uhr, Gebäude A, fünfter Stock, Besprechungsraum Newton angesetzt. In Block A saßen die Stäbe, so wie die Patentabteilung. Auch der Vorstandsvorsitzende hatte sein Büro dort – im dreißigsten Stock. Jeder, der in der Firma etwas werden wollte, musste eine Zeitlang in einer der Stabsabteilungen gedient haben. Frau Zetsche hatte vor einem halben Jahr in der Patentabteilung angefangen. Sie war von der Konkurrenz gekommen – vom Mitbewerb, wie das beschönigend hieß. Dabei herrschte erbitterte Konkurrenz. Bisher war ich der Kollegin nicht begegnet. Nur über den Flurfunk erfuhr ich von dem Gerede über sie. Es hieß, dass sie überakkurat und äußerst stringent wäre. Das hieß so viel wie: Die hat Haare auf den Zähnen. Über ihre Erscheinung wurde kolportiert, dass diese wundersam wäre.

Als Global Head of Research & Development leitete ich die weltweiten Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten des Konzerns. Wir hatten gerade einen neuartigen Werkstoff entwickelt. Der musste eiligst patentrechtlich geschützt werden.

Von der Innovation versprochen wir uns Zugang zu bisher verschlossenen Industriesparten und zu neuen Anwendungsbereichen. Für den Moment der Patenteintragung lag eine Pressemitteilung bereit. Ich erwartete, dass der Aktienkurs durch die Decke gehen würde. Auf Grund der höchsten Geheimhaltungsstufe der Angelegenheit hatte ich eine vertrauliche Notiz an den Leiter der Patentabteilung verfasst und um einen kurzfristigen Gesprächstermin gebeten. Aber statt seiner, hatte sich Frau Zetsche per Intranet gemeldet und den Termin für heute, elf Uhr, Block A, fünfter Stock, Raum Newton genannt.

Die Kontaktaufnahme durch die neue Kollegin wunderte mich noch immer. Aber ihr Chef hatte sich schon etwas dabei gedacht, war ich mir sicher. Nun würde also auch ich die Kollegin kennenlernen. Während ich über das Werksgelände ging, erinnerte ich mich an ihren Werdegang. Wie ich, hatte auch sie Ingenieurswesen studiert und war ebenfalls promoviert. Darüber hinaus, verfügte sie über die nationale und europäische Zulassung als Patentanwältin.

Ich dachte an die Terminvereinbarung die eine Terminfestlegung gewesen war. Frau Zetsche hatte Raum Newton über das Reservierungstool schon belegt, als ich noch gar nicht zugesagt hatte. „Äußerst stringent“, echote der Flurfunk in mir.

Hätte sie Interesse an unserer Arbeit im Forschungs- und Entwicklungs-Zentrum gezeigt, hätte ich sie eingeladen und herumgeführt. Sie erwartete aber, dass ich zu ihr in Block A kam. Während der Aufzugfahrt in den fünften Stock fiel mir das Gerede über ihre Erscheinung ein. Als verhuscht, hatte jemand ihren Stil bezeichnet. Alles ist relativ, dachte ich, und zog die Weste meines maßgeschneiderten Dreiteilers straff.

Die Tür zum Besprechungszimmer stand offen. Niemand war da. Ich ging hinein und schaltete das Beleuchtungssystem ein. Gleißendes Licht flutete über die Vitra-Büromöbel. Ich blickte zum einzigen Anachronismus im Raum – der analogen Wanduhr. Eine Minute vor elf. Ich verfolgte den roten Sekundenzeiger auf die sechs zulaufen – und plötzlich stand sie neben mir. Wie aus dem Nichts tauchte Kollegin Zetsche auf. Völlig geräuschlos.

Sie hielt mir die Hand entgegen. „Isabella Zetsche.“ Nach einem flüchtigen Händedruck ging sie auf die andere Seite des Besprechungstisches.

Mein „Waldemar Hähnle. Schön Sie kennenzulernen“, verhallte unkommentiert.

Sie ließ eine dünne Akte auf den Tisch gleiten, links flankiert von einem Bleistift und zwei bunten Markern, rechts von einem Lineal. Alles lag akkurat da. Ich folgte ihrem Blick zur Wanduhr.

Der schwarze Stundenzeiger glitt auf die elf, der rote Sekundenzeiger zusammen mit dem schwarzen Minutenzeiger sprangen auf die zwölf. Punkt elf Uhr. Ein Auftritt nach Maß. Das musste ich ihr lassen.

Nach fünfundvierzig Minuten war alles besprochen.

„Bis Freitagmittag schicke ich Ihnen die Vorlage zur Patentanmeldung per Intranet. Lassen Sie mich ihre Anpassungsvorschläge oder Fragen wissen. Danach können wir die Anmeldung einreichen.“

„Ein so schnelles Feedback zu einer Patentanmeldung hat mir noch niemand in Aussicht gestellt. Besten Dank.“

„Ich stelle nichts in Aussicht. Das ist eine Zusage.“

Warum reagierte sie so barsch? Ich wollte doch nur freundlich sein, und mich bedanken. Ich übergab die Spitze und sagte: „Es ist kurz vor zwölf. Haben Sie Zeit für ein Mittagessen in der Kantine?“

„Nein. Tut mir leid.“ Nach kurzem Zögern ergänzte sie: „Vielleicht ein andermal.“

Immerhin. Die Ablehnung eines gemeinsamen Mittagessens war nicht von grundsätzlicher Natur, konstatierte ich.

Auf dem Rückweg in mein Büro im F&E-Zentrum fiel es mir dann auf:

Das Gespräch war so sachlich verlaufen, dass ich nicht hätte sagen können, wie die Kollegin aussah und ob man ihre Erscheinung tatsächlich als wunderbar oder verhuscht bezeichnen konnte. In jedem Fall war sie stringent. Das konnte ich bestätigen.

Am Freitag, eine Minute vor zwölf Uhr, traf ihre Mail ein. Ich überflog die Dokumente. Frau Zetsche hatte alles einwandfrei verstanden und dargestellt. Hatte ich etwas anderes erwartet?, frotzelte ich stumm. Allerdings machten Testläufe eine Präzisierung der Anmeldung nötig. Per Mail dankte ich ihr und informierte sie über die erforderlichen Anpassungen. Um diese zu erläutern, schlug ich einen Termin für den folgenden Dienstag, dreizehn Uhr, wieder im Raum Newton, vor. Diesmal reservierte ich den Raum vorsorglich schon Mal. Meinen Vorschlag verband ich mit der Anregung, zuvor gemeinsam zum Mittagessen zu gehen. Die Kantine lag neben Block A. Zu beidem Punkten sagte sie zu.

2

Kurz vor der vereinbarten Zeit stand ich in der Kantine und las den Speiseplan.

„Hallo“, begrüßte sie mich.

Wieder war sie wie aus dem Nichts aufgetaucht.

Unwillkürlich sah ich zur Uhr hoch. Es war Punkt viertelnachzwölf.

„Das Menü habe ich schon im Intranet gecheckt“, erwähnte sie knapp.

Ich deutete ihr an, voranzugehen. Wenig später lief sie mit einem Salatteller und einem Glas mit Wasser vor mir her. An einem der langen Tische nahmen wir einander gegenüber Platz. Wir sprachen wenig. Während wir aßen, sah ich sie an. Ihr Erscheinungsbild war fraglos gewöhnungsbedürftig. Das Haar trug sie irgendwie hochgesteckt, gestand mir allerdings ein, von Frisuren wenig zu verstehen. Dafür verstand ich aus meiner Zeit in der Textilindustrie etwas von Kleidung. Die Hose, Bluse und Jacke der Kollegin waren von minderer Güte und hingen sackartig an ihr. Noch ärger stand es um ihre Schuhe. Die waren aus Kunstleder, selbst die Steppnähte waren unecht. Eine Frau dieser Klasse sollte andere Maßstäbe an ihr Äußeres legen, fand ich. Oder war das ein Fetisch, den ich nicht verstand? Ich jedenfalls legte Wert auf meine Maßhemden, Maßanzüge, Seidenkrawatten und die rahmengenähten Budapester. Aber egal. Es ging mich nichts an. Auffällig war es trotzdem, maulte ich innerlich – und empfand ihre Kleidung als regelrecht abstoßend.

Ich begann, Kollegin Zetsche zu mustern und beobachtete, wie sie sich umschaute.

Erst glaubte ich, es wären neugierige Blicke – dann fragte ich mich, ob das wachsame Blicke waren. Schließlich machte ich eine Feststellung, die mich verwirrte. Mir wurde deutlich, dass ihr äußerliches Erscheinen und ihr Aussehen nicht zusammenpassten. Tatsächlich war sie hübsch – sogar äußerst attraktiv. Hohe Wangenknochen, üppigen Lippen, die Haut seidig und makellos. Ihr Haar war dick und dicht und leuchtete hell. Sie sah toll aus, überkam es mich. Aber sie kaschierte das alles durch eine wundersame Aufmachung – und ihr Umhergeschleiche. Die Frau wurde mir zunehmend zum Rätsel – und doch geschah etwas, das ich nicht wollte: Sie zog mich an. Das irritierte mich, widerstrebte mir sogar.

Nach dem Essen stellten wir uns mit jeder einem Espresso an einen der Hochtische in der Cafeteria. Während wir den Zucker verrührten fiel mir auf, dass die Kollegin außer einem Ehering und einer billigen Armbanduhr keinerlei Schmuck trug. Trug sie Körperschmuck, Piercings?, schoss es mir durch den Kopf. Die Überlegung überraschte mich. So zu denken, war mir fremd. Die Frau war mir ein Mysterium und sie provozierte mich, wie das seit langem keine Frau vermocht hatte. Aber etwas stimmte mit ihr nicht.

Ich beendete meine irrenden Gedanken und versuchte es mit einem unverfänglichen Thema.

„Sind Sie jetzt nicht schon über ein halbes Jahr bei uns? Fühlen Sie sich wohl?“

„Ja. Die Probezeit ist abgelaufen – und siehe einer an: Ich bin immer noch da.“

... „und siehe einer an: Ich bin immer noch da.“ Hatte sie sich von meiner Frage angegriffen gefühlt? Hat sie aus meiner Frage geschlossen, ich hätte Zweifel gehegt, dass sie die Probezeit nicht überstehen würde? Mir schwante, im Umgang mit Frau Zetsche vorsichtig sein zu müssen, und dass ich mich auf das fachlich Nötigste beschränken sollte.

„Aber danke, dass Sie fragen. Der Wechsel hat sich für mich bisher als richtig erwiesen.“

Das klang versöhnlich, entspannte ich mich – um im nächsten Augenblick eines Besseren belehrt zu werden.

„Aber wer weiß schon, was die Zukunft bringt.“

Eine neuerliche Relativierung. Warum machte sie das? Ich ging auf ihre Bemerkung nicht ein. Das anschließende Gespräch im Raum Newton zur Vervollständigung des Patentantrags war rasch abgeschlossen und wir verabschiedeten uns.

3

Zwei Tage später klopfte es an meiner Bürotür. Ich sah auf die Uhr. Es war kurz nach zehn Uhr.

Hatte ich einen Termin übersehen? Ich blickte hoch und sah Frau Zetsche vor der Glastür stehen. Sieh einer an. Die Kollegin hat doch glatt den Weg zu uns ins F&E-Zentrum auf sich genommen. Was wollte sie? Ich stand auf, öffnete die Tür und bat sie mit einer einladenden Geste herein.

„Störe ich?“

„Nein. Willkommen in der Welt der Nerds.“ Ich wies auf den Besprechungstisch. Mit ihren ersten Schritten fiel mir ihre Kleidung gleich auf. Eine weit geschnittene Jacke schlabberte an ihr herab und reichte ihr fast bis zu den Knien. Darunter trug sie eine Hose und ein T-Shirt. Die Kleidungsstücke waren in einem gräulichen Beige. Nannte man das Trash-Look? Ich taufte es Sack-Look. Kaum saß sie, kam sie zur Sache. Ich unterbrach sie. „Entschuldigen Sie. Was halten Sie davon, die Kollegen, die die Tests durchgeführt haben, dazu zu holen?“

„Das ist nicht nötig. Mir ist alles klar.“

Mir schien, als wollte sie keine Zeit durch Warten verlieren. Sie redete. Ich hörte sie, hörte aber nicht zu. Ich wusste nicht, was es war – die Kollegin war hölzern und ihre Aufmachung widerstrebte mir – und dennoch spürte ich eine Energie von ihr ausgehen, die mich anzog. Ich sah ihre Augen, die jetzt nicht wach oder wachsam waren, sondern lebendig hüpfen.

Manchmal glaubte ich ein Lächeln auf ihren geschwungenen Lippen zu erkennen. Wie alt sie wohl sein mochte, sieben- oder achtunddreißig? Vielleicht fünf Jahre jünger als ich. Nach einer langjährigen Beziehung war ich seit einem Jahr solo. Diese Erinnerung ließ meine eiserne Regel wie eine Neonreklame vor meinem inneren Auge aufleuchten: Never dip your pen into the company's ink. Ich senkte den Blick, sah aber nicht die Papiere, die vor ihr lagen an, sondern ihr linkes Handgelenk mit der Plastikuhr. Ich folgte dem schmalen Handrücken und den langen Fingern – und da fiel es mir auf: Der Ehering fehlte.

Wenig später ging sie.

Mittags sah ich die Kollegin in der Cafeteria. Ihre Hände lagen um eine Tasse. Der Ehering blitzte. Wieder flirrte mir die Frage durch den Kopf, was bei Frau Zetsche nicht stimmte. Welches Geheimnis trug sie mit sich?

Kaum war ich nach dem Mittagessen zurück in meinem Büro, riss Kollege Urbanczyk ohne anzuklopfen die Tür auf und rauschte herein. Das handhabte er immer so, wenn er durch die Glastür sah, dass ich alleine war und nicht telefonierte. Ohne zu fragen ob er störte, ließ er sich in den Stuhl gegenüber meinem Schreibtisch fallen. Das Gebaren war die Inszenierung seines Machtanspruchs.

Dabei standen wir hierarchisch auf gleicher Stufe. Urbanczyk war Global Head of Production. Wenn es in zwei Jahren um die Neubesetzung eines Vorstandspostens gehen würde, würde die Entscheidung lauten: er oder ich. Urbanczyk suchte bereits jetzt jede Gelegenheit, um sich in Stellung zu bringen.

„Was macht die Patentanmeldung für den neuen Werkstoff? Wann können wir mit der Produktion starten. Meine Planung steht. Und die Pressemitteilung muss auch raus.“

Die Pressemitteilung geht dich gar nichts an. Sieh du nur zu, dass deine Maschinen laufen, wenn es soweit ist, tobte ich innerlich. Aber je mehr Urbanczyk polterte, um so langsamer und ruhiger sprach ich.

„Heute Vormittag habe ich mit Frau Zetsche die Anmeldung abgeschlossen. Sie wird noch diese Woche

„Was. Wieso mit dieser Vogelscheuche? Ich hätte das nicht akzeptiert. Ich hätte darauf bestanden, dass sich der Oberpatent-Fuzzi höchstpersönlich um die Angelegenheit kümmert. Außer mir, ist hier wohl niemandem die Bedeutung des neuen Werkstoffs für die Konzernentwicklung bewusst.“

Der Kerl hatte seine weltweiten Produktionsstandorte im Griff, das musste ich ihm lassen. Das war aber auch schon das Einzige.

Die Standortleiter im Ausland, die er beim Vornamen anredete, sich von ihnen aber mit „Dr. Urbanczyk“ anreden ließ, titulierte ihn als „pain in the ass.“ Sie hatten recht. Urbanczyk kannte jedermanns Schwachstelle und vergaß niemandes Fehler, um sie, wenn passend, für sich zu nutzen. Hatte er auch ein Ass gegen mich im Ärmel?

„Na. Ich bin gespannt.“ Mit diesen Worten hievte Urbanczyk seinen Körper aus dem Stuhl. „Ausgerechnet diese Schreckschraube bearbeitet die seit Jahren wichtigste Patentanmeldung“, maulte er im Hinausgehen. Die Bürotür ließ er hinter sich offenstehen.

Nachdem die Patentanmeldung eingereicht war, gab es für mich vorläufig keinen Anlass für weitere Gespräche mit Frau Zetsche. Wenn wir uns auf Fluren, bei Meetings in großer Runde, in der Kantine oder auf dem Werksgelände über den Weg liefen, nickte sie, und ich beließ es bei einem Handzeichen.

4

Es geschah an einem Samstagvormittag, einem herrlichem Spätsommertag. Fußgänger drängten sich in der Innenstadt. Die Plätze in den Straßencafés waren bereits gut belegt. Lethargisch bummelte ich umher und sah mir ziellos Auslagen an – bis ich plötzlich erstarrte. In einer teuren Boutique sah ich sie.

Kollegin Zetsche. In einem schlichten, dafür umso aufregenderen, knöchellangen Kleid stolzierte sie auf und ab – bis sie vor einem Spiegel stehenblieb. Sie sah an sich herabsah und fuhr dabei ihre Silhouette seitlich mit den Handflächen von oben zur Taille und den Hüften herab. Schließlich legte sie die Hände auf den flachen Bauch und wippte mit der Hüfte hin und her. Der schwarze Stoff spannte sich und mir wurde klar, gar nicht gewusst zu haben, dass diese Frau überhaupt eine Figur hat. Ihr Sack-Look hatte sie immer formenlos erscheinen lassen. Sie sprach mit der Verkäuferin. Beide lachten sie. Wie ein Stummfilm, dachte ich. Mit einem Schlag war meine Lethargie verflogen, und ich war hellwach und neugierig. Mit einigen Schritten zurück stellte ich mich so, dass ich durch die flanierenden Passanten etwas verdeckt war, die Kollegin aber im Blick behielt. Sie verschwand in eine Umkleide und trat wenig später in einem schwarzen Hosenanzug heraus. Erneut ging sie leichtfüßig hin und her. Ihre schwarzen Pumps fielen mir auf. Hohe schlanke Absätze – und rote Sohlen. Wie angesagt und teuer diese Marke war, wusste ich. Mit zunehmendem Vergnügen verfolgte ich das Treiben in dem Laden – bis ich zögerte. Wie passte das mit den spröden Auftritten der Kollegin im Büroalltag zusammen?

Wenig später kam die Kollegin mit zwei großen Tüten aus dem Geschäft und wandte sich nach rechts. Und jetzt? Ich hatte nichts vor und folgte ihr. Sie trug jetzt ein leuchtendbuntes Kleid in Paisley-Muster. Es war seitlich geschlitzt. Bei jedem Schritt kam ein Bein zum Vorschein. Die Haut war ebenmäßig. Ich erinnerte mich, den schmalen Handrücken und ihre schlanken Finger – ohne Ehering – betrachtet zu haben. Ihre Haut war wirklich schön. Mit graziler Leichtigkeit schritt sie vor mir her. Ihr offenes Haar leuchtete Rotgold. Um den Hals lag eine Kette aus Elementen in unterschiedlichen Formen und in Farben des Kleides. In ihrer paradiesischen Pracht erntete Frau Zetsche Blicke. Was war das für ein Unterschied zu ihren Auftritten im Betrieb. Nur nochmals: Wie passte das zusammen? Die Frau wurde mir immer rätselhafter – vielleicht sogar ein bisschen unheimlich. Aber meine Neugier siegte und es gefiel mir, ihr zu folgen. Gelegentlich blieb sie stehen um in ein Schaufenster zu scheuen. Dann blieb auch ich stehen, wahrte den Abstand und sah mir die Auslagen an – bis ich plötzlich Schlagzeilen einer alten Zeitung las. Die Zeitung war auf die Innenseite eines Schaufensters geklebt. Der Laden wurde renoviert. Mir wurde bewusst, wie dämlich ich mich verhielt. Ich riss mein Handy heraus, wandte mich von Frau Zetsche ab und tat, als würde ich eine Nachricht lesen.

Jetzt wirst du endgültig kindisch, testierte ich mir. Aus einem Fluchtreflex heraus wechselte ich die Straßenseite und verschwand in die Gasse zur Heiliggeistkirche.

Einige Tage später, ich las in der Kantine gerade den Speiseplan, stand die Kollegin mal wieder wie aus dem Nichts kommend plötzlich neben mir. Ich erschrak. Warum schlich sie sich immer so an?

„Hallo Herr Hähnle. Wenn ich Sie nicht als einen seriösen Kollegen einschätzen würde, hätte ich letzten Samstag geschworen, dass Sie mich in der Stadt verfolgt haben. Wären Sie nicht in die kleine Gasse gegangen, weiß ich nicht, was ich getan hätte.“

Ich sah sie an, in ihre hellen Augen. Zugleich sah ich aus dem Augenwinkel, dass ihre Hände zitterten. Was war los?

„Schön Sie zu sehen. Wie geht es ihnen?“, schwadronierte ich. Ich wollte Zeit gewinnen. „War das nicht ein herrlicher Tag? Ja. Wir hatten ein kurzes Stück den gleichen Weg. Ich hatte aber den Eindruck, dass Sie mich nicht wahrgenommen hatten. Da wollte ich Sie nicht ansprechen, um nicht aufdringlich zu erscheinen. Ich hoffe, Sie nicht erschreckt zu haben.“

„Warum sind Sie dann jedes Mal stehen geblieben, wenn ich vor einem Schaufenster Halt gemacht habe?

„Weil ich sonst auf Sie aufgelaufen wäre und wir dann zwangsläufig ein Gespräch hätten führen müssen. Genau das, wie eben erwähnt, wollte ich ihnen sozusagen ersparen.“

Was kannst du lügen, ging ich mit mir zu Gericht. Vorsichtshalber wollte ich eine Entschuldigung hinterherschieben, aber noch bevor ich das tun konnte, fasste die Kollegin schon nach.

„Wäre ein Gespräch mit mir denn so schlimm gewesen?“

Der Dialog, mitten in der Kantine, begann mir unangenehm zu werden. Ich fühlte mich verhöhrt. Egal. Eine Entschuldigung musste her, und zwar sofort.

„Es tut mir leid, wenn Sie sich von mir verfolgt gefühlt haben. Aber Sie haben ja gesehen, dass unsere Wege nur ein kurzes Stück in die gleiche Richtung führten und dann unterschiedliche Richtungen nahmen.“

Sie zog eine Augenbraue hoch. War sie skeptisch? Gleichzeitig formten sich ihre Lippen zu einem zaghaften Lächeln.

„Gestern ist Post vom Patentamt gekommen“, wechselte sie das Thema. „Ich werde alles prüfen. Lassen Sie mir bitte zwei, drei Terminvorschläge zur Besprechung möglicher Rückfragen oder Einwände zukommen. Mahlzeit.“ Damit wandte sie sich ab und verließ die Kantine.

Drei Tage später saß sie mir in meinem Büro gegenüber. Aber es gab nichts zu besprechen. Die Anmeldung war ohne Beanstandungen durchgegangen. Das hätte Frau Zetsche mir in ihrer stringenten Art auch per Intranet mitteilen können. Erst als sie gegangen war, fiel mir auf, nicht darauf geachtet zu haben, ob sie den Ehering getragen hatte.

5

In der Vorweihnachtszeit war es im Kollegenkreis Usus, sich nach Dienstschluss auf einem der Christkindlmärkte in der Innenstadt zu Glühwein treffen. Alle waren warm eingepackt – trugen Wintermäntel und Mützen, Schals und Handschuhen. An einem dieser Abende traf ich Kollegin Zetsche erstmals wieder. Fast hätte ich sie nicht erkannt. Ihr helles Haar war unter einer dicken, dunklen Wollmütze, die sie sich tief in die Stirn gezogen hatte, versteckt. Durch das eingeschränkte Gesichtsfeld fielen mir dafür sofort wieder die hohen Wangenknochen auf – und wie gut sie aussah. Sah das außer mir niemand? Ihre Lippen leuchteten rot wie die Weihnachtskugeln am Glühweinstand. Zum ersten Mal sah ich Make Up an ihr.

„Guten Abend. Schön Sie wiederzusehen“, begrüßte sie mich.

„... Schön Sie wiederzusehen‘ Ganz neue Töne, wunderte ich mich. Wir wechselten einige Sätze, und die waren so anders als unsere bisherigen Gespräche. Würde das eine harmlose Plauderei werden? Abwarten und wachsam sein, ermahnte ich mich und erinnerte mich an den Vorsatz, den Umgang mit Kollegin Zetsche auf das Nötigste zu beschränken. Während wir Small Talk pflegten, fiel mir aus einem mir unerklärlichen Grund plötzlich die Frage ein, ob die Kollegin statt gängigem Schmuck, Körperschmuck trug. Mit ihrer Mode hatte sie mich schließlich auch überrascht. Unwillkürlich schmunzelte ich.

„Was ist? Habe ich etwas Komisches gesagt?“, fragte sie irritiert.

„Überhaupt nicht. Mir ging nur eben etwas durch den Kopf, das absolut nicht hierhergehört. Entschuldigen Sie bitte.“ Es blieb dabei: Die Frau provozierte mich. Seit ich sie in der Stadt gesehen hatte und ihr gefolgt war, mehr als je zuvor – und ich spürte sie wieder, die Aura, die sie umgab. Reiß dich am Riemen und bleib sachlich, ermahnte ich mich und dachte an mein Credo: Never dip your pen into the company’s ink. Warum fiel mir mein Vorsatz ein?

Ich erzählte von meiner ersten Erfahrung mit Glühwein. Das war eine private Geschichte. Sie passte aber zu dem Brauch, sich hier zu Glühwein zu treffen.

Darauf erzählten wir uns weitere Anekdoten. Frau Zetsche lachte viel und laut, und war so entspannt und ausgelassen, wie ich mir das bei ihr nicht hätte vorstellen können. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich das Erstaunen im Kreis der Kolleginnen und Kollegen. Als es anfang zu schneien, machten die sich auf den Heimweg. Nur Frau Zetsche und ich blieben zurück. Von nun an legte sie, wenn sie ihren Worten Nachdruck verleihen wollte, eine Hand auf meinen Ärmel. Jegliche Hölzernheit war verflogen. Frau Zetsche gab sich charmant. Ich war nicht mehr nur überrascht – ich war irritiert. Wenig später trug sie nur noch den rechten Handschuh, mit dem sie den Glühweinbecher hielt. Die Finger ihrer bloßen Linken hüpfen jetzt auf dem Handschuh meiner leeren Hand auf und ab. Das Dunkelrot der Fingernägel war auf die Lippenstiftfarbe abgestimmt. Und ich sah, was ich vermutlich sehen sollte: Sie trug keinen Ehering.

Plötzlich zeigte sie nach Osten. „Dort drüben, auf der anderen Seite des Flusses, wohne ich.“

Warum erzählte sie mir das? „Das ist doch eine sogenannte gute Wohngegend, oder? Ist das nicht etwas abgelegen und still da? Ich kenne niemanden, der dort wohnt.“ Sofort ärgerte ich mich. Hatte ich sie mit meiner Bemerkung gekränkt? Nur gut, dass ich nicht auch noch gesagt hatte, dass mich so ein Schlafviertel anöden würde.

Kollegin Zetsche zuckte mit den Schultern und behielt ihre gute Laune. „Für mich passt es dort.“

„Das ist genau das Gegenteil davon, wie und wo ich wohne“, führte ich das Thema fort. „Meine Wohnung liegt zwischen Zentrum und Universität.“

„Im Univiertel habe ich während des Studiums gewohnt. Das ist doch kaum eine viertel Stunde zu Fuß von hier entfernt.“

Ihre Augen strahlten. Sie schien heitere Erinnerungen mit dem Quartier zu verbinden.

„Lassen Sie uns hingehen. Es ist noch nicht spät. Zu gerne würde ich sehen, welche der Kneipen noch existieren.“

Innerlich schüttelte ich den Kopf, ließ mir meine Verwirrung aber nicht anmerken. „Lassen Sie uns hingehen,“ wiederholte ich ihren Satz.

Wenig später deutete sie auf einen Eingang. ‚Zum Alten Hut‘, las ich. Ist sie dort früher eingekehrt? Ich kannte das Lokal. Es war einst für zwei Dinge berücksichtigt: Für dichten Zigarettenqualm, der wie ein Vorhang Schutz vor zu neugierigen Blicken bot – und für lauschige Nischen. Wir gingen hinein. Die Atmosphäre war unverändert, nur wurde der fehlende Qualm durch schummrige Beleuchtung ersetzt. Ich nahm ihr den Mantel ab. Statt ihren Sack-Look, trug sie ein schwarzes Strickkleid. Das Kleid stammte von keiner Billigmarke – und es war aus Kaschmir.

Wie angegossen, umschmiegte es ihre Figur. Dazu schwarze Stiefel, deren Leder viel zu dünn für das Winterwetter waren. Als sie die Mütze abzog, floss ihr Haar in einer leuchtenden Welle herab. Ich verstand nicht, was los war.

Wir setzten uns und bestellten jeder ein Glas Rotwein. Kaum stand der Wein vor uns – die Kellnerin hatte sich noch nicht ganz abgewandt –, sagte Kollegin Zetsche: „Spricht etwas dagegen, wenn ich dich küsse?“

Die tanzenden Finger auf meinem Handrücken waren also ein Vorbote gewesen. Was würde die Kollegin sagen, wenn sie wüsste, dass sie schon seit unserem ersten Treffen – elf Uhr, Gebäude A, fünfter Stock, Raum Newton – in meinem Kopf umherspukte? Jetzt forderte sie die Situation heraus. Mutig, dachte ich bei mir. Und: Respekt. Isabellas Augen glühten. Eine Haarsträhne lag auf ihrem Gesicht. Ich hob sie zur Seite und küsste sie zart auf die Lippen. Sie erwiderte den Kuss genauso zart – und doch gierig. Dann biss sie mir in die Lippe.

Wenig später legte ich einen ausreichenden Geldbetrag zu den Weingläsern, aus denen wir kaum getrunken hatten. Durch dichtes Schneetreiben stapften wir zu meiner Wohnung, die ein paar Straßen weiter lag.

Kurz vor sechs Uhr läutete der Wecker. In der Küche ließ ich zwei Kaffee aus dem Automaten und kehrte mit den Bechern zurück zu Isabella ins Bett.

„Ich muss dir ein Geständnis machen. Ich habe ein Credo, das ich noch nie gebrochen haben. Bis vergangene Nacht. Es lautet: Never dip your pen into the company's ink.“

Isabella prustete los.

„Meine Devise lautet ähnlich und ich habe sie letzte Nacht auch zum ersten Mal über Bord geworfen. Mein Credo lautet schlicht: Never in office.“

Jetzt lachte ich.

„Dieser Vorsatz war Auslöser für meinen Wechsel zu Euch in die Firma.“

Eine spannende Bemerkung, dachte ich, hakte aber nicht nach. Zu sehr bewegte mich die Tatsache, dass wir unsere Grundsätze gemeinsam gebrochen hatten.

„Und jetzt? Wie geht es weiter zwischen dir und mir? Das zu klären, ist mir wichtig.“ Mein Blick lag in ihren Augen.

„Das trifft sich gut. Die Antwort würde ich auch gerne kennen.“ Keine Spur von Ironie hatte in ihrer Stimme gelegen.

„Komm Freitagabend zu mir. Komme auf die andere Seite des Flusses. Vielleicht, oder besser hoffentlich, finden wir Antworten, die uns beiden zusagen.“

Und dann kennst du wenigstens einen Menschen, der da drüben wohnt – und gerne dort lebt.“

Sie warf die Bettdecke zurück und sprang aus dem Bett. Ich sah ihr nach, sah ihren langen Rücken, die schlanke Taille und ihre Hüften. Die wippten, wie ich das aus dem Fernsehen kannte, wenn Models gezeigt wurden, die anlässlich von Modewochen in Mailand, Paris oder New York über den Laufsteg tänzelten. Nur war Isabellas Po nicht platt. Im Türstock drehte sie sich um. Die Beine breit, die Arme hochgestreckt, spreizte sie sich in den Rahmen ein. Bewegungslos blieb sie stehen – bis sie mir zuzwinkerte und verschwand. Sekunden später hörte ich aus dem Bad die Dusche laufen.

Mit ihrem Duft im Raum blieb ich zurück – und Fragen begannen in mir zu bohren. Warum lebte Isabella in so unterschiedlichen Welten? Wie brachte sie das für sich selbst unter einen Hut? Als spröde Kollegin hatte ich sie kennengelernt. Seit jenem Samstag im Spätsommer kannte ich Isabella als aufregende und elegante Erscheinung. Jetzt war die Rolle der Femme Fatale dazugekommen. Mal wieder stellte ich mir die Frage, wie das alles zusammenpasste – und wie ich in das Bild gehörte? Ich wusste es nicht. Dafür wusste ich seit letzter Nacht, dass Frau Dr. Zetsche nicht nur stringent war, wie es in der Firma hieß, sondern dass Isabella entschlossfreudig und umsetzungsstark war.

Fünfzehn Minuten später verließ sie meine Wohnung mit der Bemerkung, dass sie unbedingt noch nach Hause müsste, bevor sie ins Büro fahren würde. Ich weiß, der Sack-Look – dachte ich bei mir. An der Tür gaben wir uns einen so zarten Kuss wie der erste im Alten Hut – bis sie mir wieder in die Lippe biss. Diesmal fester. Von der Treppe aus rief sie mir dann noch zu: „Hoffentlich hat Sam die Nacht gut überstanden.“ Dann war sie weg.

6

Auf der Fahrt in die Firma ließ ich die Begegnungen mit Isabella seit unserem ersten Termin Revue passieren, einschließlich der vergangenen Nacht – und bereute ich Nichts. Aber wie würde es weitergehen? Das zu klären war dringlich. Mit der vergangenen Nacht schwebte ein Damoklesschwert über uns, das uns irgendwann unweigerlich treffen würde. Beziehungen innerhalb des Unternehmens kamen immer ans Licht, meist schneller als gedacht. Isabella und ich würden nicht die ersten sein, denen es gelingt, das zu verhindern. In manchen Fällen hatten Affären zu Karriereknicken und sogar zu Kündigungen geführt. Bei diesen Gedanken durchfuhr es mich wie ein Blitz: Was war ich naiv gewesen?

Was, wenn Isabellas Credo ‚Never in Office‘ nur ein vorgeschobenes Motto war, dass sie vergangene Nacht gar nicht zum ersten Mal gebrochen hatte? Gestern Abend auf dem Weihnachtsmarkt und danach in der Studentenkneipe war alles so plötzlich und ohne jedes Vorzeichen losgebrochen. Als hätte Isabella den Befehl erhalten, sofort zu handeln. Wollte oder sollte sie mir als Chef von F&E näherkommen und an Betriebsgeheimnisse gelangen? Betrieb Isabella Industriespionage – für ihren früheren Arbeitgeber, oder für sonstige Interessenten? Der nebulöse Hinweis zu ihrem Wechselgrund zu uns ins Unternehmen fiel mir ein. Was steckte dahinter? Wie oft schon hatte sie ihren vermeintlichen Vorsatz gebrochen? Mir zitterten die Knie. Auf was hatte ich mich da eingelassen? Mir fiel Urbanczyk ein. Aus Gründen der Geheimhaltung hatte er immer darauf gedrängt, das F&E-Zentrum von der allgemeinen IT-Infrastruktur abzutrennen. Ich hatte mich stets dagegen ausgesprochen. Fiel mir mein Widerstand jetzt auf die Füße? Das war genau die Art von Steilvorlage, auf die Urbanczyk wartete. War ich seit der vergangenen Nacht erpressbar? Und: Wer war Sam?

Wenig später betrat ich das Werksgelände und stahl mich in mein Büro.

Es gelang mir, meine Panikvorstellung von Isabella als Spionin in den Wind zu schießen. Ich wusste, dass ihr Hintergrund vor ihrer Einstellung gründlich durchleuchtet worden war. Wie schon seit langem nicht mehr auf irgendetwas, freute ich mich den ganzen Freitag über auf das Wiedersehen mit ihr am Abend. Die berühmten Flugzeuge im Bauch glichen einer Armada auf dem Weg in die Schlacht – bis die vielzitierten Schmetterlinge mich schweben ließen.

Für die Fahrt zu Isabella nahm ich ein Taxi. Die Wochen vor Weihnachten mit Betriebsfeiern waren prädestiniert, um in einer Alkoholkontrolle den Führerschein zu verlieren. Es fiel mir noch immer schwer, von Kollegin Zetsche als Isabella zu denken. Ihren Vornamen hatte ich bisher nur wenige Male ausgesprochen. Während der Fahrt stiegen Bilder von Isabella in mir auf, als ich ihr in der Stadt gefolgt war: Das offene Haar im Sonnenlicht; das Kleid in den paradiesischen Farben; der Anblick ihrer gebräunten Beine. Ich wusste nicht, wohin mit den Erinnerungen. Vor Aufregung umklammerte ich die Flasche mit beiden Händen so fest, dass ich plötzlich fürchtete, das Glas zu zerdrücken.

Die Straßen auf der anderen Seite des Flusses waren breit, viel zu breit für den wenigen Verkehr.

Die beidseitigen Rasenstreifen zwischen Fahrbahn und den Bürgersteigen waren winterlich trist. Vermutlich dienten die Bäume darauf überwiegend Hunderten beim Gassigehen. Spazieren geht in dieser Gegend niemand, war ich mir sicher. Die Grundstücke waren riesig. Häuser erspähte ich kaum. Hohe Hecken und Mauern versperrten die Sicht. War ich hier richtig? Wohnte Isabella in so einem Anwesen? Alone? Ich ließ mir vom Taxifahrer bestätigen, dass wir auf dem Weg zu der von mir angegebenen Adresse waren. Irgendwann hielten wir vor einer schmalen Pforte, die in eine lange Mauer eingelassen war. Rechts sah ich ein breites, geschlossenes Zufahrtstor. Mächtige Kandelaber auf der Mauer erhellten die nahe Umgebung. Ansonsten herrschte schwarze Nacht. Ich erkannte einen Klingelknopf und einen Postschlitz. Ein Namensschild gab es nicht. Ich bat den Fahrer zu warten, bis ich ihm ein Zeichen gegeben würde. Ich klingelte. Kurze Zeit später hörte ich Isabellas Stimme.

„Ja, bitte?“

„Waldemar hier. Oder erwartest du noch jemand anderen?“

„Doofmann. Komm herein.“

Ein Summen ertönte.

Ich drückte die Tür auf, gab dem Fahrer das Zeichen, und überschritt die Schwelle. Die schwere Pforte fiel hinter mir ins Schloss. Im Halbdunkel stand ich auf einem gepflasterten Weg der leicht anstieg. Links erkannte ich eine Villa, rechts ein Nebengebäude mit vier Toren. Garagen, mutmaßte ich. Die Gebäude waren mittels einer überdachten Durchfahrt verbunden. Die geringe Steigung reichte, um dem Komplex etwas Herrschaftliches zu verleihen. Bis auf zwei große Fenster im Erdgeschoss der Villa war alles dunkel. Absolute Stille umgab mich. Ich folgte dem Weg. Kaum hatte ich einige Schritte getan, vernahm ich hinter mir ein Geräusch. Schritte. Nein. Ein Traben. Noch ehe ich mich umdrehen konnte, stand ein riesiger Hund vor mir. Im selben Moment gingen Lichter an und der Garten war so hell erleuchtet wie ein Gefängnis bei Alarm. Es war eine Dogge. Riesengroß. Pech-schwarz. Der Hund setzte sich vor mir auf seine Hinterpfoten und sah mich an. Vor Schreck stieß ich einen knappen Schrei aus. Ich wagte es nicht, mich zu bewegen. Es erschien mir wie ein Wunder, dass ich die Flasche nicht fallen gelassen hatte.

Unter der Überdachung ging eine Tür auf, Licht fiel in die Durchfahrt, und noch ehe jemand heraustrat, ertönte ein scharfer Pfiff.

Darauf sprang die Dogge auf und galoppierte zum Haus.

„Entschuldige bitte“, rief Isabella. „Ich hätte dich vorwarnen und Sam im Haus behalten sollen. Du kannst getrost kommen.“

Ich löste mich aus meiner Starre und ging mit etwas weichen Knien weiter. Das war also Sam. Isabella stand auf einem Podest und überragte mich. Sie legte mir die Arme um den Hals und sah mich mit leuchtenden Augen an. Dann küsste sie mich innig.

„Komm herein“, wiederholte sie die Aufforderung von zuvor.

Ich überreichte ihr die Flasche. Sie freute und bedanke sich. Das Entree glich einer Halle und nahm zwei Geschosse ein. Isabella deutete auf den offenstehenden Garderobenschrank. „Häng dich auf.“

Während ich den Mantel über einen Bügel legte, diesen im Schrank aufhängte und die Tür schloss, verschwand Isabella durch einen breiten Durchgang.

Damit hatte sie mir die Gelegenheit genommen, die drei großen Bilder zu betrachten, die entlang der frei in einem Bogen nach oben führenden Treppe hingen. Ich ging in die Richtung, in die Isabella gegangen war. Vor mir öffnete sich ein weiter Raum. Das Licht war gedämpft. Mittendrin lag der Hund.

„Lass dich von Sam nicht irritieren. Wenn du dich dennoch unwohl mit ihm fühlst, kommt er nach oben. Das stört ihn nicht.“

Sam blieb.

Isabella deutete auf ein überdimensionales Sofa. Einander zugewandt, doch getrennt durch zwei Meter, setzten wir uns. Ich dachte an den leidenschaftlichen Kuss an der Haustür. Aber wohl unbewusst wahrten wir Abstand. Aus den Augenwinkeln sah ich mich um. Bei Isabella schien alles groß, riesengroß zu sein – nicht nur der Hund. Verglaste Schiebetüren gaben den Blick frei in den Garten. Die Gefängnisbeleuchtung war erloschen. Baumskelette wurden jetzt dezent angestrahlt. Im Hintergrund ein Pool. Das Ende des Grundstücks lag im Dunklen.

„Was darf ich dir zum Trinken bringen?“

„Gerne ein Glas Wein. Vielleicht einen Rotwein. Das hätte Tradition bei uns.“ Ich verzichtete auf ein Zwinkern.

Isabella sprang auf, lief in die Tiefe des Raumes und verschwand im Halbdunkel. Ich hörte Gläser klirren und wie eine Flasche entkorkt wurde. Währenddessen sah ich mich erneut um. Die Einrichtung war eine spannende Mischung aus Stücken der fünfziger und sechziger Jahre, ergänzt um Accessoires aus den 1970er Jahren, wie eine Stehlampe mit einer orangenen Kunststoffkugel als Schirm.

Die Bezugstoffe, die Gardinen und auch die Wandfarbe entsprachen dagegen dem aktuellen Trend. Fünfzig Jahre und mehr trennten die Stilelemente – und doch passte alles zusammen. Abstrakte Bilder hingen entlang einer Wand. Auf dem niedrigen Nierentisch aus hellem poliertem Holz vor mir standen zwei Sektklößen und ein Kühler. Mir wurde klar, dass Isabella eigentlich etwas anderes als Rotwein trinken wollte.

Mit einer Flasche und zwei Rotweingläsern kehrte sie zurück, stellte alles auf den Tisch und goss den Wein fingerbreit ein. Barolo, konnte ich vom Etikett ablesen. Sie reichte mir ein Glas, nahm das andere und setzte sich. Sie hielt den Abstand ein. Nach einem „Nochmals willkommen“ schwieg sie. Ich auch. Isabella war die Gastgeberin und ich wollte ihr den Vortritt lassen. So oder so bestand ausreichender Redebedarf. Isabella blieb stumm. Darauf entschied ich, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen und wählte ein neutrales Thema – hoffte ich.

9

„Wohnst du alleine in dem Haus? Na ja. Tatsächlich ist es ja eher ein Anwesen.“

„Das Haus ist aus Neunzehnhundertsiebenundfünfzig.“

Meine Eltern haben es aber erst dreißig Jahre später gekauft – kurz vor meiner Geburt. Es musste mal wieder schnell gehen, denn sie hatten nie Zeit. Sie führten ein Architekturbüro. Im Erdgeschoss waren die Büroräume. Im Obergeschoss wohnten wir. Zu deiner Frage: Ja, ich wohne alleine hier.“

Ich hatte inzwischen nachgerechnet, dass Isabella circa achtunddreißig sein musste.

„Bei einem so großen Haus und dem schon fast parkartigen Garten kann ich verstehen, dass du einen Wachhund hast.“ Ich spürte Isabellas Blick. Sie schien nachzudenken.

„Mach dir wegen Sam keine Gedanken. Sam ist ein Scheinriese, wie Herr Tur Tur von Michael Ende. Bei Fremden setzt er sich einfach vor sie hin und wartet auf mich. Du hast es ja erlebt. Aber zu mehr, als Angst einzuflößen, ist er nicht im Stande. Hat er sich erst einmal an jemanden gewöhnt, ist er geradezu anhänglich. Sam taugt nur dem Aussehen nach als Wachhund“, lachte Isabella. „Dennoch gibt es gute Gründe, warum ich Sam um mich haben möchte.“

Ihr Ausdruck wurde für einen kurzen Moment ernst. Ich überlegte, was das bedeuten konnte, fragte aber nicht.

„Ich hatte einen sehr alten Vater, eine eher späte Mutter, und keine Geschwister“, fuhr sie fort.

„Meine Eltern waren trotz ihres Altersunterschieds ein inniges Paar und durch ihre gemeinsame Arbeit als Architekten tief miteinander verbunden. Ich war wohl eher ein Malheur. Sie haben es mich nie spüren lassen. Geahnt oder vermutet habe ich es aber immer. Ich war achtzehn, als mein Vater mit knapp über achtzig starb. Buchstäblich bis zum letzten Atemzug hat er gearbeitet – bis er am Schreibtisch zusammensackte und nicht mehr aufwachte. Wenig später, ich hatte gerade angefangen zu studieren und eine Studentenbude bezogen, starb meine Mutter völlig überraschend. Nach ihrer Beerdigung ging dann alles sehr schnell. Zwei junge Partner führten das Büro fort, bezogen aber andere Räume im Zentrum. Damit war das Haus verwaist.

Zum ersten Mal in meinem Leben stand ich in der Verantwortung, eine wichtige Entscheidung zu treffen. Ich vermietete das Haus und drei der vier Garagenplätze. In die vierte Garage stellte ich den Wagen meiner Mutter ein. Die Möbel und den Hausrat meiner Eltern ließ ich in der Wohnung über den Garagen einlagern. Damit war alles geregelt und ich ließ die Vergangenheit hinter mir. Einfach so. Das erschien mir am einfachsten. Tatsächlich machte ich mir keine weiteren Gedanken, ich hätte nicht gewusst, woher.“

Isabella schenkte Wein nach. Sam lag mitten im Raum, die Beine weit ausgestreckt, und brummte gelegentlich leise. „Wenn er so daliegt, ist er tiefenentspannt und fühlt sich pudelwohl. Naja, vielleicht sollte ich doggen-wohl sagen?“

Sie blieb ernst.

„Und. Wie ging es weiter in deinem Leben? Das möchte ich jetzt bitte schon wissen.“

„Im Anschluss an das Diplom arbeitete ich als Assistentin an der TU, und nach der Promotion nahm ich meine erste feste Arbeitsstellung an. Bei der Hartmann AG in der Patentabteilung.

Es war Zeit, die Stadt zu verlassen. Mein Freund hatte sich von mir getrennt. Meine Studienfreunde waren in alle Himmelsrichtungen verstreut. Nichts und niemand hielt mich mehr hier. Die Entfernung, die fünfhundert Kilometer, und der Wegzug störten mich nicht. Die ersten Jahre bei Hartmann waren die reinste Tortur. Neben der Tagesarbeit bereitete ich mich auf die Prüfung zur Patentanwältin vor. Privatleben gab es nicht.“

Die Sätze hatten geklungen, als spürte Isabella die Belastungen von damals erneut auf ihr lasten.

„So. Jetzt kennst du meine Lebensgeschichte, zumindest die wichtigsten Ereignisse.

Siebzehn Jahre habe ich mich nicht um das Haus hier gekümmert. Nur zu jedem Monatsanfang prüfte ich den Mieteingang auf dem Bankkonto. Jetzt aber Schluss damit“, unterbrach Isabella sich selbst. „Ich texte dich mit meinen Geschichten zu, die dich vielleicht gar nicht interessieren. Entschuldige bitte.“

„Nein – tust du überhaupt nicht. Was hat dich zurück in deine Heimatstadt geführt? Warum bist du von Hartmann weg?“ Ich erinnerte mich an Isabellas Andeutung nach der ersten gemeinsamen Nacht – und war gespannt.

„Also gut. Nach der Zulassung zur Patentanwältin begann ich mich wieder um mich selbst zu kümmern. Ich gönnte mir modische Klamotten und statt eines Haarschnitts, eine Frisur. Irgendwann fiel mir der Wagen meiner Mutter ein. Sie hatte ihn so geliebt. Ich ließ ihn in eine Werkstatt bringen und instand setzen. Die neue Isabella und der Wagen fielen auf. Natürlich auch im Büro. Einem Kollegen besonders. Er hieß Werner Immler, war mein Alter und sah gut aus. Und er war nett. Sein Interesse schmeichelte mir, aber wir waren nicht per du. Trotz meines Vorsatzes, Never in Office, vergewisserte ich mich, dass er ungebunden war. Wenn überhaupt, wollte ich es langsam angehen lassen. Das gab ich ihm auch klar zu verstehen. Darauf lief er mir wie zufällig und immer häufiger auf Fluren oder in der Kantine über den Weg.

Zuerst wechselten wir jedes Mal ein paar Sätze. Aber nach drei Wochen winkte ich ihm nur noch knapp zu und lief schneller weiter. Bald kam ich nicht umhin, erkennen zu müssen, dass er mir nachstellte. Und damit fing es an: Wenn ich ihn nur schon aus der Ferne sah, bekam ich es mit der Angst zu tun. Eines Tages entschied ich, dass es so nicht weitergehen konnte und bereitete mich auf die nächste Begegnung vor. Als er um die Ecke kam, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und stellte ihn zur Rede.

„Ich habe kein Interesse an weiterem Kontakt mit Ihnen. Unterlassen Sie also bitte die Nachstellungen.“

Immler nickte. Kaum war er gegangen, begann ich zu zittern. Meine Ansage schien ihn aber noch mehr angestachelt zu haben. Als er das nächste Mal vor mir stand, drohte ich mit einer Mitteilung an die Personalabteilung. Darauf verlagerte er sein Stalking nach außerhalb des Betriebsgeländes und passte mich bei meinem Auto ab. Ich drohte ihm, zu schreien, sollte er nicht sofort verschwinden. Nach drei Wochen traute ich mich zu hoffen, dass der Spuk vorbei war. Dennoch lief ich wachsam umher, stets bereit, mich zu wehren. Ich wähnte mich immer erst in Sicherheit, wenn ich abends in meiner Wohnung ankam und die Tür abgeschlossen hatte. Nadja, meine Nachbarin, war die Einzige, der ich von Immlers Nachstellungen erzählte.

Fortan gingen wir zusammen aus und kamen gemeinsam nach Hause. Eines Sonntagabends wollten wir um neunzehn Uhr zum Italiener essen gehen. Als es klingelte und an der Wohnungstür klopfte, unser Zeichen, dass das Klingeln nicht von der Haustür im Erdgeschoss kam, sondern sie es war, wunderte ich mich. Nadja war viel zu früh. Ich sah durch den Spion – und da stand Werner Immler. Augenblicklich überschlugen sich die Fragen in mir: Woher hatte er meine Adresse? Und wie war er ins Haus gekommen? Und woher kannte er das Klopfzeichen? Ich bekam es mit der Angst zu tun und meine Hände fingen wieder an zu zittern.

Ich schlich ins Wohnzimmer, schloss die Tür und fragte mich, ob ich die Polizei oder Nadja anrufen sollte. Ich rief bei der Polizei an und schilderte die Situation. Der Beamte sagte zu, eine Streife zu schicken. Darauf rief ich Nadja an, informierte sie, und bat sie, in ihrer Wohnung zu bleiben. Ich schlich zurück zur Wohnungstür und sah, dass Immler noch immer da stand. Ich rief durch die Tür „Nadja. Du bist ja zu früh. Ich muss noch ins Bad. Dann komme ich und wir gehen los. Lauf nicht weg.“ Keine Antwort. Dafür klingelte es. Ich drückte den Türöffner so schnell ich konnte. Beim nächsten Blick durch den Spion war Immler weg. Er musste das Läuten gehört haben. Eine Minute später standen zwei Polizisten vor mir.

Auch Nadja kam in den Flur. „Als es klingelte, ist er die Treppe hochgerannt“, erklärte sie. Die Beamten holten den Aufzug und blockierten ihn. Dann lockerten sie die Laschen um ihre Pistolen und gingen hoch. Nadja und ich verharrten im Türrahmen meiner Wohnung. Kurz darauf hörten wir Rufe und Gerangel. Wenig später kamen die Beamten mit Immler in Handschellen auf meine Etage zurück.

„Ist er das?“

„Ja. Er heißt Werner Immler. Er ist ein Kollege, arbeitet wie ich bei der Hartmann AG. Er stalkt mich seit Wochen.“

Als Immler vor Nadja stand, rief sie „Den kenne ich. Der war vor kurzem hier, in einer Handwerker-montur, und hat in dem Zählerkasten dort hantiert.“

Einer der Polizisten öffnete den Schrank und deutete auf Etwas in der Größe eines Handys. „Das gehört hier nicht rein.“ Von dem Gerät führte auf der Schrankrückseite ein Kabel zu einem winzigen Knopf der unauffällig obenauf lag und auf meine Wohnungstür gerichtet war.

„Eine Kamera“, sagte der Beamte. „Wir schicken jemanden von der Spurensicherung. Fassen Sie bitte nichts an.“

Die Polizisten nahmen Immler mit. Vom Fenster aus beobachteten wir, wie sie abfuhrten. Immler hatte mich ausspioniert. Zitternd saß ich auf dem Sofa.

Mir war klar, dass er binnen Stunden wieder auf freiem Fuß sein würde.

Montagfrüh informierte ich meinen Chef, die Gleichstellungsbeauftragte und die Personalabteilung. Eine Anwaltskanzlei einzuschalten schaffte ich an diesem Vormittag allerdings nicht mehr, denn eine andere Nachricht platzte herein, die alles änderte.“

11

„Der Verwalter des Hauses hier rief an und informierte mich, dass die Mieter gekündigt hätten. Zudem berichtete er, dass die Mieter bereits begonnen hatten, auszuziehen. „Die planen wohl einen fluchtartigen Auszug, ohne Einhaltung der Kündigungsfrist und ohne Übergabe.“

Die Nachricht kam mir wie gerufen vor, lenkte sie mich doch von den Ereignissen der letzten Wochen und Stunden ab. Ad hoc nahm ich mir den Tag und den Dienstag frei, und fuhr los. Als ich ankam, stand die Haustür offen. Möbelpacker trugen Kisten und Möbel in einen Umzugswagen. Erste Räume waren bereits leer. Aus irgendeinem Grund störte mich das alles nicht. Ich sah dem Geschehen zu. Irgendwann fielen mir die Sachen in der Wohnung über den Garagen ein. Ich ging hinauf und sperrte auf.

Den Schlüssel hatte ich wie einen Talisman immer am Bund gelassen. Nach Jahren stand ich meiner Vergangenheit gegenüber – stand meine Vergangenheit aufgetürmt vor mir – und eine Welle rollte auf mich zu. Ich ging in den Räumen umher, und malte mit den Fingern Linien in den Staub der sich auf die Abdeckplanen gelegt hatte. Ich öffnete Kisten, fand Geschirr, Bücher, Spielzeug. In einem Umzugskarton fand ich die Briefmarkensammlung meines Vaters, die Schmuckschatulle meiner Mutter und Bilderrahmen mit Fotos unseres Familienlebens. Mich beschlich der Gedanke, dass ich nie Trauer über den Tod meiner Eltern zugelassen hatte, und dass ich nie um sie getrauert hatte. Alles hatte ich in mich hineingefressen, komprimiert, abgekapselt und tief in mein Innerstes versenkt. Während ich zwischen den Möbeln und Umzugskartons stand, stiegen endlose Erinnerungen an meine Kindheit und Pubertät vor mir auf. Der Kork platzte, und die Welle brach über mir zusammen. Über Stunden saß ich in einem mit Folie abgedeckten Sessel und bebte von Heulkrämpfen.

Für den Rest der Woche meldete ich mich krank. Es waren meine ersten Fehltage seit ich bei Hartmann arbeitete. In einem Hotel bezog ich ein Zimmer. Am nächsten Tag fuhr ich zum Friedhof, auf dem meine Eltern beerdigt sind. Dann fuhr ich zwei Tage umher.

Ich suchte Plätze und Orte auf, die wir als Familie häufig besucht hatten – zum Einkaufen, für Spaziergänge, oder um besondere Ereignisse, wie Geburtstage, zu feiern. Ich versuchte mich an Einzelheiten, an Gesagtes, an die Stimme meiner Mutter und an das tiefe Lachen meines Vaters zu erinnern. Irgendwann stand ich sogar unter dem Baum, unter dem ich meinen ersten Kuss geküsst hatte.

Während meiner Rundfahrten breitete sich allmählich der Wunsch in mir aus, zurück in meine Heimatstadt zu ziehen und in das Haus meiner Kindheit und Jugend einzuziehen.

Wieder war es an der Zeit, eine wichtige Entscheidung zu treffen. Ich rief die ehemaligen Partner meiner Eltern an und fragte, ob sie die Planung für den Umbau meines Elternhauses übernehmen würden. Das Hallo war groß und herzerfrischend. Das bestärkte mich in meinem Wunsch, zurückzukehren. Und natürlich haben sie den Auftrag übernommen – für den sie mir bis zum heutigen Tag keine Rechnung gestellt haben.

Nach dem mein Entschluss feststand und alles geregelt war, setzte ich mich Freitagmorgen ins Auto und donnerte die fünfhundert Kilometer in kaum mehr als drei Stunden zurück. Ich fuhr direkt ins Büro.

Kaum angekommen, ging zu meinem Chef und erklärte ihm, dass ich nach den Übergriffen durch Immler keinen Tag länger für die Hartmann AG arbeiten und auch nicht weiter in der Stadt leben könnte. Meinem Chef war klar, dass eine weitere Mitarbeit für mich unzumutbar wäre. Wir verständigten uns auf eine sofortige Vertragsaufhebung. Ich übergab meine Projekte und verließ das Büro. Die Nacht schlief ich bei Nadja. Sie versprach mir, die Möbel zu verkaufen und einen Nachmieter für meine Wohnung zu suchen. Damit war ich frei.“

Ich nutzte Isabellas Schweigen und musste endlich meine Frage – auch wenn ich wusste, dass sie anlässlich der geschilderten Ereignisse geradezu banal, ja fast schon peinlich war, loswerden: „Was war, oder was ist das für ein Wagen, mit dem du die fünfhundert Kilometer in so kurzer Zeit zurücklegen konntest?“

„Das Auto meiner Mutter. Ein Porsche 911 Targa, Baujahr 1969. Dunkelgrün. Cognacfarbene Innenausstattung. Steht draußen in der Garage.“

Mein Traumaauto, einschließlich Farbe und Innenausstattung. Ich malte mir aus, wie Isabella große Einkaufstüten schwungvoll in den offenen Wagen warf und mit wehenden Haaren davonfuhr.

„Und was ist aus dem Stalker geworden?“

„Nach dem ich alles zu Protokoll gegeben hatte, und auch Nadja ihre Beobachtungen, habe ich mich um die Angelegenheit, beziehungsweise um den Idioten nicht mehr gekümmert. Auch Nadja ist nicht zur Gerichtsverhandlung gegangen. Ich hoffe, dass seine Anwältin und damit er über das Gerichtsverfahren nicht wissen, wo ich heute wohne. In jedem Fall bin ich froh, Sam um mich zu haben.

Zurück zum Haus: Während des Umbaus wohnte ich in einer möblierten Wohnung. Die Planung für den Umbau basiert auf der Annahme, dass in meinem Leben Kinder voraussichtlich keine, aber vielleicht ein Mann eine Rolle spielen könnte. Ich ließ so viele Wände wie statisch machbar entfernen. Im Ergebnis bewohne ich ein Haus mit viel Platz, aber nur wenigen Räumen. Möbel aus der Wohnung über den Garagen ließ ich neu beziehen oder restaurieren. Nur die Bilder entlang der Wand dort, sind neu. Das Ergebnis siehst du: eine Mischung aus Rock n' Roll, Petticoat und Nierentisch, kombiniert mit Einrichtungsstücken der folgenden Jahrzehnte.“

„Es sieht toll aus. Kompliment!“ Mehr gab es nicht zu sagen.

„Im oberen Stock ist alles zeitgemäß, aber die Raumgestaltung hat vielleicht zu viele sakrale Vibes abbekommen.“

„Sakrale Vibes? Ist dir Glaube wichtig?“

„Mit der Kirche habe ich bei Gott nichts am Hut.“

„Aber mit Gott schon?“

„Mit welchem? Wer garantiert mir, dass der christliche Gott der Alleinseligmachende ist? Für mich dürfen gerne mehrere Religionen nebeneinander existieren. Ich halte es mit der Antike, als die Völker ihre Mythen gegenseitig respektierten. Die großen Weltreligionen verfolgen in ihren Grundfesten doch alle hehre Ziele. Zu begrüßen wäre allerdings, wenn die Götter ihre Schäfchen auf Erden friedvoll miteinander weiden lassen würden. Aber Schafe sind leider nicht die Hellsten und so mancher Bock stinkt zum Himmel.“

„Bist du dennoch gläubig?“

„Manchmal. Ich bin unschlüssig. Dass die obere Etage etwas von einem Kirchenschiff abbekommen hat, war jedenfalls nicht beabsichtigt.“

Isabellas Bemerkung über Böcke, die zum Himmel stinken, ging mir nicht aus dem Kopf. Hatte der Stalker ihr Männerbild vergiftet?

12

„Lass uns etwas essen. Ich habe Kleinigkeiten vorbereitet.“ Wir gingen in die Tiefe des Raums, der im Dämmerlicht lag. Ein langer Esstisch tauchte auf.

Um die Ecke, hinter einem Tresen mit einer Oberfläche aus schwarzem Marmor, öffnete sich die Küche. Auch die war groß. Hatte ich etwas anderes erwartet? Isabella drückte mir eine Flasche, jetzt Weißwein, und einen Korkenzieher in die Hand. Während ich die Flasche aufzog, Wein, und aus einer Karaffe Wasser einschenkte, holte Isabella belegte Platten aus dem Kühlschrank auf den Tisch. Teller und Besteck lagen bereits auf. Ich zündete umherstehende Kerzen an. Kaum saßen wir, ergriff Isabella wieder das Wort.

„Während der Umbaumaßphase fiel mir die Anzeige für meine heutige Stelle auf. Vom ersten Arbeitstag an achtete ich darauf, nicht aufzufallen, nicht wieder zum Objekt des Begehrens zu werden. Ich kaufte mir unauffällige Klamotten, die vor allem eines nicht sein durften – figurbetont. Und flache Schuhe. Die sind bocksteinhart und tun so höllisch weh, dass ich sie, wo immer im Büro möglich, heimlich abstreife. Und in keinem Fall wollte ich mit dem Porsche ins Büro fahren. Ich schaffte mir einen gebrauchten Allerweltswagen an. Zur Krönung meiner Tarnung trage ich den Ehering meiner Großmutter.“

Während ihrer Schilderung musste ich zunehmend schmunzeln. Schließlich lachte ich laut und konnte fast nicht aufhören. Erst als ich den Eindruck gewann, dass Isabella anfang, ärgerlich zu werden, riss ich mich zusammen.

„Entschuldige bitte. Ich lache nicht über dich oder gar dich aus. Ganz im Gegenteil. Ich lache über mich. Vielleicht ist es an der Zeit, dass auch ich dir einiges gestehe. Ich fange mal vorsichtig an. Zuerst habe ich dich für reichlich überspannt gehalten. Da war deine bockige Art zu kommunizieren. Laufend hast du die Dinge relativiert und warst um Distanz bemüht. Dann deine Kleidung, einschließlich der Schuhe. Zudem schleichst du immer umher, statt selbstbewusst aufzutreten. Ich erschrecke jedes Mal, wenn du wie aus dem Nichts plötzlich dastehst. Und dennoch: Seit du mich zu unserer ersten Besprechung einbestellt hast – elf Uhr, Block A, fünfte Etage, Raum Newton – wirkst du anziehend auf mich. Die Tatsache als solche begriff ich rasch. Doch ich verstand lange nicht, wie das bei deiner hölzernen, oft abweisenden Art und deinem ungewöhnlichen Modestil geschehen konnte.“

„Halt“, fiel Isabella mir ins Wort. „Ich habe dich nicht einbestellt. Ich habe einen Termin- und Raumvorschlag gemacht. Zu keinem Zeitpunkt habe ich dich daran gehindert, einen Gegenvorschlag zu machen – oder mich zu euch in das F&E-Zentrum einzuladen. Das hätte mich interessiert.“

Wieder lachte ich. „Du hast recht – und so kann man sich täuschen. Du stellst deine Umgebung aber auch wirklich vor große Rätsel.“

Als du überraschend bei mir im Büro auftauchtest, trugst du keinen Ehering. Mittags in der Kantine schon. Damit begannen die Fragen. Ich fragte mich, wie das zusammenpasst. Nach dem ich dich an jenem Samstag in dem Sommerkleid und mit Louboutin-Schuhen durch die Stadt flanieren sah, war ich endgültig verwirrt. Du kamst mir wie die weibliche Form von Dr. Jekyll und Mr. Hyde vor. Deine Metamorphosen bestärkten mich darin, mich im Umgang mit dir auf das Fachliche zu beschränken.“

Isabella sah mich verwundert an. Oder war es ein ungläubiger Blick? „Du kannst stolz sein. Mit deinen Maskeraden ist es dir gelungen, in der Firma den Ruf einer ältlichen Jungfer zu zementieren. Du kannst unbesorgt sein. Niemand wird dich anbaggern.“

Urbanczyks „Vogelscheuche“ und „Schrecksschraube“ ließ ich vorsichtshalber weg.

Isabella lachte. „Immerhin. Der Punkt geht an mich.“

Ich war erleichtert. Mein zweifelhaftes Kompliment hätte auch nach hinten losgehen können. „Wie kam es vor drei Tagen dazu, dass du dich mir gegenüber so offen gezeigt hast?“

Isabella schwieg. Ich auch. Wir waren an dem Punkt, um den es ging: Ich wollte eine Erklärung, eine plausible Antwort. Schließlich hatten wir beide und zusammen unsere Grundsätze gebrochen.

Wir schuldeten uns Antworten. Sams Schnarchen war das einzige Geräusch. Ich wartete.

„Auch du gefällt mir seit unserer ersten Besprechung. Aber deine Art der Zusammenarbeit irritierte mich anfänglich. Du verhältst dich nicht nur respektvoll, sondern sprichst auch Anerkennung aus und gibst Rückmeldung. Erst glaubte ich, du würdest es ironisch meinen. Lob und Wertschätzung sind schließlich im Berufsalltag unüblich. Nicht bei dir. Das musste ich erst einsehen und akzeptieren. Gleichzeitig wirst du nie persönlich, nach dem Muster, wie erfreulich es ist, dass eine gutaussehende Frau auch intelligent sein kann.

Bei der Hartmann AG war ich anfänglich locker gewesen, machte schon mal Bemerkungen zum Wetter, zu Ereignisse im Unternehmen, oder erzählte vom Wochenende. Seit der Erfahrung mit Immler bleibe ich sachlich. Trotz meiner Distanziertheit bist du freundlich geblieben. Na ja, und dann gibt es ja noch so etwas wie die zwischenmenschliche Chemie. Die wollte ich aber nicht hochkochen lassen. Schon gar nicht, nach dem du mir in der Innenstadt gefolgt warst.“ Damit schwieg sie.

Jetzt musste ich ehrlich sein. „Es stimmt. Ich bin dir tatsächlich über gut zehn Auslagen hinweg gefolgt. Ich konnte deine Verwandlung einfach nicht fassen und nicht glauben.

Aus der ollen Jungfer im Sack-Look war eine atemberaubende Fee geworden. Zuerst war ich überwältigt – dann neugierig. Darüber habe ich nicht bemerkt, dass du mich doch wahrgenommen hast. Als du dann wieder einmal stehen geblieben bist, wurde mir bewusst, wie dämlich und respektlos ich mich verhielt. Mit schlechtem Gewissen wechselte ich die Straßenseite und lief in die Gasse zur Heiliggeistkirche. Ich tauchte ab um unsichtbar sein.“

Mit einem Lächeln sah Isabella mich an. „Bei jedem hätte ich es als Verfolgung empfunden, vielleicht sogar Angst bekommen und angefangen, zu zittern. Dein Interesse schmeichelte mir dagegen. Dass du nicht länger durchgehalten und dich so schnell aus dem Staub gemacht hast, hat mich dann gekränkt – womit ich zum entscheidenden Punkt komme: Nach deiner Verfolgung bist du nicht der Versuchung erlegen, im Büro herum zu tratschen, mich in einer anderen Rolle – in meinem wahren Wesen – ertappt zu haben. Diese Diskretion schenkte mir Vertrauen und gab mir die Sicherheit, mich auf dem Weihnachtsmarkt dir gegenüber so zu geben, wie ich bin. Ich wollte dich besser kennenlernen. Dass es so weit gehen würde, hatte ich allerdings *a b s o l u t* nicht geplant. Großes Ehrenwort.“

Ich hielt Isabella meine Hand entgegen. Sie umfasste sie sanft.

„Hattest du den Ehering für das Gespräch mit mir in meinem Büro abgezogen?“

Ihre Augen funkelten im Kerzenlicht.

„Ja.“

„Auch zum Thema Ring und Schmuck muss ich dir ein Geständnis machen. Erinnerst du dich, dass ich auf dem Weihnachtsmarkt plötzlich und scheinbar unmotiviert gelacht habe?“

Isabella nickte.

„Außer dem Ehering und der Uhr habe ich nie Schmuck an dir gesehen und so überrollte mich die Frage, ob du stattdessen Körperschmuck trägst. Solche Gedanken sind mir eigentlich fremd, aber ganz offensichtlich hast du meine Fantasie provoziert. Daran erinnerte ich mich, als du mir gegenüberstandst – und musste lachen.“

Isabella verstärkte den Druck um meine Finger. „Die Antwort kennst du ja inzwischen.“

13

„Komm. Ich zeige dir den oberen Stock.“

Während wir die elliptisch geformte Treppe nach oben gingen, betrachtete ich die drei Bilder, die schon zuvor mein Interesse geweckt hatten. Sie waren in Schwarz und Weiß und in hellen bis dunklen Grautönen gemalt.

Teils wirkten sie verschwommen und erinnerten an verwackelte Photographien. Zentrale Bildausschnitte waren dennoch detailgenau, und es waren Ölbilder auf Leinwand. Als ich mich plötzlich daran erinnerte, in einer Ausstellung bereits solche Gemälde gesehen zu haben, stockte mir der Atem. Der Name des Künstlers fiel mir nicht ein. Aber ich wusste, dass sie ein Vermögen wert waren, jedes einzelne teurer sein würde, als das ganze Anwesen hier.

„Meine Eltern haben die Bilder von einem Pleite gegangenen Bauherrn als Honorar bekommen. Damals deckte ihr Wert allerdings kaum die offenen Rechnungen“, erläuterte Isabella.

„Was Besseres hätte deinen Eltern nicht passieren können. Zumindest nachträglich betrachtet.“

„Stimmt. Im Nachhinein schon“, stimmte Isabella zu und zuckte mit den Schultern.

Vor dem dritten Bild blieb ich stehen. Außer einer runden Nickelbrille wie die bei Intellektuellen in den späten 1960er Jahren Mode waren, trug die junge Frau nichts Wesentliches. Mit geradem Rücken, die Arme seitlich abgestützt, saß sie auf dem Boden. Die Knie angezogen und mit gespreizten Beinen sah sie mich an und schien „Na und“ zu sagen. Ich taufte das Werk ‚Studentin‘ und ging auf die Empore. Dort befand sich eine einzige Tür mit zwei Flügeln.

Isabella öffnete beide Flügel gleichzeitig und bedeutete mir, voranzugehen. Ich trat ein und betrat ein Ambiente, wie ich es noch nie gesehen hatte, dessen Ende in weiter Ferne erschien. Die Raumhöhe bis zum First musste über fünf Meter betragen, vielleicht eher sieben. Ich verstand Isabellas Bemerkung, die obere Etage habe eine sakrale Anmutung. Ich stand in einer Kathedrale.

In einem Vorbereich formten Einbauschränken links und rechts Ankleiden. Auf der einen Seite lagen auf einem Sessel Kleidungsstücke die Isabella gehörten. Die Ankleide gegenüber schien unbenutzt. Isabella hatte erklärt, der Umbau beruhe auf der Annahme, dass in ihrem Leben keine Kinder aber vielleicht ein Mann eine Rolle spielen würden. War das die Ankleide für den Mann? Isabella schubste mich sanft. „Weitergehen.“ Noch rasch ernannte die Ankleiden zur Sakristei.

Vor mir öffnete sich eine von goldenem Licht überzogene Weite. Ein Bett, hoch wie ein Tisch und mit weißem Überwurf dominierte die Szenerie. Es stand mittig vor der weißen und wie Marmor schimmern- den Giebelwand am gegenüberliegenden Ende. Der Raum strahlte die Ruhe und Klarheit einer Zisterzienser-Abtei aus. Das Bett glich einem Altar – oder wie eine Opferstätte. Ich schmunzelte.

Außer einer Récamiere war kein weiteres Möbel, oder ein Bild oder Spiegel vorhanden.

„Komm“, sagte Isabella leise. Es hatte fast andächtig geklungen. Sie ging voraus, seitlich am Bett vorbei – und verschwand. Ich erkannte, dass die Wand hinter dem Bett nicht das Raumende bildete. Ich folgte ihr und fand mich in einer Bade-Oase wieder. Mittig eine Badewanne, schwarz, ausladend wie eine Champagner-Schale und groß genug für zwei. Hinter einer Glaswand zwei Duschen. Gegenüber ein Doppelwaschtisch. In Anlehnung an Isabellas sakrale Vibes taufte ich den Wellness-Tempel Baptisterium.

Ich wollte mir nicht überlegen wie viele Quadratmeter die Raumfolge allein hier oben haben mochte. Vielleicht hundertfünfzig. Und das alles für eine Person – und vielleicht den Mann, der in Isabellas Leben einmal eine Rolle spielen mochte. Ich dachte an die dreieinhalb Zimmer meiner Wohnung, auf die ich immer stolz war. Wieder einmal wurde mir klar: Alles ist relativ.

Für den restlichen Abend kehrten wir nicht nach unten zurück.

Fortan verbrachten wir die meiste Zeit bei Isabella. Schon wegen Sam.

Die wenigen Abende, die ich alleine in meiner Wohnung zubrachte, fühlten sich fremd an – nicht mehr nach meinem Zuhause. Einen Schlüssel zu Isabellas Haus wollte ich dennoch nicht. Morgens fuhren wir getrennt und auf unterschiedlichen Wegen zur Arbeit. Während der Arbeitszeit telefonierten wir nicht miteinander. Das waren die einzigen Absprachen, die wir trafen. Über alle anderen Fragen sprachen wir nicht. Vermutlich dachten wir das Gleiche: Die Zeit wird es weisen. Aber das genügte mir nicht. Es stand viel auf dem Spiel. Noch schien im Betrieb niemand Verdacht zu schöpfen. Dennoch. Unsere Beziehung blieb eine Gradwanderung. Auf beiden Seiten ging es in die Tiefe. Auf Dauer würde das nicht gutgehen. Aber ich hatte keine Idee, wie wir sicheres Terrain gewinnen könnten.

Und Isabella? Sie war noch nicht lange genug im Unternehmen, um zu wissen, was ablief, wenn eine Beziehung unter Führungskräften aufflog – Karriereknick, vielleicht sogar Kündigung. Ich dachte an meine Ambitionen, in den Vorstand aufzurücken. Diese Option wollte ich nicht dadurch aufs Spiel setzen, dass ich eine Beziehung, die mir viel bedeutete, nicht geordnet bekam. Während ich solchen Gedanken nachhing meldete sich irgendwann eine alte Frage zurück: Konnte ich sicher sein, dass Isabella keine Industriespionage betrieb?

Sollten Kinder in ihrem Leben keine Rolle spielen, weil im Leben einer Agentin kein Platz für Kinder war?

15

Ab dem dreiundzwanzigsten Dezember und bis Ende der ersten Kalenderwoche im Januar blieb die Firma wie jedes Jahr geschlossen. In der Vergangenheit war ich dennoch gelegentlich ins Büro gefahren, um das alte Jahr abzuschließen und Vorbereitungen für das Neu zu treffen. Dieses Mal blieb ich dem Büro fern. Isabella fuhr wegen irgendwelcher Fristsachen zwei Mal hin. Die Tage verflogen – mit Ausschlafen, langen Spaziergängen durch nebelverhangene Tage und einmal durch dichtes Schneetreiben – Sam immer dabei. Zuhause bei Isabella lasen wir, nutzten die Sauna und kochten. Am neunundzwanzigsten, frühmorgens, überlegten wir, nach London zu fliegen und dort Sylvester zu feiern. Wir ließen es und bereiteten uns am Einunddreißigsten Käsefondue. Dazu tranken wir Fendant aus dem Wallis.

Zwei Wochen nach Ende der Werksferien flog ich wie jedes Jahr für vier Tage nach Bangkok. Dort befand sich ein Entwicklungsstandort, der mir unterstand.

Bisher war ich immer schon freitags geflogen, trieb mich das Wochenende über in Bangkok herum und genoss die Wärme. Diesmal hatte ich keine Lust, frühzeitig anzureisen. Eigentlich hatte ich überhaupt keine Lust auf Geschäftsreise. Seit Isabella in mein Leben eingetreten war, hatten sich viele meiner Gewohnheiten verändert. Nach einem Nachtflug saß ich am Montag mit roten Augen in den Gesprächen. Gleich nach dem Abschluss der Meetings am Donnerstagnachmittag ließ ich mich zum Flughafen Suvarnabhumi bringen, um Freitagfrüh zurück zu sein. Mittwochfrüh schlug ich Isabella per Mail vor, für Freitag Home-Office einzuplanen und mich vom Flughafen abzuholen. Ins Büro würde ich erst wieder am Montag gehen. Isabella reagierte mit: ‚Ich muss schauen.‘ War was? Kurz vorm Abflug riss mir der Geduldsfaden. Ich wollte wissen, ob sie mich abholte. Auf dem Smartphone verfasste ich die Frage. Gerade als ich den Sendepfeil drücken wollte, vernahm ich das Ping einer eingegangenen Mail. Endlich. Würde Isabella mich abholen? Ich öffnete den Posteingang. Die Nachricht war nicht von Isabella. Sie war vom Chef, wie der Vorstandsvorsitzende genannt wurde. Besser gesagt, von seinem Assistenten. Der ließ mich wissen, dass ich nach der Landung sofort ins Büro zum VV kommen sollte.

Und dann traute ich meinen Augen nicht und las den nächsten Satz ein zweites Mal: Frau Dr. Zetsche wird ebenfalls an dem Gespräch teilnehmen.

Ich ließ die Hand sinken und starrte geradeaus. Die Bombe war geplatzt. Oder waren zwei Bomben hochgegangen? War nur unsere Affäre aufgefliegen – oder hatte Isabella doch für die Konkurrenz spioniert? Ich hatte es geahnt, nein, immer befürchtet und gewusst, dass alles früher oder später auffliegt. Nie habe ich ihr etwas von unserer Entwicklungsarbeit erzählt, nicht die geringsten Andeutungen gemacht. Manchmal habe ich mich darüber gewundert, dass sie nie Fragen zu unseren Projekten stellte. Meine Gedanken überschlugen sich. Mir fiel ein, dass Isabella zwischen den Jahren ins Büro gefahren war. „Fristsache“, hatte sie gesagt. Mein Passwort war simpel. Hatte sie sich Zugang zu meiner Ablage auf dem Zentralrechner verschafft? Alle Projektdossiers waren dort auf aktuellem Stand abgespeichert. Kollege Urbanczyk hatte immer darauf gedrängt, den F&E-Bereich von der sonstigen IT-Infrastruktur abzukoppeln. Spätestens jetzt hatte er im Spiel um den Vorstandsposten ein drittes Ass gegen mich auf der Hand. Würde der Fehler mich den Job kosten? Mir dämmerte, warum Isabella auf den Vorschlag, am Freitag Home-Office einzuplanen und mich vom Flughafen abzuholen, so wundersam reagiert hatte.

In Trance stieg ich in das Flugzeug ein. Nur gut, dachte ich lakonisch, dass meine Wohnung abbezahlt war. Wenn schon arbeitslos, dann wenigstens ohne Schulden. Der Rückflug verlief ruhig, aber innerlich schüttelte es mich durch.

16

Nach der Landung fuhr ich mit einem Taxi in die Firma. Auf dem Besucherparkplatz sah ich Isabellas Porsche. Man hatte ihr den Firmenausweis bereits abgenommen. Würde mir Hausverbot erteilt und nach dem Gespräch mit dem Chef mich jemand aus der Personalabteilung in mein Büro begleiten, damit ich unter Aufsicht meine persönlichen Dinge zusammenzuraffen konnte? An Schadensersatzansprüche gegen mich wollte ich erst gar nicht denken.

Der Pförtner sah mich skeptisch an, als ich umständlich nach meinen Werksausweis kramte. Das tat ich sonst nie. Nachdem er mir eine Weile zugesehen hatte, sagte er „Ist schon gut, Herr Doktor“. Ich sackte in mir zusammen. Er wusste also noch nicht Bescheid. Ich ging zu Block A, nahm den Aufzug in den dreißigsten Stock, schritt den Gang entlang und klopfte an den Rahmen der offenstehenden Tür zum Vorzimmer des Chefs. Der Assistent sah auf und nickte, als er mich sah.

„Ah. Hallo Dr. Hähnle. Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug. Gehen Sie bitte durch. Der Chef und Frau Dr. Zetsche erwarten Sie.“

Du feiger Säusler, ging es mir durch den Kopf. Aber mehr, als zu säuseln, steht dir auch nicht zu. Kommentarlos ließ ich Koffer und Aktentasche an seinem Schreibtisch stehen. Ich ging zur angelehnten Tür des Vorstandsvorsitzenden, klopfte und trat ein, ohne die Aufforderung hereinzukommen, abzuwarten. Hinter mir fiel die Tür satt ins Schloss. Die Hinrichtung konnte beginnen. Ich war selbst schuld, hatte mich nicht an mein eisernes Prinzip – Never dip your – gehalten. Auf das Vergehen stand Höchststrafe.

Der Chef und Isabella saßen in der Sitzgruppe am bodentiefen Fenster, hinter ihnen, tief unten, die Stadt im kalten Winterlicht.

„Herr Hähnle. Willkommen. Schön, dass Sie gut zurück und jetzt hier sind.“ Der Chef blieb sitzen. Isabella folgte dem Beispiel. „Ihre Kollegin, Frau Zetsche, muss ich Ihnen ja nicht vorstellen.“

Keine Ironie, kein Sarkasmus lagen in seiner Stimme. Zuckersüß wie immer. Er deutete auf einen Sessel. Ich setzte mich. Wir saßen im Dreieck. Ich nickte erst ihm und dann Isabella zu und raunte „Guten Tag“.

Ich wusste, wie der Chef unerfreuliche Gespräche eröffnete.

Mir war klar, dass das Vorgeplänkel jetzt vorbei war. Ich sah zu Isabella. Sie sah blendend aus, trug den schwarzen Hosenanzug, den sie anprobiert hatte, als ich sie in der Stadt beobachtet hatte. Dazu High Heels mit roter Sohle. Du hast hier auch nichts mehr zu verlieren, dachte ich, während ich sie ansah. Ihr Blick blieb neutral.

„Zur Sache“, eröffnete der Chef an mich gerichtet die Exekution.

„Sie sind sicherlich müde von der Reise. Aber im Anschluss an das Gespräch werden Sie genügend Zeit finden, sich auszuruhen.“

Du süffisanter Fuchs. Aber weiter kam ich mit meinen Gedanken nicht, denn der Chef wandte sich nun Isabella zu. Jetzt war sie an der Reihe.

„Frau Zetsche. Ihnen nochmals vielen Dank, dass Sie sich in der Angelegenheit sofort geöffnet haben. Es ist ja in der Tat eine nicht alltägliche Situation.“

Was. Um was auch immer es hier ging – Industriespionage oder unsere Affäre – es war nicht durch einen dummen Zufall aufgefliegen. Isabella hatte uns auffliegen lassen. Sie hat uns verraten und mich hingehängt. Steckte Urbanczyk dahinter? Hatte er eine Intrige gegen mich gefahren, auf die Isabella reingefallen und aufgesprungen war? Ich konnte es nicht glauben, nicht fassen. Isabella dagegen, schien die Aussage nichts auszumachen.

Ich begriff. Sie hatte inzwischen verinnerlicht, dass sie hier nichts mehr zu verlieren hatte. Ihre Kostümierung war nicht mehr nötig. Getrost hatte sie für das Gespräch einen sündteuren Anzug anziehen und mit dem Porsche vorfahren können. Meine anfängliche Verwunderung wandelten sich in Wut.

„Ich bedaure natürlich sehr“, fuhr der Alte fort, „Sie als Expertin für Patentangelegenheiten für unser Unternehmen zu verlieren. Ihr Einsatz für den neuen Werkstoff war ein Bravourstück. Zugleich bin ich froh, dass Sie nicht zur Konkurrenz wechseln, sondern zur Kanzlei Haas und Kollegen, die uns ja schon seit Jahren in Patentangelegenheiten betreuen.

Herr Hähnle“, wandte sich der Chef jetzt wieder an mich, „damit sind Sie mit wenigen Sätzen im Bilde. Frau Zetsche wird schon ab Montag nicht mehr bei uns im Haus tätig sein, sondern künftig unsere Ansprechpartnerin bei der Patentanwaltskanzlei Haas und Kollegen. Als Leiter der weitweiten Forschung und Entwicklung war es mir ein Dringendes, dass Sie diese Nachricht hier in diesem Kreis persönlich erfahren. Wir alle wissen, wie wichtig der Schutz vor Industriespionage und daher das Patentwesen sind. Frau Zetsche, ich wünsche uns weiterhin ein fruchtbares Zusammenwirken.“ Der Chef sah mich mit einem erwartungsvollen Blick an.

Ich nickte nur. Zu einem angemessenen Kommentar war ich nicht in der Lage.

„Na gut.“ Der Alte stieß einen Luftstoss durch die Nase aus. „Ich glaube, wir haben Sie jetzt lang genug von Ihrem verdienten Erholungsschlaf abgehalten. Ruhen Sie sich aus. Montag steht die Welt auch noch. Ihnen, Frau Zetsche, wünsche ich alles Gute. Und nochmals Gratulation zur Partnerposition in der Kanzlei. Das ist eine Lizenz zum Gelddrucken. Ich kenne die Quartalabrechnungen nur zu gut.“

Damit erhob sich der Chef. Isabella tat es ihm gleich. Ich blieb wie versteinert sitzen. Nach dieser Scheinerschießung fühlte ich mich zur Gänze ausgelaugt.

„Sie sehen, Frau Zetsche, Ihrem fast schon Ex-Kollegen hat es die Sprache verschlagen. Er benötigt dringend Schlaf. Vielleicht können Sie ihn zur Pforte begleiten und dafür sorgen, dass er mit einem Taxi nach Hause kommt.“

"Ich weiß zwar nicht, wo der Kollege zuhause ist. Aber das werde ich schon in Erfahrung bringen und ihn persönlich abliefern."

Ich sah zu Isabella hoch. Was kannst du schwindeln, ohne rot zu werden. Langsam erhob auch ich mich, gab dem Chef zum Abschied die Hand und verließ hinter Isabella das Büro. Auf ihren High Heels schwebte sie vor mir her.

„Herzliche Glückwünsche“, raunte ich im Aufzug, und vermied ein ‚dir‘ oder ‚Ihnen‘. Isabella bedankte sich zurückhaltend. Beide wussten wir, dass die Liftkabinen in A kameraüberwacht waren. Vor dem Gebäude nahm sie mir die Aktentasche ab. Ich zog den Rollkoffer hinter mir her. Ohne Zögern, lief sie zu ihrem Wagen, öffnete die Fahrertür, klappte den Sitz um und forderte mich mit einer Handbewegung auf, den Koffer auf den Notsitz zu bugsieren. Die Aktentasche nahm ich auf den Schoss.

17

Isabella fuhr vom Besucherparkplatz herunter und auf direktem Weg in Richtung der anderen Seite des Flusses. Kaum waren wir über die Brücke und in den ruhigen Straßen des Viertels, hielt sie mitten auf der Straße an, umfasste meinen Kopf und küsste mich leidenschaftlich. Den Motor ließ sie laufen. Mit meinem Kopf in ihren Händen kam ich mir wie Johannes vor, dessen abgeschlagenes Haupt Salome festhielt und voller Leidenschaft ansah.

„Was bin ich froh, dass du zurück bist. Und dass die Geheimniskrämerei vorbei ist. Alles weitere erkläre ich dir später.“

Was alles Weitere würde Isabella mir später erklären?

Nach der Beinah-Exekution war mir nicht nach weiteren Erklärungen oder Nachrichten. Ich wollte nur schlafen. Sie ließ meinen Kopf los, legte den Gang ein und fuhr weiter.

„Ich hoffe, wir sind auf dem richtigen Weg zu dem, was dein Zuhause ist. Dorthin, hat der Chef ja gesagt, soll ich dich bringen. Oder bin ich auf der falschen Fährte?“ Sie sah mich an, die Augenbrauen hochgezogen.

„Fahr nur weiter auf dieser Seite des Flusses.“ Ich hatte erschöpft geklungen. Dennoch sah ich ein Lächeln über Isabellas Gesicht huschen. Unter der überdachten Durchfahrt blieb Isabella stehen, stellte den Motor ab und drehte sich zu mir.

„Schlafe dich aus. Eine Bitte habe ich aber: Sei mir in deinen Träumen nicht böse. Ich weiß genau, was du dachtest, nach dem der Chef dich zu dem Gespräch einbestellt hatte. Deine Gedanken müssen niederschmetternd gewesen sein. Ich konnte dich aber nicht früher einweihen.“

Ich gab mich geschlagen. Bevor ich mich aber in der Kathedrale auf dem Altar – oder war es doch eine Opferstätte? – ablegen konnte, musste ich noch eine Begrüßung über mich ergehen lassen: Sam legte mir seine Vorderpfoten auf die Schultern und hätte mich am liebsten abgeschleckt.

Erst am späten Nachmittag wachte ich auf. Draußen war es bereits dunkel. Ich ging ins Bad. Der Boden war nass. Isabella musste kurz zuvor geduscht haben. Ich hatte es nicht bemerkt. Nachdem auch ich geduscht war, zog ich meinen Bademantel an und ging hinunter ins Wohnzimmer. Es herrschte Stille. Sam lag mitten im Raum und nahm keine Notiz von mir. Vom Tresen zwischen Esstisch und Küche kam ein Lichtschein. Ich ging hin. In einem Hauch eines weißen Morgenmantels saß Isabella zwischen zwei Pendelleuchten auf der schwarzen Marmorplatte. Ihr Gesicht war schwach beleuchtet. Noch mystischer ging es nicht. Das Weiß des Morgenmantels war gleisend. Die Beine ließ sie baumeln. Sie streckte mir die Hände entgegen. Ich blieb zwei Schritte von Isabella entfernt stehen.

„Willkommen zuhause. Endlich bist du wieder da. Und endlich ist alles geregelt. Ich hatte solche Angst, wir würden auffliegen. Herr Haas, der Gründungspartner von Haas und Kollegen, hatte im Sommer nach einer Besprechung flapsig geäußert, dass eine wie ich der Kanzlei gut zu Gesicht stehen würde. Vier Wochen später rief er mich an und fragte, ob ich es mir überlegt hätte. Hatte ich natürlich nicht. Er beendete das Telefongespräch mit den Worten: „Lassen Sie es sich doch mal ernsthaft durch den Kopf gehen. Sie können mich jederzeit ansprechen.“

Nach dem du und ich uns nähergekommen waren, dämmerte es mir, dass es mal wieder an der Zeit war, eine wichtige Entscheidung zu treffen – und dass es dieses Mal schnell gehen musste. Schließlich sind mir die alternativen Szenarien in Folge einer Büroaffären nur zu bewusst – und so rief ich Herrn Haas an.

Ich weihte dich aber nicht ein, um dich nicht in einen Loyalitätskonflikt zu bringen. Als ich zwischen den Jahren zu dir sagte, ich müsste wegen Fristen ins Büro, habe ich ein bisschen geschwindelt. Das Büro war nicht das unserer Firma, sondern das der Kanzlei Haas und Kollegen. Und die Frist war das Jahresende. Bis dahin wollten wir alles geregelt haben. Während du in Bangkok warst, habe ich unterschrieben und informierte daraufhin meinen Bereichsleiter. Ich konnte ja nicht ahnen, dass er sofort zum Chef läuft. Sei mir nicht böse. Bitte. Und schenke mir ein Lächeln. Bitte. Ich weiß, es war nicht richtig, dass du die Nachricht vom Chef erfahren hast. Er hat mich überrumpelt. Ich wollte es dir heute selbst sagen. Schließlich bin ich doch so stolz auf den Schritt. Und natürlich bin ich auch erleichtert. Jetzt ist jedes Karriererisiko ausgeräumt – auch für dich. Sei nachsichtig mit mir. Verzeih mir. Mein schlechtes Gewissen hat mich die letzten Wochen schon genügend gestraft.“

Ich lächelte und nickte. „Gratulation. Wirklich. Herzliche Glückwünsche. Das ist ein toller Karriereschritt. Ich freue mich für dich – und auch für mich, denn es stimmt. Die zurückliegenden Wochen, vor allem aber die Stunden seit es geheißen hatte, ich solle zum Chef kommen, waren tatsächlich auch für mich mehr als aufreibend. Jetzt kann mir der Bruch meines Credos nicht mehr zum Verhängnis werden.“

Isabella senkte den Kopf und schickte mir einen entschuldigenden Blick. „Das ist aber noch nicht alles. Ich glaube, es gilt noch eine wichtige Entscheidung zu treffen.“

Meine Laune, die eben noch begonnen hatte, sich aufzuhellen, verdunkelte sich schlagartig. Es reichte jetzt. Mir stand nicht der Sinn nach einer weiteren Überraschung. Zum ersten Mal in der Beziehung mit Isabella fühlte ich mich an meine Grenzen gebracht.

"Sag schon."

Langsam zog sie die Beine an, stellte die Fersen auf den Tresen und stützte sich mit den Händen seitlich ab. Die Knie ließ sie nach außen fallen und das feine Tuch von den Schultern gleiten.

Ich dachte sofort: Die ‚Studentin‘.

„Komm her“, hauchte sie.

Kaum stand ich bei ihr, flüsterte sie mir ins Ohr: „Hatte der Chef nicht auch etwas von fruchtbarem Zusammenwirken gesagt?

Vielleicht sollten wir doch wieder ein paar Wände im Haus vorsehen. Ich habe da so einige Ideen.“

Ich sah ihr in die Augen. „Hast du nicht gesagt, dass in deinem Leben vielleicht ein Mann, aber Kinder keine Rolle spielen würden? – sollten es Kinder sein, für die du Wände einziehen möchtest.“

„Da hast du ein wichtiges Wörtchen überhört. Zu Kindern sagte ich ‚voraussichtlich‘. Die Voraussetzungen haben sich aber grundlegend geändert. Oder?“ Dann küsste sie mich.

Irgendwann standen wir wieder in unsere Morgenmäntel gehüllt an den Tresen angelehnt da und stießen auf Isabellas neue Position an.

„Und? Wie viele Wände planst du einzuziehen?“

Das Lächeln auf ihrem Antlitz schien nicht enden zu wollen und ihre strahlenden Augen erwiderten meinen Blick.

„Mal sehen“, hauchte sie.

„Mal sehen“, wiederholte ich nachdenklich – hielt den Blick mit ihr – und ergänzte nach einer Weile: „Einverstanden.“

Mit weit von sich gestreckten Pfoten lag Sam mitten im Raum.

E N D E

Stadtlust

Seit es sich herumgesprochen hat, dass ich unter die Autoren gegangen bin, bekomme ich noch häufiger Bücher geschenkt. Neulich drückten mir einstige Studienfreunde ein Buch in die Hand. *Stadtlust*. Musst du lesen, lautete der Kommentar. Das Buch hatte unsere Kommilitonin Bine geschrieben.

Bine. Sie war immer eine der Letzten gewesen, die in den Hörsaal kam. Kaum wurde sie im Türrahmen sichtbar, drehten sich die Köpfe der Kommilitonen nach ihr um. Meist waren schon fast alle Plätze besetzt und Bine musste sich recken, um nach einem freien Platz Ausschau zu halten. Spätestens wenn sich Bine streckte ging ein Raunen durch die Reihen. Auch ich gönnte mir dann einen Blick und raunte stumm. Auch ich fand Bine verdammt aufregend. Außerdem mochte ich sie. Sie war wirklich nett, ohne Allüren, offen und immer gut drauf. Aber wie alle anderen im Saal wusste auch ich, dass Bine in festen Händen war. Ihr Freund war deutlich älter, bestimmt fünfzehn, vielleicht mehr Jahre. Gelegentlich sah ich die beiden mit seinem Hund in der Stadt. Oft saß das Tier auch bei Bine im Auto.

Das ist alles lange her und ich habe Bine nach dem Studienabschluss aus den Augen verloren.

Tage später fragten mich die Freunde, ob ich *Stadtlust* inzwischen gelesen hätte. Auf ihren Gesichtern lag etwas Schelmisches. Nein, hatte ich noch nicht. Solltest du unbedingt, insistierten sie.

Darauf griff ich am Abend nach *Stadtlust*. Der Band war abgegriffen, die Farben des Covers verschossen, die Seiten vergilbt. Bine nannte sich jetzt Sabine. Stand jedenfalls auf dem Einband. Ich las den Text auf der Rückseite. Dann las ich die Angaben auf Seite vier. Das Buch war vor dreißig Jahren herausgekommen. Es war ihr erstes Buch, ihr Debütroman, erschienen in einem renommierten Münchner Verlag.

Ich begann, *Stadtlust* zu lesen. Bald wurde mir klar, dass die Geschichte, soweit ich Bines Leben während der Studienzeit erinnerte und ansatzweise kannte, autobiografische Züge aufwies. Aber was hatte ich damit zu tun? Warum hatten meine Freunde darauf gedrungen, dass ich die Geschichte lesen sollte? Ab Seite zweiundvierzig verstand ich, warum. Bine hatte mich in einer Nebenrolle zu einem Protagonisten des Romans gemacht. Jetzt las ich schneller. Wie würde es weitergehen? Wie würde ich wegkommen?

Immer wieder hatte ich Auftritte und stellte fest, als Daniel glimpflich davonzukommen: als prima Kerl, der bescheiden war, ebenso wohnte und eine klapprige Karre fuhr. Einen kleinen Seitenhieb hatte sich Bine allerdings doch nicht verkneifen können:

Meine Golfschläger fanden Erwähnung. Wie einst ich, stellte Daniel sie in der Studentenbude in der Dusche ab. Bine hatte sich an die Tatsachen gehalten. Ich war amüsiert, und fühlte mich ein wenig geschmeichelt.

Aber wenige Seiten später verließ die Ich-Erzählerin mit Daniel den Boden der Tatsachen und schrieb ihm eine illustre, fiktionale Rolle zu. Zunächst machte sie Daniel für eine Nacht zu ihrem Tröster und dann zu ihrem Kommilitonen für Stunden oder Nächte zu zweit, wann immer ihr danach war. Erst zum Schluss, mit der Beschreibung von Daniels schlaksigem Körper und der glatten, unbehaarten Brust, fand die Ich-Erzählerin zur Realität zurück.

Nach dem ich spätnachts die Geschichte zu Ende gelesen hatte, recherchierte ich im Internet und erfuhr, dass Bine seit *Stadtlust* viele Romane und auch Drehbücher geschrieben hatte.

Normalerweise gebe ich ein Buch, wenn ich es gelesen habe, weiter. Mit *Stadtlust* geht das nicht. Bines Debütroman steht in meinem Arbeitszimmer bei den anderen mir wichtigen Büchern. Schließlich bin ich jetzt nicht mehr nur Autor von Romanen, Erzählungen und Essays, sondern auch Romanfigur.

E N D E

Auch von mir

Kaleidoskop

**Ein Bilderreigen von Leben, die sich begegnen,
berühren, vereinen und wieder verlieren,
und sich bei jeder Drehung neu sortieren**

Lilli ist jung und entschlossen. Um ans Ziel zu kommen, scheut sie nicht vor kleinen, wie sie findet verzeihlichen Manipulationen zurück. So angelst sie sich Anton. Das Leben der beiden steht im Zeichen der 68er-Bewegung. Tochter Taraneh wächst im liberalen Geist der Zeit auf.

Früh beobachtet Taraneh die Eitelkeiten und Abgründe der Erwachsenen und fragt sich, warum bei Astrid, einer Freundin ihrer Mutter, immer zwei Knöpfe der Bluse mehr offenstehen, wenn auch Tom zu Gast ist, und was Karins Fuß unter dem Hosenbein von Friedrich, Astrids Mann, sucht. Lilli und Anton begleiten Taraneh ohne Tabus bei ihren Beobachtungen. Dennoch entflieht Taraneh zum Studium ihrer Heimatstadt München und zieht nach Freiburg. Sie möchte unbeobachtet mit dem Leben und der Liebe experimentieren – bis ein Verrat alles ändert.

Paolo flieht von Perugia nach Hamburg. Dort trifft er Nicoletta, die auch geflohen war. Aus gutem Grund halten sie ihre Liebe lange geheim – bis das Schicksal sie trennt.

Einige Jahre sind vergangen, als sich die Wege von Taraneh und Paolo kreuzen. Überwältigt von der bald auflodernden Leidenschaft füreinander, aber gehemmt durch die erlittenen Schicksalsschläge, beschließen sie, eine Reise wagen zu wollen. Kein Ort und kein Weg sind das Ziel, sondern Antworten.

Auch von mir

F r a u e n b a d i

**Von irrealem Überfluss und oft großer Not
Von einer Ménage à trois und einer geheimen Parallelwelt
Von süßer Rache, Arthur Schnitzler
und von einem Verbrechen**

Zwei Frauen, in ihren Fünfzigern, lernen sich zufällig in Zürich kennen. Sie sind für eine Konferenz angereist. Irgendetwas verbindet sie, dabei hätte ihre Herkunft kaum unterschiedlicher sein können. Für beide verliert die Tagung jede Bedeutung und während zweier tropisch warmer Sommernächte offenbaren sie sich ihren Leben.

Die eine, Monika, kommt von ganz oben und hadert mit der zynischen Selbstvermehrung ihres unermesslichen Vermögens. Sie vertraut Valerie die Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend an und gesteht ihr das geheime Doppelleben ihres Vaters, mit dessen Folgen sie bis heute zurechtkommen muss. Werner, an dem Monika sich immer hat aufrichten können, ist seit fünf Jahren tot.

Valerie hingegen, entstammt den sogenannt kleinen Verhältnissen, macht aber beruflich Karriere. Mit Männern hat sie dagegen weniger Glück. Ausgerechnet eine Ménage à Trois soll in Schachen Männer alles richten – bis sie ausbricht und sich einer Schwesternschaft anschließt. Frömmigkeit und Demut gehören aber nicht zum Glaubensbekenntnis der Gemeinschaft. Bei aller Offenheit, weicht Valerie aber Monika aus, ihr die wahre Natur der Gemeinschaft anzuvertrauen. Dabei hat sie dafür ihr Leben auf den Kopf gestellt. Monika lässt aber nicht locker und entschlüsselt Valeries Geheimnis.

Nach dem auch die letzten Geständnisse offengelegt sind, verlassen die Frauen nach Mitternacht das Frauenbadi. Da passiert, was Monika immer für ausgeschlossen gehalten hat – und Valerie in Abgründe stürzt, die ihr Leben in den Grundfesten erschüttert.

Mein Debutroman waren allerdings die Erlebnisse

Vom Jungen, der kein Kind sein wollte

Durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben, das Schreiben der oben genannten Titel und nun des Bands mit Erzählungen steigerte sich mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. In Folge, habe ich das Buch zurückgenommen.

Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich mochte, eines Tages eine zweite Chance.



Christoph von Nostitz

Wer dreimal lügt, dem glaubt man nicht. Und
lügt, wer die Wahrheit verschweigt?
Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwan-
zig Mal am Tag. Manche weit öfter.
Ist Liebe der häufigste Grund für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, Scham und Sehn-
sucht, aus Liebe und Eifersucht, aus Lust, Spaß,
Geiz, Gier und Rache. Sie täuschen und belügen
andere und sich selbst, und führen hinters Licht,
in Versuchung und in die Irre.

Aus unterschiedlichen Blickwinkeln erzählen
die Geschichten von solchen offenbar zutiefst
menschlichen Wesenszügen.